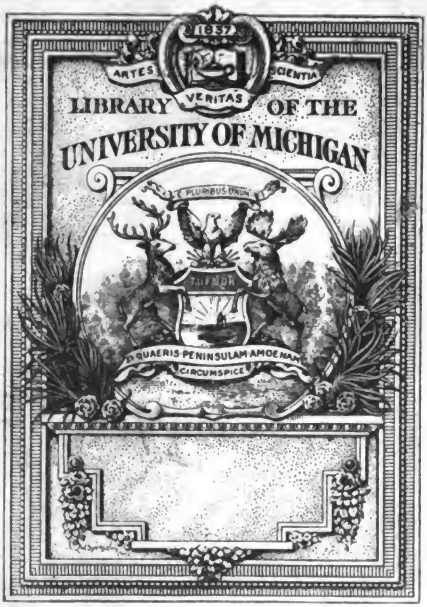
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google



THE GIFT OF

Dr. H. L. Ohlitz.

850.6258

Schweiz. **Interlaken.** Berner Oberland.
568 Meter ü. M.

Hotel Schweizerhof.

Von Deutschen bevorzugtes, modern eingerichtetes feines Familienhotel, an der gr. Höheweg-Nussbaum-Allee und dem Kurgarten gelegen.

*

Prachtvolle Aussicht nach den Jungfrau-Gletschern. — Grosse neue Säle und Veranden. Personen-Fahrstuhl. Elektrisches Licht. Bäder. Garten. — Pensions-Vereinbarungen f. längeren Aufenthalt. Mässige Preise für Passanten.

Unter persönlicher Leitung der Besitzer **E. Strübin & Wirth.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erschien die **dritte Auflage** von:

Kolumbus-Eier.

Eine Sammlung unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien.

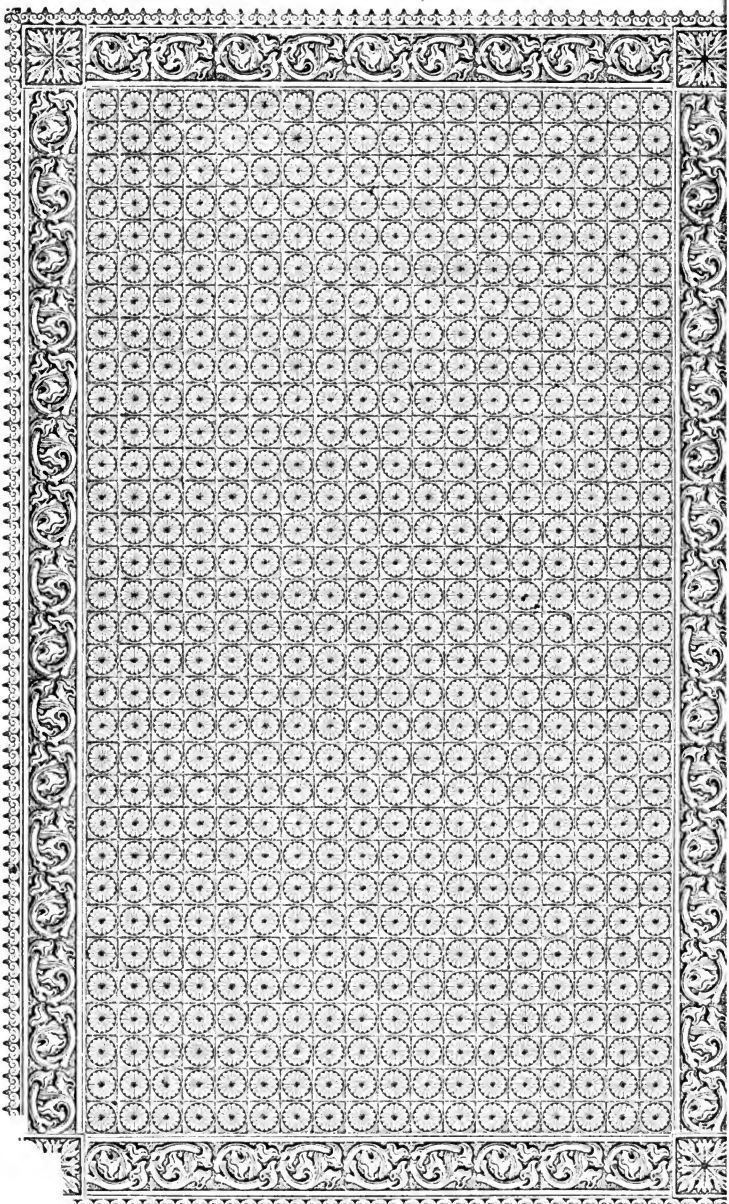
Mit vielen Illustrationen.

Elegant gebunden Preis 4 Mark.

Ein sehr amüsantes, dabei aber nützliches und belehrendes Buch! Die darin enthaltenen physikalischen Spielereien und Experimente können ohne besondere Vorbereitungen und Apparate von jedermann ausgeführt werden und bieten für jung und alt nicht allein eine angenehme Unterhaltung, sondern auch mannigfache Anregung zum Nachdenken.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Arnolds Bart" von Alwin Römer. (S. 102)
Originalzeichnung von A. Wald.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Auf stürzendem Thron. Roman von Woldemar Urban (Fortsetzung) 7

Arnolds Bart. Ein lustige Geschichte von Alwin Römer 81

Mit Illustrationen von A. Wald.

Im Reiche des Gambrinus. Ein Gang durch eine Großbrauerei. Von Hugo Molders 106

Mit 11 Illustrationen.

Auf den Brettern. Novelle von Reinhold Ortmann . 123

Der Photograph in den Lüften. Schilderung nach eigenen Erlebnissen. Von M. F. 172

Mit 10 Illustrationen und einer Karte.

Der Schenkwirtssohn von Roncole. Biographische Skizze von Alexander Ritter 188

Mit 4 Illustrationen.

Ein Spaziergang durch Kopenhagen. Städtebild von W. Kersten 203

Mit 8 Illustrationen.

Der Mut. Aus dem Tagebuch eines alten Corpsstudenten. Von Robert Misch 219

Mannigfaltiges:

Der Alkalde mit den abgeschnittenen Ohren . . . 230

Digitized by Google

Seite

Neue Erfindungen: Petroleumschnellkocher 232
Mit Illustration.
Eine bedenkliche Huldigung 234
Zahlungsmittel im Kongostaate 235
Ein glücklicher Barbier 237
Der Rat des Königs 238
Interessantes Naturschauspiel 238
Folgen des Schreckes 239
Die geschenkten Sitzungen 239
Gelegte Eier 240

Digitized by Google

Auf stürzendem Thron.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

11. (Nachdruck verboten.)

Das alte Castello del Carmine war eines der vier großen festen Schlösser, die im Mittelalter an den vier Ecken des alten Neapel zum Schutz der Stadt aufgeführt worden sind. Del Carmine, das gleichzeitig das Meer und die Stadt im Südosten, gegen den Vesuv hin, beherrscht, ist ein massiger, finsterer Bau, im Lauf der Zeit verwittert, mit hohen, nur selten durch kleine, vergitterte Fenster durchbrochenen Mauern, Bastionen, Terrassen, auf denen die Schildwachen hin und her gehen, mehr wie eine Festung als wie ein Schloß aussehend. In späterer Zeit, als sich die Stadt nach allen Seiten hin erweiterte, so daß jetzt mehr Einwohner außerhalb wie innerhalb dieses Festungsvierecks wohnen, machte man ein Gefängnis aus dem Kastell*), und als solches diente es seit einiger Zeit dem unglücklichen Felice Camboni zum Aufenthaltsort.

In den ersten Tagen war er wie verzweifelt. Als er

*) Das ist es auch jetzt noch.

Digitized by Google

aus dem vorübergehenden Verwahrsam im Municipium nach dem Castello del Carmine gebracht wurde, sah er sich für verloren an. Seine Rechnung war gemacht, glatt abgeschlossen, es fehlte nur noch der Strich darunter. Es handelte sich nur noch um gewisse Formalitäten, und gewiß hätte er sich in seiner Verzweiflung sofort den Schädel an den feuchten Kerkerwänden zerschmettert, wäre nicht doch noch eine ferne, leise Hoffnung in ihm lebendig geblieben, nämlich die Hoffnung auf Don Taddeos Ehrlichkeit und Menschlichkeit.

Nun war die Hoffnung zusammengebrochen. Taddeo hatte sich in der Verhandlung gegen ihn als einen heimtückischen Schuft erwiesen, der ihn absichtlich in eine Falle gelockt hatte und nun aus seiner Haut Riemen schnitt. Felices Untergang war die Treppe, auf der Don Taddeo emporstieg, und Felice hätte ein Einfaltspinsel erster Ordnung sein müssen, wenn er in den langen endlosen Tagen und Nächten seiner Haft nicht zu der Einsicht gekommen wäre, daß er in entsetzlicher Weise getäuscht und ausgenutzt worden war. Leider kam diese Einsicht zu spät. Alle seine Proteste, seine Aussagen, seine Beteuerungen waren wirkungslos. Das Unglück ging seinen Gang — das Todesurteil wurde über ihn gesprochen.

Zum Tode verurteilt! Bisher hatte Felice nur in Zeitungen und Romanen von solchen Lagen gelesen, wie sie die Phantasie des Schreibers gerade dargestellt hatte. Wenn ihm die Geschichte nicht gefiel, so hatte Felice sie beiseite geworfen und war pfeifend seiner Wege gegangen. Das war jetzt anders. Jetzt war er selbst der Held dieser Geschichte, und die Exekution sollte an seinem eigenen Körper vollstreckt werden — mit dem Beil! Seit dieser Zeit gewöhnte er sich ein eigentümliches Zucken mit dem Halse an — nervös oder instinktiv, das wußte er nicht, aber immer zuckte er in sonderbarer Weise mit dem Kopfe von

Digitized by Google

rechts nach links, von hinten nach vorn, als ob er probieren wolle, ob alles noch in Ordnung sei.

Nun war sozusagen sein Ende besiegelt, seine letzte Hoffnung dahin. Noch nicht einmal ganz siebenundzwanzig Jahre alt, zählte sein Leben nur noch Tage und Stunden, keine Wochen und Monate und Jahre mehr. Jetzt hätte er also, wenn er gar so hitzig war, Zeit und Gelegenheit gehabt, sich in seiner Zelle den Kopf zu zerschmettern. — Aber gerade jetzt regte sich in ihm der Instinkt des Lebens.

Stundenlang saß er an seinem Fensterchen, stumm, lauschend sah er hinunter, wenn ein Esel schrie, die Weiber sich zankten, die Schildwache hin und her ging mit hallendem Schritt, wenn ein Vogel hoch über der Stadt durch den blauen Aether zog, oder draußen auf dem Hafen, den er bis weit hinaus aufs offene Meer übersehen konnte, die Barken, die weißen Segler und die Dampfer ihre Wasserfurchen auf der spiegelglatten, im heißen Sonnenglanz wie träumend daliegenden Flut zogen. Wie scharf prägte sich jede Lebensthätigkeit ihm ein, wie lebhaft beschäftigte sie seine Einbildungskraft und seinen Geist. Die Lastträger am Hafen, die schwitzend und staubbedeckt, keuchend mit nackten Füßen auf dem heißen Lavapflaster ihre Säcke und Körbe hin und her trugen, wie beneidenswert fand er sie! Ja, selbst seine elende Zelle erschien ihm weniger häßlich, seit er wußte, daß und wozu er sie verlassen mußte. Bekam er nicht Wasser, wenn er dürstete? Brot, wenn ihn hungerte? Gewiß, es war ein Elend, denn es war nicht die Freiheit, aber auch das Elend war noch Leben, war nicht jenes entsetzliche Modern und Faulen, drei Fuß tief unter der Erde!

Leben! Wie sich seine Brust hob, seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten, wenn er dies Wort aussprach. Welche Fülle von Gedanken und Bildern stürmte auf.

Digitized by Google

ihn ein, wenn abends südlich der Insel Ischia die Sonne ins Meer sank, wenn sie mit ihrem roten Schein die Ufer in die satten, lebensvollen Farben tauchte, die Stadt überflutete, das alte Castello dell Ovo, das wie ein steinernes Gespenst des Mittelalters sich aus den tiefblauen Fluten erhob, in neuer Beleuchtung, wie zu neuem Leben verjüngte, die rauschenden Gärten des Posilipo, die unter der Glut des Tages regungslos geschmachtet, zu neuem Zauber, zu neuem geheimnisvollem Leben und Weben erweckte. Welt und Leben erschienen ihm wie ein goldener Traum oder wie ein schöner Rausch, aus dem er nun plötzlich herausgerissen, ernüchtert, und ins Nichts gestoßen werden sollte, fort ins schweigende Grab, in kalte, starre Nacht.

Dann überkam ihn die Raserei der Verzweiflung, dann saß er wie ein wildes Tier hinter seinem Fensterchen, mit glitzernden, wie wahnwitzigen Augen, dann rüttelte er mit Riesenkräften an den Eisenstäben und preßte zwischen den Zähnen hervor: „Ich will nicht, ich will nicht fort, ich will nicht sterben!“

Armer Felice! Und doch war sein ganzes Verbrechen seine Dummheit, in der er sich auf einen Menschen hatte hetzen lassen, den er in seinem Leben nie gesehen, von dem er sich verletzt, verfolgt, bedroht fühlte — weil es die anderen sagten. Was nützte ihm nun seine späte Erkenntnis!? Seine Riesenkräfte? Und wenn er hundertmal so riesenstark gewesen wäre, als er war, er konnte die Gitter, die ihn hielten, nicht lösen, die Thüren nicht brechen, seine bewaffneten Wachen nicht überwältigen, seinem Tod, dem Beile nicht entgehen.

Es war Abend, die Zelle finster. Felice hatte Hunger und lauschte hinaus auf den Gang, ob er den Wärter, der ihm sein Brot brachte, noch nicht höre.

„Hier!“ sagte plötzlich jemand draußen vor seiner Thür.

Digitized by Google

Er erkannte sofort die Stimme seines Schließers, der mit noch jemand kam.

„Madonna santissima — das ist ja eine Reise bis hierher!“ sagte dann ein anderer keuchend. „Den haben sie aber sicher untergebracht. Der arme Kerl würde sich nicht hinausfinden, auch wenn nicht auf allen Gängen und Stiegen Wachen stünden.“

„Es ist die Zelle für die zum Tode Verurteilten. Fallen Sie nicht. Hier ist eine Stufe. Können Sie sehen?“ sagte der Schließer wieder.

„Ich danke, ich danke. Wie viel Treppen und Stufen, wie viel Winkel und Gänge in diesem alten Rumpelkasten! Wenn ein Erdbeben käme und das mittelalterliche Ungeheuer ins Meer würfe, welch ein Segen!“

Jetzt erkannte Felice auch die zweite Stimme. Es war sein Onkel, Don Gennaro Machiavelli. Sein Herz schlug plötzlich ganz gewaltig, so daß das Blut ihm heiß in den Kopf schoß. Was hatte das zu bedeuten? Bisher war niemals erlaubt worden, daß er Besuch empfing, von wem es auch sei. Kam doch wieder Hoffnung? Hoffnung! Er hätte aufschreien mögen.

Dann hörte er, wie die Schlösser aufgeschlossen und die fürchterlichen eisernen Riegel beiseite geschoben wurden. Endlich ging die Thür auf. War es ein Wunder, daß er mit einer gewissen hastigen Gier hinaussah in den halbdunklen Gang, in dem die zwei Männer standen? Er hätte Flügel haben mögen, um über die beiden hinweg, Treppen und Gänge hinunter, zum Kastell hinaus und übers Meer, gleichviel wohin — nur fort, weit, weit fort fliegen zu können.

„Das ist er,“ sagte sein Onkel, „beim heiligen Gennaro, unserem Schutzpatron, das ist der arme Felice? Gott steh mir bei, wie siehst du aus?“

„Onkel, du hier?“ fragte er etwas verlegen; er wußte

Digitized by Google

wohl, daß er hohläugig, heruntergekommen, vergrämt und ausgehungert aussah.

„Ich hätte dich nicht wiedererkannt, so wahr ich dein Onkel bin, armer Junge! Du wirst dich wundern, warum ich hier bin. Nun, du sollst's gleich erfahren."

Damit kramte er aus seiner Brusttasche eine Handvoll Papiere heraus, suchte darin herum, als ob er das rechte nicht gleich finden könne, und sagte zu dem Schließer, der an der Thüre stehen geblieben war: „Don Paolo, einen Augenblick Eure Laterne. Man sieht ja hier nicht so viel, daß man seine Finger unterscheiden kann."

Der Schließer hob die Laterne ein wenig, um zu leuchten, aber sei es, daß der Mann gezittert, oder daß Don Gennaro ihn gestoßen, genug, die Laterne fiel in demselben Augenblick zu Boden, als Don Gennaro sich daran machen wollte, seine Briefschaften zu ordnen. Das Licht verlöschte sofort.

„Halt!" rief der Schließer mit starker, dröhnender Stimme, „niemand rühre sich von der Stelle."

„Zum Teufel auch, Don Paolo," rief Gennaro eilfertig und gesprächig, es schien fast, als ob er angetrunken sei, „wie wollt Ihr, daß wir uns rühren? Man sieht ja keine Hand vor den Augen. Oder glaubt Ihr, Euer Gefangener entschlüpft Euch, um in die Bajonette der Wachen zu rennen und mich ins Unglück zu stoßen? Holt lieber Licht."

Der Schließer hatte sich mit zwei Schritten wieder der Thür genähert. „Natürlich hole ich Licht," sagte er, „aber ich schließe euch unterdessen beide ein. Unterhaltet euch gut. Ich bin gleich wieder da."

Don Gennaro stand einen Augenblick lauschend still und hielt seinen Neffen bei der Hand. Beide hörten, wie der Schließer die Eisenriegel vor der Thür vorlegte und zuschloß. Als Felice etwas sagen wollte, zerrte ihn

Digitized by Google

sein Onkel an der Hand und bedeutete ihn, zu schweigen. So standen sie eine Weile stumm und in eigentümlicher Spannung bei einander, bis sie hörten, daß sich der Tritt des Schließers langsam von der Thür entfernte.

„Höre zu, Felice. Es gilt dein Leben!“ hastete Don Gennaro plötzlich leise und aufgeregt heraus.

„Was soll das alles bedeuten, Onkel?“ erwiderte dieser ebenfalls leise und gespannt.

„Kein Wort. Höre nur. Wenn es auf der Kirche der Madonna del Carmine zwanzig*) geschlagen hat — keine Minute später, keine Minute früher — wirst du dich mit aller Kraft gegen die Thür dort stemmen. Sie wird sich öffnen.“

„Aber —“

„Rede nichts. Die Sekunden sind kostbar. Der Schließer ist bestochen. Er wird nur scheinbar schließen, wenn ich fortgehe. Achtzehn Schritt gehst du rechts den Gang entlang. Dort ist die Treppe. Rechts von der Treppe, also ehe du die Stufen erreichst, wirst du in dem kleinen Bretterverschlag, der dort ist, und in dem die Aufwärter und Schließer gewöhnlich ihre Geräte unterbringen, eine Mütze, eine Bluse und zwei Holzpantoffeln finden, die dem alten Wasserträger Temistocle gehören. Du legst alles an und nimmst die beiden, mit schmutzigem Wasser gefüllten Eimer, die dort stehen werden, an dem kupfernen Träger über die Schulter. Siehst du dabei zufällig den Wasserträger Temistocle, so fürchte dich nicht. Sieh ihn dir vielmehr genau an. Er ist im Einverständnis. Dann gehst du an seiner Statt und in seinen Kleidern hinunter in den Hof an den Brunnen. Sollte dich unterwegs jemand anrufen, so suche die Stimme und vor allem die Gangart des Temistocle nachzuahmen. Vom Hof aus gehst du, nach-

*) Also acht Uhr abends nach unserer Uhr.

Digitized by Google

dem du die Eimer am Brunnen frisch gefüllt, durch das Thor an der Schildwache vorüber, dreist und zuversichtlich. Laß keine Angst merken. Verstanden?"

„Ja, aber —"

„Sei doch still, du wirfst draußen in einiger Entfernung die Eimer weg und läufst, was dich die Füße tragen, an den Hafen von Torre del Greco*). Du mußt vor Mitternacht dort sein. Hörst du?"

„Ja, ja. Was soll ich dort?"

„Du wirst es dort erfahren, du hast nichts zu thun, als nach Don Leone zu rufen und von dem zu verlangen, daß er dich übersetzt nach der Jacht „City of Aberdeen". Kannst du den Namen merken?"

„City of Aberdeen," wiederholte Felice mechanisch den fremden Namen.

„Sage ihn nochmals. Nochmals. Immer wieder. Du mußt ihn fortwährend für dich wiederholen. Dein Leben hängt daran, daß du dir den Namen merkst."

„Man wird mich verfolgen?"

„Ich glaube nicht, weiß es aber nicht. Es hat sich heute nacht in einer unteren Zelle ein Mann von deiner Statur erhängt, weil er nicht in den Bagno wollte. Diese Leiche will man in deine Zelle bringen, um —"

Er hielt inne und lauschte hinaus. Der schlürfende Tritt des Schließers ließ sich hören, und Don Gennaro fuhr plötzlich laut und aufgeregt fort: „Das Testament ist hier in meiner Hand. Du wirst es gleich lesen, sobald unser Freund, Don Paolo, Licht bringt. Der Präfekt hat es auch gelesen."

Paolo trat wieder mit seiner Laterne in die Zelle ein.

„Er hat gesagt, daß du davon Kenntnis nehmen

*) Torre del Greco ist ein kleiner Hafenort am Fuß des Vesuvs, bei dem alten Pompeji, etwa drei Wegstunden südlich von Neapel.

Digitized by Google

müßtest, deiner Geschwister halber. Daraufhin ist mir auf gütige Verwendung des Herrn Präfekten, Seiner Excellenz Liberio Romano, gestattet worden, dich zu besuchen, wie dir Don Paolo bestätigen kann."

„Es ist alles in Ordnung. Der Erlaubnisschein ist da. Es kann nichts dagegen gesagt werden," bestätigte der Schließer.

„Nun also," fuhr Don Gennaro hitzig fort, „hier ist das Testament. Lies es, Felice. Don Paolo wird die Güte haben, zu leuchten. Du mußt es genau lesen, damit du weißt, worauf es ankommt. Hier ist das Testament."

Dabei gab er seinem Neffen, der kaum im stande war, seiner Erregung Herr zu werden, einen großen Bogen Stempelpapier, auf dem ziemlich eng zusammengedrängt ein längerer Aufsatz geschrieben war. Im ersten Augenblick schwamm Felice alles vor den Augen, so daß er nicht herausbekam, was eigentlich auf dem Papier aufgezeichnet war. Nur an der Spitze des Aufsatzes stand groß und mit schön geschriebenen Buchstaben das Wort: „Testamento." Erst als er näher zusah, bemerkte Felice, daß der Aufsatz genau das enthielt, was sein Onkel mit ihm besprochen hatte. Die Entfernung von seiner Zelle bis zur Treppe, der Holzschrank, wo er die Kleider und Eimer des Wasserträgers finden sollte, der Weg, den er von da bis zum Brunnen und bis zum Hafen von Torre del Greco zurückzulegen hatte, sein Verhalten am Hafen selbst, wie auch der fremde Name des Schiffes „City of Aberdeen". Alles war sehr eingehend und genau aufgeführt.

Ferner erfuhr er aus dem Schriftstück, daß just um acht Uhr abends die Wachen gewechselt würden. Die neuen Posten konnten also nicht wissen, daß der alte Temistocle mit seinen Eimern eben erst hinaufgegangen war, und brauchten sich nicht zu wundern, wenn er wieder

Digitized by Google

herunterkam. Alles andere sollte er in Torre del Greco von einem gewissen Don Leone erfahren.

Felice kannte einen Mann solchen Namens nicht, aber so viel wurde ihm klar, daß man seine Rettung aus dem Kerker mit ebensoviel Umsicht wie Sorgfalt vorbereitet hatte. Auch mit dem Geld war nicht gespart worden. Denn außer dem Schließer mußte auch der Wasserträger bestochen und für ihn selbst die Ueberfahrt — wer wußte wohin? — bezahlt worden sein. Aber das kümmerte ihn jetzt noch nicht. Für ihn handelte es sich zunächst darum, hinauszukommen, die Freiheit der Bewegung zurückzugewinnen.

Auch wer sich in so aufopfernder Weise um seine Rettung verdient gemacht hatte, erfuhr er nicht. Denn daß sein Onkel nicht alles das fertig gebracht haben konnte, war klar. Er besaß weder den erforderlichen Einfluß, noch das nötige Geld dazu. Aber auch das ließ Felice vorläufig gleichgültig. Seine ganze Spannung richtete sich auf die Flucht selbst. Würde sie gelingen? Im schlimmsten Falle konnte er dabei erschossen werden, aber selbst das war nichts Schlimmeres, als was ihm bestimmt bevorstand, wenn er im Kerker blieb.

„Darf ich das Papier behalten?“ fragte er nach einer Weile, als er alles sehr genau gelesen hatte.

Rasch nahm ihm sein Onkel das Papier aus der Hand und steckte es sofort ein.

„Ich möchte wissen, wozu?“ antwortete er. „Seine Excellenz der Präfekt hat ausdrücklich befohlen, dir Kenntnis von dem Testament zu geben. Nicht das Testament selber. Das ist an jedem anderen Ort sicherer aufgehoben, als bei dir, mein Junge.“

„Aber —“

„Nichts aber! Du hast weiter nichts zu thun, als dir zu merken, was in dem Testament angeordnet ist,

Digitized by Google

und im übrigen an deine Geschwister und an deine Freunde zu denken, die du nicht unnötigen Gefahren aussetzen darfst. Und nun muß ich gehen. Morgen komme ich wieder, um deine Antwort zu holen. Verstanden? Addio, Felice. Nur Mut! Noch ist nicht aller Tage Abend."

Felice merkte nun schon, daß man fürchtete, das Schriftstück könne bei ihm gefunden werden und in unrechte Hände fallen. Seine Flucht wurde also durchaus nicht für absolut sicher gehalten.

Als sein Onkel mit dem Schließer wieder fort war, und er allein in der finsteren Zelle zurückblieb, hörte er ganz deutlich, wie der Schließer wie gewöhnlich die Riegel vorschob, das Schloß anlegte und schloß. Wie sollte er denn nun hinauskommen? Er hätte alles für einen Traum halten mögen, für eine Vorspiegelung seiner aufgeregten Phantasie. Schon war er versucht, nur um die Wirklichkeit der erhaltenen Mitteilungen zu erproben, an der Thür zu versuchen, ob sie nachgab. Aber er hielt an sich. Es konnte nicht mehr weit von der bestimmten Zeit sein. Dann würde sich ja alles zeigen.

Da er Hunger fühlte, kaute er an dem Brot, das ihm der Schließer mitgebracht hatte, und aß ein tüchtiges Stück davon. So saß er in seiner finsteren Einsamkeit etwa eine halbe oder dreiviertel Stunde — er wußte es nicht, da er kein Zeitmerkmal hatte und in seiner gespannten, fiebernden Aufmerksamkeit auch kein Schätzungsvermögen mehr besaß. Oft hielt er im Kauen inne, um ja nicht einen Glockenschlag zu überhören.

Plötzlich begann die Turmglocke auf der ganz nahen Kirche der Madonna del Carmine zu schlagen. Laut, fast dröhnend zitterten die Schwingungen durch die Luft. Felice meinte, sie müsse Tote auferwecken können, so stark und aufregend fielen die einzelnen Schläge in sein lauschendes Ohr. Er zählte mit klopfendem Herzen und stockendem

Digitized by Google

Atem von eins bis zwanzig. Dann bekreuzigte er sich fromm; die Entscheidungsstunde hatte geschlagen. Jetzt galt es um Tod oder Leben.

Mit aller Kraft stemmte er sich gegen die Thür — sie gab nach. Er erschrak fast, als er den halbdunklen Gang vor sich frei liegen sah, und faßte instinktiv nach dem Schloß, das noch an der Klammer hing. Dann begriff er alles. Der Schließer hatte das Schloß statt vor dem Riegel, hinter diesem zugeschlossen. Er durfte also alles wagen, was ihm gesagt worden war. Er wußte nun, daß alles sorgfältig vorbereitet war.

Leise schlich er sich den Gang entlang, genau die Schritte zählend, um sich in der Dunkelheit nicht zu täuschen. An der Treppe leuchtete eine Lampe, die auf dem unteren Stockwerk brannte, herauf. In ihrem Schein sah er den Schatten eines Mannes. Er fuhr zusammen, als ob er ein Gespenst gesehen habe. Der Mann stieg eben, krumm und gebückt wie ein Greis zu gehen gewöhnt ist, die Treppe herauf.

„Temistocle?“ flüsterte Felice leise, so leise, daß er es selbst kaum hörte.

Der alte Mann legte schweigend den Zeigefinger auf den Mund, deutete dann mit der Hand auf eine Bretterthür, die halboffen stand, und ging hüstelnd und schnaufend an Felice vorbei, den Gang entlang, als ob er es ihm hätte zeigen wollen, wie er es machen sollte.

Zitternd vor Aufregung riß Felice die Thür auf. Er fand alles, wie es ihm gesagt worden war, warf die Bluse über, fuhr mit den Füßen in die unförmlich dicken Holzpantoffeln und setzte die Mütze auf. Sie war viel zu groß und hatte einen riesigen Schirm. Er mußte sie an den Ohren festklemmen, sonst wäre sie ihm übers Gesicht gefallen, aber er fand, daß ihm gerade eine solche Mütze, die seinen halben Kopf und sein ganzes Gesicht

Digitized by Google

verbarg, am besten diente. Dann warf er flink und schon etwas sicherer werdend den kupfernen Träger über die Schulter, hakte die Eimer in den Stricken fest und begann seine Wanderung über Treppen und Gänge, wie sie ihm genau vorgeschrieben worden war. Ohne das würde er sich auf keinen Fall zurecht gefunden, sondern sich in dem endlosen Labyrinth von Gängen und Ecken und Winkeln verlaufen haben. In jedem Stockwerk gingen zwei Wachen mit aufgepflanztem Bajonett auf und ab. Felice machte, so gut es ging, den alten Mann, den er oben gesehen, nach, und wirklich hätte man, wenn man ihn so gebückt und hüstelnd gehen sah, meinen können, er hätte seit fünfzig Jahren nichts anderes gethan, als Wassereimer treppauf, treppab zu tragen. An den ersten Wachen kam er auf diese Weise ohne jeden Anstand vorbei. Im nächsten Stock rief ihm der Soldat, der gerade an der Treppe vorüberging, lachend zu:

„Madonna mia, was für eine Mütze hast du auf dem Kopf, Temistocle?“

Felice trat der kalte Schweiß auf die Stirne. Wenn der Soldat jetzt in seinem lachenden Uebermut ihm die Mütze vom Kopf nahm, um sie sich näher zu besehen? Im nächsten Augenblick konnte er das Bajonett in der Brust haben.

„Der Teufel hole alle Mützen,“ murmelte er hüstelnd und ärgerlich thuend, indem er langsam weiter humpelte. Irgend etwas mußte er sagen, um sich nicht verdächtig zu machen, und da fiel ihm gerade zur rechten Zeit dieser allen Neapolitanern so geläufige Fluch ein.

Der Soldat ging lachend weiter, und Felice stieg behutsam mit seinen Eimern tiefer hinunter. Ohne weitere Anfechtung gelangte er an den Brunnen, wo er seine Eimer langsam und mühsam ausschwenkte und von neuem füllte. Nun kam der gefährlichste Teil seiner Flucht, der Weg zum Thor hinaus.

Digitized by Google

Rechts und links vom Thor brannten zwei Laternen. Dort konnte er sich also nicht mehr auf die halbdunkle, unsichere Beleuchtung, wie sie im Kastell selbst herrschte, verlassen. Schon während er am Brunnen weilte, lugte er verstohlen nach dem Posten hin, der dort stand. Ein Hund lief draußen auf der Straße vorbei, und die Wache lockte ihn heran. Sofort hatte Felice seinen Vorteil erspäht. Jetzt oder nie, dachte er und schritt mutig darauf los.

Der Posten, der sich die Zeit vertreiben wollte, neckte sich mit dem Hunde, der schweifwedelnd näher kam, und in demselben Augenblick, da der Mann sich niederbückte, um den Hund zu streicheln, schlich Felice hüstelnd und humpelnd zum Thor hinaus.

Hundert Schritt davon entfernt, setzte er seine Eimer an einem Pfeiler des Kastells ab, stellte sie in die Nische und lief davon. Er war frei, frei wie der Vogel in der Luft! In atemlosem Lauf sprang er über den kleinen Platz, der ihn noch von der großen Straße, die am Meere hin nach dem Süden führte, trennte, und eilte dann diese entlang, in der Richtung nach Portici und Torre del Greco.

12.

Da die Nacht noch nicht weit vorgeschritten war, so befanden sich auf der Straße, die Felice zurückzulegen hatte, noch eine Menge Leute, Fuhrwerke, Karren aller Art, meist Landleuten gehörend, die ebenfalls aus der Stadt kamen und nun nach ihren in den Vororten gelegenen Behausungen zurückkehrten.

In den zahlreichen Osterien an der Straße saßen zechende Bauern und Arbeiter, zankten und stritten miteinander, daß ihr Geschrei weithin durch die Nacht gellte, Morraspieler schrieen sich in der Aufregung des Spiels gegenseitig wie verrückt an, kleine ambulante Garküchen,

Digitized by Google

die auf zweiräderigen Wagen durch die Straßen gezogen wurden, suchten durch schrilles Pfeifen die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich und ihre Leckerbissen: gesottene Muscheln, Seespinnen, kleine Krebse oder Seeigel, zu lenken, Verkäufer von Kaktusfeigen, Zitronenwasser, Fruchteis, Nüssen, Pinienkernen und anderen Näschereien für das Volk schrienen oder sangen ihre Waren mehr oder weniger melodiös aus.

Dies Leben und Treiben konnte dem Flüchtling nur lieb sein, denn da er wohl frei, aber noch keineswegs in Sicherheit war, auch auf Schritt und Tritt noch an seiner Gefängniskleidung, die von der Bluse des Wasserträgers nur oberflächlich verborgen wurde, erkannt werden konnte, so mußte er immer noch sehr auf seiner Hut sein, namentlich an den Zollgrenzen der einzelnen Verwaltungsbezirke. Wenn er unter dem Verdacht, zollpflichtige Eßwaren zu tragen, durchsucht wurde, konnte er noch immer abgefaßt werden.

Glücklicherweise war das nicht der Fall, und je weiter er sich nun von der Stadt entfernte, um so stiller und einsamer wurden die Straßen. Nun beschlich ihn wieder die Angst vor den Landgendarmen. Ueberall glaubte er aus den Schatten der Nacht die Bärenmütze eines Carabiniere hervortauchen zu sehen, und oft machte er große Bogen — um einen Schatten herum, den er dann als eine Agave oder einen im Schatten stehenden Esel, eine aufgerichtete Karre oder dergleichen erkannte.

Immer ruhiger wurde die Nacht, immer stiller und finsterer die Straße. Nur von Zeit zu Zeit leuchtete der Vesuv dunkelrot glühend, wie ein ungeheures Fanal über die Landschaft hin, wenn er eine Feuerwolke ausstieß. Felice hatte längst die letzten Häuser von Portici und Resina hinter sich und ging nun auf einer mit zollhohem feinem, weißem Staub bedeckten Landstraße hin, die sich

Digitized by Google

bald hart am Meer, bald durch antike Mauertrümmer und Ruinen oder durch Felsenvorsprünge von der Küste getrennt, zumeist an Gemüseanpflanzungen, Weingärten oder auch brach liegenden Lavafeldern vorbeischlängelte. Im eintönigen Gepolter rollte die Meeresbrandung oft bis hart an die Straße heran, die langen weißen Gischtwellen wie Gespensterarme hinaufreckend an die Ufer, die gleich darauf wieder wie spielende Kobolde in sich zusammensanken, um heimlich knisternd und rauschend in den Schatten der Nacht zu verschwinden.

Immer mehr und mehr zogen die Erscheinungen einer erhabenen, durch nichts in der Welt übertroffenen Natur die Aufmerksamkeit Felices auf sich und erfüllten sein Gemüt mit wonnigen Schauern. Angesichts der imposanten Erscheinungen der Elemente traten die Existenzsorgen Felices auf Augenblicke zurück. Er lauschte den unterirdischen geheimnisvollen Donnern des Berges, von dessen Spitze glührot leuchtend die ewigen Feuer des Erdinnern widerleuchteten, dem Rollen der Wogen, übersah staunend die schwarze, rätselhafte Fläche des Meeres, das den Horizont erfüllte — was war ein Mensch und sein Schicksal gegenüber solchen ehrfurchtgebietenden Gewalten? Ein Blitz, ein Zucken des Städtezerstörers Vesuv, und Tausende und Abertausende armer Menschenkinder sind unter den Trümmern ihrer Wohnstätten begraben.

Stundenlang trabte Felice dahin. Erst als er in die Nähe von Torre del Greco kam, traten die Erscheinungen seiner eigenen kleinen Welt wieder deutlicher und greifbarer vor seinen Geist. Er sah seinen Onkel Gennaro vor sich, der jetzt wohl daran denken würde, daß er vielleicht die schwersten Stunden seines Lebens durchzumachen hatte, der vielleicht vor seinem Madonnenbild lag und betete. Und Assunta? Würde Felice je wieder in ihr weiches, süßes Kinderauge blicken? Was würde überhaupt werden?

Digitized by Google

Felice war ein Flüchtling, aus seiner schönen, unvergeßlichen Heimat verbannt, zum Tode verurteilt. Wohin? Was würde ihn in Torre del Greco erwarten? Wem verdankte er in letzter Linie seine Rettung? Denn daß Don Gennaro dabei mehr Vermittler als Unternehmer war, das erschien ihm klar.

Vorsichtig näherte er sich dem Hafen. Der steife Westwind hatte sich während der Zeit allmählich zum Sturm gesteigert, der die Wogen des Meeres weißgekrönt immer höher und höher türmte und wütend gegen die Quaibauten warf. Vom Firmament zeichneten sich die Masten der kleinen Segelschiffe, die in großer Zahl in dem Hafen lagen, wie ein Wald ab, dessen Wipfel wild durcheinander geschüttelt wurden. Heulend pfiff der Wind durch das Takelwerk der Segler.

Weiter zurück vom Ufer bemerkte Felice aber auch ein großes, mächtiges Schiff, wahrscheinlich ein bourbonisches Kriegsschiff, denn es schien, als ob die königliche Flagge am Hintermast wehte. Von einer Dampfjacht war nichts zu sehen. Auch im übrigen lag der Hafen tot und öde. Die Zollwächter, die sonst immer auf dem Quai herumwanderten, standen des Sturmes wegen in ihren Schilderhäuschen. Sie schienen bei solchem Wetter von den Schmugglern nichts zu befürchten.

Als Felice, tief Atem holend, dastand und sich zu orientieren suchte, trat plötzlich ein Soldat auf ihn zu und fragte: „Was willst du? Wer bist du?“

Felice übersah mit einem Blick die ganze Gefahr, in der er schwebte, suchte sich aber so gut es ging zu beherrschen.

„Ich?“ erwiderte er so unschuldig wie möglich. „Kennt Ihr mich nicht? Antonio Stoppa heiße ich.“

„Was hast du hier zu suchen?“

„Je nun, Herr Korporal, ich bin Fischer und muß

Digitized by Google

bei dem Wetter nach meiner Barke sehen. Wenn Sie erlauben — — Sie sollen sie sogleich sehen. He! Don Leone! Don Leone!"

Schallend und hallend dröhnte der Ruf Felices über das Wasser. Indessen hätte er sich nicht so sehr anzustrengen brauchen, denn fast unmittelbar vor ihm richtete sich jetzt in einer der im Hafen schaukelnden Barken ein Mann auf, offenbar ein Fischer, ein Barkenführer, wie sie die Reisenden vom Land an Bord der Dampfer oder von da zurück ans Land bringen, wo die Dampfer nicht direkt anlegen.

„He — — e!" machte er lang gezogen, „was soll's?"

„Rasch, Leone," rief Felice, „lege an. Wir müssen hinaus nach der „City of Aberdeen". Hörst du?"

„Steigt ein!"

„Halt, halt! Was habt Ihr auf der „City of Aberdeen" zu thun?" schrie der Soldat lebhaft auf und versuchte Felice am Arm festzuhalten.

Mit zwei Ruderschlägen hatte der Mann im Boot seine Barke hart an die Quaimauer gebracht, aber da der Quai etwa ein halbes Meter höher war als der Wasserspiegel im Hafen, so mußte Felice schon einen sicheren Sprung thun, um nicht ins Wasser zu fallen, und das konnte er nicht, solange ihn der Soldat festhielt.

„Wer seid Ihr?" fuhr dieser fort auf ihn einzureden. „Ihr seid kein Fischer aus Torre del Greco, Ihr heißt auch nicht Antonio Stoppa. Was wollt Ihr auf der „City of Aberdeen"?"

Offenbar war hier schon ein Verdacht vorhanden, denn der Soldat war erst bei Nennung des Schiffes aufmerksamer geworden. Sollte sich Felice aber jetzt, der Rettung so nahe, zurückhalten lassen?

Felice sah, wie der Mann im Boot ihm Zeichen machte, und ohne sich lange zu besinnen, schleuderte er

Digitized by Google

den Soldaten mit einem wuchtigen Stoß vor die Brust auf den Quai. Im nächsten Augenblick stand er im Boot, das sofort vom Quai abstieß und über das Hafenwasser flog.

„Ihr bringt mich auf ein englisches Schiff?“ fragte Felice den Mann im Boot hastig.

Dieser nickte, fügte dann aber rasch hinzu: „Nehmt dort die Ruder und helft. Hört Ihr nicht, wie der Schlingel dort am Ufer lärmt? Er wird uns das Kriegsschiff auf den Hals hetzen, und dann schützt Euch auch ein englisches Schiff nicht.“

„Sie müssen von irgend woher Wind bekommen haben,“ erwiderte Felice, indem er nach den Rudern griff, „denn erst wie ich den Namen „City of Aberdeen“ sagte, schöpfte der Mann Verdacht.“

„Glaube es wohl. Es ist nicht die erste Fahrt, die die „City of Aberdeen“ mit solcher Ladung macht. Legt Euch tüchtig in die Ruder. ... Schrei, bis du berstest, Halunke!“

Dieser letztere Ausruf galt dem Soldaten am Ufer, der allerdings einen Höllenlärm machte und bald die Fliehenden aufforderte, zurückzukehren, da sonst auf sie gefeuert würde, bald ein Hallogeschrei ausstieß, womit er der Wache auf dem Kriegsschiff Signale zu machen schien.

Das Boot, in dem Felice saß, flog wie ein Pfeil über das Wasser direkt nach dem Leuchtturm hin, der den Eingang in den Hafen für die ankommenden Schiffe kennzeichnete. Unter diesem bemerkte Felice jetzt auch die Lichter einer kleinen Dampfjacht, die er vorher nicht sehen konnte, weil das Licht des Leuchtturms ihn blendete. Jetzt aber sah er schon die Umrisse des hell angestrichenen Fahrzeuges, dessen Schornstein rauchte. Sie hatten bis dahin aber immer noch einige hundert Meter zurückzulegen, und ihr einziger Vorteil für den Fall, daß sie vom Ufer aus

Digitized by Google

wirklich verfolgt wurden, war, daß es auf dem Wasser finster war, man sie also vom Ufer her nicht sah. Außerdem war der Lärm, den der Wind in den Schiffen und die Brandung machten, so stark, daß auch die Ruderschläge ungehört verhallten.

Plötzlich fiel am Ufer ein Schuß. Die Kugel klatschte in ganz geringer Entfernung von dem fliehenden Boot hörbar ins Wasser.

„Zum Henker, legt Euch in die Ruder," polterte der Seemann, der Felice abgeholt hatte, „oder sie werden uns das Boot durchlöchern wie ein Sieb, ehe wir überhaupt aufs Schiff kommen."

Felice ruderte, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Ein zweiter, dritter und vierter Schuß folgte dem ersten, aber offenbar sah man sie vom Ufer aus nicht, denn die Kugeln, statt sich dem Boot zu nähern, kamen immer weiter von ihrem Ziel ab. Man feuerte also nur, um zu feuern, um Lärm zu machen, und erzielte damit auch, daß man auf dem Kriegsschiff Alarm schlug. Felice hörte verschiedene Hornsignale, deren Bedeutung er aber nicht verstand, Lichter wurden in großer Eile an Bord des großen Schiffes hin und her, herauf und herunter getragen, und schließlich heulte die Dampfpfeife grausig dröhnend über das Wasser.

„Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei!" kommandierte der Begleiter Felices immer schneller und schneller zählend, damit der Rudertakt immer flotter werden sollte. „Munter, mein Junge, munter! Wenn wir nicht aus dem Hafen sind, ehe sie eine ihrer Kanonen fertig gemacht haben, so will ich verdammt sein, wenn du deine Nase je wieder in freie Seeluft recken kannst. Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei — — Ahoi!"

Mit einer außerordentlichen Kraft und Geschicklichkeit drehte der Mann jetzt das Boot nach links bei. Im

Digitized by Google

nächsten Augenblick hielt es unmittelbar unter der Jacht Mister Tobias Halfbreads.

„Zum Teufel, rasch, Leone," rief eine Stimme von der Jacht herab, „wo steckt Ihr so lange?"

„Ging nicht eher, Kapitän. Strick herunter! Sie sind uns auf den Fersen," antwortete Leone.

Ein Tauende flog herab. Don Leone warf es Felice zu.

„Flott, nur hinauf! Wollt Ihr Euch wohl tummeln? Wir haben keine Sekunde zu verlieren."

In der That begann sich die Jacht, die wohl nur auf das ausgesandte Boot gewartet hatte und schon seit Stunden unter Dampf lag, zu bewegen. Die Schraube arbeitete, wühlte am Hinterteil des Schiffes große Wassermassen schäumend auf und schob das Schiff langsam nach vorn, am Leuchtturm vorbei.

Felice schwang sich, am Seil hinaufkletternd, an Bord der Jacht. Kaum stand er oben, als vor ihm ein Mann auftauchte, der ganz gut hätte ein Modell für den Meergott Neptun oder sonst einen Meergreis abgeben können. Ein langer eisgrauer Bart, ein wetterhartes runzeliges Gesicht, kluge helle Augen, aus denen manchmal eine gewisse Schalkhaftigkeit blickte und dem ganzen Gesicht eine wohlthuende Gemütlichkeit und schlaue Ueberlegenheit gab, nahmen Felice sofort für ihn ein. Auf dem Kopfe trug er eine solid und sehr gut gearbeitete Kappe aus Teertuch, deren hinterer Rand heruntergeklappt war, um das Abfließen des Wassers auf den Rücken zu vereinfachen. Der Rock aus ähnlichem wasserdichtem Stoff war weit und bequem und reichte fast bis auf die hohen Wasserstiefeln herab.

Das war Mister Tobias Halfbread, der Eigentümer der Jacht „City of Aberdeen", ein Millionär, der sich seine Millionen im Kaffeehandel verdient hatte. Im übrigen ein verbissener Junggeselle und ein origineller

Digitized by Google

Sonderling, der sich nur auf dem Wasser wohl fühlte und sich immer wieder fragte, warum der liebe Gott seine Welt nicht aus lauter Wasser gemacht habe, da das feste Land, das es auf der Erdkugel gab, seiner Meinung nach bloß die Schiffahrt hinderte.

„Well! Bist du Felice Camboni?" fragte Mister Halfbread in ziemlich mangelhaftem Italienisch.

„Ja, Excellenz, der bin ich," antwortete Felice, der dem alten Herrn sofort den höchsten Titel gab, den er kannte, weil er ihm durch seine Ruhe und heitere Sicherheit einen großen Respekt einflößte.

„Derselbe," fuhr Mister Halfbread fort, „der den Präfekten Liberio Romano — —" Hier stockte der Engländer, weil er das entsprechende italienische Wort nicht wußte. Er ersetzte es aber sofort, indem er mit einer drolligen Natürlichkeit die Pantomime machte, als ob er Felice mit dem Zeigefinger über den Haufen stechen wolle.

Felice verstand sofort. „Ja, Excellenz, derselbe."

„Well, du hast gemacht große Dummheit, weil Präfekt Romano ist guter Mann, kluger Mann und unser Freund. Willst du große Dummheit wieder gut machen?"

„Es ist mein sehnlichster Wunsch, Excellenz."

Noch einmal sah sich Mister Halfbread seinen Schützling flüchtig an. Dann kehrte er sich ab und rief in englischer Sprache: „Kapitän!"

„Mister Halfbread?" antwortete der Kapitän.

„Mit Volldampf vorwärts! Kurs Palermo."

Darauf wollte sich Mister Halfbread, als ob sein Befehl auf die einfachste Art von der Welt auszuführen sei, in seine Kabine zurückziehen.

„Mister Halfbread," rief ihm aber der Kapitän von der Kommandobrücke rasch zu, „das Kriegsschiff versperrt uns die Hafenausfahrt. Sie hissen dort drüben die rot-

Digitized by Google

weiße Laterne und wollen uns in Grund bohren, wenn wir den Hafen verlassen."

„Well," wiederholte der Meergreis mit größter Seelenruhe, „laß sie bohren, Kapitän, fahre du immer zu, mit Volldampf vorwärts! Ich habe vor ihren Kanonen ebensowenig Respekt, wie vor ihren Schiffen."

Damit stieg er ruhig die Treppe hinunter, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen.

Felice stand da und wußte nicht, um was es sich handelte, weil die beiden englisch gesprochen. Kein Mensch kümmerte sich um ihn, denn alle Leute waren mit ihren Hantierungen beschäftigt. Das Boot, mit dem er gekommen war, wurde in größter Eile hochgezogen, der Kapitän sprach in ein Rohr hinein, was Felice ebenfalls nicht verstand, und das Schiff bewegte sich mit immer wachsender Geschwindigkeit dem Hafenausgang zu. Aber auch drüben auf dem Kriegsschiff wurde es immer lebhafter. Die Dampfpfeife dröhnte zu wiederholten Malen über das Wasser, Lichter und Laternen bewegten sich hin und her, und wenn Felice auch die Zeichen und Signale nicht zu deuten wußte, so merkte er doch an seiner Umgebung, die eifrig hinüberlugte nach dem Koloß, der wie ein lebendiger Schatten im Dunkel des Hafens lag, daß etwas Besonderes vorgehe.

Die „City of Aberdeen" näherte sich inzwischen immer rascher und rascher dem Hafenausgang. Schon spürte man an Bord den höheren Wellenschlag des offenen Meeres, als das Kriegsschiff sich plötzlich auch zu bewegen anfing, langsam und schwerfällig zunächst, dann aber immer rascher. Kaum stand es dem Hafenausgang mit der Breitseite gegenüber, als auch sofort eine ungeheure Detonation erfolgte, die nicht nur im Hafen einen alles erschütternden Luftdruck verursachte, sondern auch an den Häusern der Stadt ein rollendes Echo hervorbrachte.

Digitized by Google

Felice sah eine dicke, quirlende Dampfwolke über dem Wasser entstehen, eine glühend leuchtende Kugelspur in der Luft, und in demselben Augenblick hörte er draußen auf dem Meer ein tosendes Aufklatschen des Geschosses — ein Kanonenschuß, der das Verderben der „City of Aberdeen" gewesen wäre, wenn die Leute auf dem Kriegsschiff besser geschossen hätten, so aber fuhr das Geschoß bedeutend zu hoch über die Jacht hin.

„Mister Halfbread hat recht," meinte der Kapitän, „die Kerle schießen elend. Ein Blasrohr sollte man ihnen geben, aber keine Kanone." Dann zu seinen Leuten gewendet, fuhr er fort: „Munter, Jungen, munter, wir wollen ihnen nicht als Zielscheibe dienen. Ehe sie wieder schußfertig sind, müssen wir weg sein."

In der That schoß jetzt die vorzüglich gebaute „City of Aberdeen" mit einer Schnelligkeit dahin, die ihren Maschinen das beste Lob gab. Nur wenige Minuten brauchte es, bis die Jacht am Leuchtturm vorbei ins freie Meer hinausfuhr, wo sie im Dunkel der endlosen Wasserwüste verschwand.

Gleichzeitig begann man aber auch an Bord der Jacht die volle Wut des Sturmes zu fühlen. Direkt gegen die anstürmenden Wellen gerichtet, geriet sie immer mehr und mehr in jene stampfenden, rollenden Schwankungen, die den Landratten so verhängnisvoll sind.

Felice stand auf dem Deck und mußte sich mit den Händen im Takelwerk festhalten. Die Wogen spritzten ihm ins Gesicht, und trotzdem die Nacht warm war, fing ihn an zu frieren. Eine eigentümlich nervöse Uebelkeit befiel ihn. Es war ihm, als ob er Hunger hätte und doch nicht im stande sei, auch nur den kleinsten Bissen zu genießen, selbst wenn man ihm etwas gereicht hätte.

Soviel er sehen konnte, fuhr man an der Landzunge von Sorrento hin, wenigstens erschienen am Lande da

Digitized by Google

und dort Lichter, die er für Caſtellamare, Vico Equenſe, Sorrent und Maſſa glaubte halten zu müſſen. Auch die Lichter von Neapel ſah er eine Zeitlang vom Schiff aus, und eine gewiſſe Wehmut beſchlich ihn, die aber hin und wieder von einer nie gefühlten Uebelkeit unterbrochen wurde, die ihn dann zwang, alle Erdenſorgen und noch etwas von ſich zu werfen. Das Rollen und Stampfen des Schiffes wurde ihm allmählich zu einer ſolchen Qual, daß er ſich nicht mehr auf den Füßen halten konnte, und auf ein zuſammengerolltes Tau niederſinkend ſtöhnte er, als ob er vor ſeinem Ende zu ſtehen glaubte: „Dio mio! Dio mio! Wenn du mich zu Grunde gehen laſſen willſt, warum denn dann nicht gleich in Neapel!“

Alle Schrecken der Seekrankheit packten ihn.

Nach einiger Zeit hörte er, wie ſich zwei Matroſen der „City of Aberdeen“ auf Lichter aufmerkſam machten, die hinter ihrem Kurs im Meer auftauchten. Die Lichter wurden dem Kapitän gemeldet. Sofort erkannte dieſer, daß man verfolgt wurde. Alle Lichter an Bord wurden verlöſcht, die Wachen verdoppelt und der Kurs geändert. Man ſteuerte jetzt gerade zwiſchen dem Kap Maſſa und der Südſpitze der Inſel Capri hindurch. Man hätte alſo, wenn man den Kurs auf Palermo nehmen wollte, direkt nach Süden halten müſſen. Der Kapitän hielt aber Südoſt, um die Verfolger zu täuſchen. Gleichwohl näherten ſich die Lichter immer mehr und mehr. Man wußte ſich das nicht zu erklären, denn es war unmöglich, daß man die Jacht in der Finſternis von dem verfolgenden Kriegsſchiff aus hätte ſehen können.

Endlich entſchloß ſich der Kapitän, Miſter Halfbread wecken zu laſſen und ihm den merkwürdigen Vorfall zu melden.

Dem armen Felice war alles ganz gleichgültig. Er fühlte ſich ſo matt und elend, ſo heruntergekommen und

Digitized by Google

abgeschlagen, daß sein Interesse am Leben auf dem Nullpunkt angekommen war. Und wenn sie ihn jetzt fingen, nach Neapel schleppten und den Kopf herunterschlugen, so wäre ihm auch das egal gewesen, so fürchterlich hatte ihn die tückische Krankheit in den Klauen.

Mister Halfbread kam nach einer Weile herauf und besah sich eine ziemlich lange Zeit die Lichter durch sein Fernrohr. Endlich sagte er: „Well, sie sind's! Kapitän, wir müssen eine Stunde direkt nach Ost halten, um das freie Meer zu gewinnen. Nach einer Stunde sagst du mir, wie die Sache steht. Wahrscheinlich werden sie dann vorübergedampft sein. Morgen früh werden wir dann weiter sehen."

Dabei stieß er aus Versehen mit dem Stiefel an Felice, der sich in seinem Jammer am Boden wand und ächzte.

„Was ist denn das?" fuhr der Alte erstaunt fort. Und als er seinen Schützling erkannte, lachte er laut auf und sagte wieder in seinem schrecklichen Italienisch: „Wie? Das bist du, mein Jung? Liegst da, wie ein aus dem Nest gefallener Vogel, der noch nicht flügge ist? Komm her, mein Sohn. Dich wollen wir gleich kurieren."

Damit nahm ihn Mister Halfbread wie ein Kind unter die Arme und schleppte ihn, als ob es sich um ein Bündel Wäsche oder eine gefühllose Puppe gehandelt hätte, die enge Treppe hinunter in seine Kajüte, wo er ihn auf ein schmales Bänkchen warf.

Dem armen Felice krachten alle Rippen im Leibe und ihm war so elend, daß er sein letztes Stündlein gekommen wähnte.

„Hier trink, mein Jung," sagte der Meergreis und stellte sich mit einem Glas starkriechenden, dampfend heißen Getränkes vor ihm auf, „nur frisch hinunter! Solche Krankheiten wollen wir schon noch kurieren ohne Quacksalber und Pflasterkasten. Nur Mut! Nur frisch hinunter! Du wärst der erste, der daran stirbt."

Digitized by Google

Felice verstand nicht alles, was er sagte. Es war ein Kauderwelsch von allen möglichen Sprachen untereinander. Nur so viel begriff er, daß er von dem heißen Getränk trinken sollte. So griff er denn herzhaft zu und that mutig einen derben Schluck. Die brennend heiße Flüssigkeit floß ihm aber wie höllisches Feuer die Gurgel hinunter. Er machte eine entsprechende Grimasse, und sein Schutzherr wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Well, mein Jung, ist das nicht etwas Feines? Schmeckt's?" rief er ihm lustig zu. „Und wie steht's mit dem Magen? Hast wohl nichts Rechtes drinn? Na, wart mal. Das wollen wir machen. Nachher haben wir auch noch ein Wörtchen miteinander zu reden. Aber erst mußt du flügge werden. . . . He, Steward! Steward! Zum Teufel, wo steckt denn der Kerl?"

Auf sein Rufen und Lärmen kam endlich der Steward, der wahrscheinlich schon geschlafen hatte.

„Rasch etwas Roastbeef, recht zart und noch etwas blutig, du weißt schon, Steward, und ein paar Mixed Pickles und was dazu gehört. Hörst du? Nur rasch."

Felice fand, daß die Kur seines Gönners bei ihm wirklich anschlug. Er aß mit großem Appetit, mußte auch noch einigemal von dem Höllengebräu — so heiß er es ertragen konnte — trinken, wobei ihm sein alter Freund immer lachend zuredete: „Was? Ein bißchen heißer Whisky mit Jamaica-Rum! Weiter nichts. Davon stirbt niemand. Und nun noch ein bißchen. Und noch ein bißchen."

Felice erholte sich vollständig, und als er gegessen und getrunken hatte, fühlte er sich so wohl und behaglich, daß er nicht mehr begriff, wie eine solche tückische Krankheit einen Menschen so auf den Hund bringen könnte, daß er alles Interesse an sich und am Leben verliert.

„Na," sagte Mister Halfbread nach einer Weile, „und wie ist's nun? Bist du flügge, mein Jung?"

Digitized by Google

„Sie haben nur zu befehlen, Excellenz," antwortete Felice.

„So höre zu, was ich an dich auszurichten habe. Wir sind morgen abend in Palermo. Verstehst du?"

Felice nickte, dachte aber bei sich: „Wenn wir nicht bis dahin in den Grund gebohrt sind."

„Sobald wir ankommen, gehst du an Land und bestellst diese beiden Briefe. Verstanden?"

„Jawohl, Excellenz."

„Kannst du lesen?"

„Wenn es gut geschrieben ist, wohl."

„So lies, was hier darauf steht."

Felice nahm zwei Briefe aus den Händen des alten Herrn und las die Aufschriften. Sie lauteten beide an den Signor Capitano Stefano Massilli in Palermo, waren aber von verschiedenen Handschriften adressiert.

„Well," fuhr Mister Halfbread jetzt plötzlich mit großem Ernst fort und legte seine Hand schwer und wuchtig auf die Schulter des jungen Mannes, „Felice Camboni, man hat dich nicht aus dem Gefängnis gerettet, weil du ein Esel warst, sondern weil man von dir hofft, daß du ein ehrlicher, dankbarer Bursche bist. Wirst du ehrlich und dankbar sein?"

„So gut ich kann, Excellenz," erwiderte Felice treuherzig auf die etwas sonderbare Ansprache.

„Diese Briefe sind von großer Wichtigkeit für eine heilige Sache, nämlich für die Sache des Vaterlandes," fuhr Mister Halfbread fort, „du wirst sie nur in die Hände des Adressaten legen und eher sterben, als sie von dir geben. Versprichst du das?"

„Ja, Excellenz. Ich will eher sterben, als sie in falsche Hände gelangen lassen."

„Well. In Palermo wirst du weiteres hören. Jetzt geh und lege dich schlafen."

Digitized by Google

Felice nahm seine Kappe oder vielmehr die Kappe des Wasserträgers im Castello del Carmine und ging. Die Kappe war natürlich immer noch zu groß, und er konnte sie rücken und drehen, wie er wollte, sie saß immer wieder über den Ohren. Aber das genierte ihn jetzt nicht mehr, und als er nach kurzem Suchen am Hinterteil des Schiffes auf altem Segelwerk einen Ort gefunden hatte, der ihm zum Schlafen geeignet schien, zog er seine Kappe noch tiefer über die Ohren und schlief schon nach kurzer Zeit, gewiegt von den rauschenden Wellen des heimatlichen blauen Meeres, ein.

Ein wüstes Chaos wilder, verwirrter Traumbilder bestürmte ihn während mehrerer Stunden, wie ein Nachzittern der Seele, wie ein Echo seiner äußeren, bewegten Erlebnisse im Inneren. Bald sah er Assunta in ihrem neuen Shawl, wie er sie zum letztenmal bei dem Heiligenfest in der Menschenmenge gesehen, aber wie er sich auch abmühte, wie er sich auch drängte, rief und lief, er konnte sie nicht erreichen. Je mehr er sich ihr zu nähern strebte, keuchend, atemlos, rufend, desto entfernter erschien sie ihm. Dann sah er sie plötzlich hoch oben am Castell Sant' Elmo, schön und strahlend wie ein Engel, neben ihr aber stand in seiner glänzenden und lockenden Gardeoffiziersuniform, in seinem goldblitzenden, reichgestickten Uniformfrack, mit weißen Lederhosen und hohen, glitzernden Stulpenstiefeln, Herzog Ugo. Lächelnd, verächtlich sah er auf den armen Bauer, der sich elend im Schmutz der Gassen abmühte und sich nicht erheben konnte, hernieder. Da war es ihm plötzlich, als könne er fliegen. Zuerst mühsam und mit keuchender Anstrengung erhob er sich über den Erdboden, dann aber ging es leichter und leichter immer höher und höher hinauf, wo Assunta mit dem Herzog stand. Aber gerade in dem Augenblick, als er ihn packen und hinunterschleudern wollte in den Schmutz der Gassen, wohin er

Digitized by Google

gehörte, war plötzlich alles verschwunden, und er lag wieder elend und halbkrank vor Furcht und Jammer in seiner kalten, feuchten Zelle des Castello del Carmine. Nur hoch über ihm, im nächtigen Dunkel und unerreichbaren Fernen glänzte das traulich blinkende Licht eines Sternes, der Stella d'Italia — —

Als er aufwachte, dämmerte der Morgen. Der Sturm hatte sich gelegt, aber das Meer war noch immer ziemlich erregt. Rasch fuhr er empor und suchte sich zu orientieren, indessen sah er um sich herum nichts als einen weißlichen, wallenden Nebel, der in dichter Decke über dem Meere lag. Felice glaubte noch immer zu träumen. Es war ein wunderbares Schauspiel, eine märchenhafte Fahrt, wie das Schiff mitten durch den weißleuchtenden Nebel, der in dicht zusammengeballten Wolkenmassen langsam auf und ab wogte, hindurchfuhr. Der Wind pfiff ihm frisch um die Nase und machte ihn vollends munter. Aber er konnte sich nicht orientieren. Er sah kaum hundert Schritte um sich herum, doch der Himmel über ihm war klar und zeigte die grauweißlich schimmernde Farbe des Morgens, bevor die Sonne aufging. Erst als diese wirklich leuchtend und strahlend am Horizont emporstieg, zerstreuten sich die Nebel mit erstaunlicher Schnelligkeit, und ein schöner, klarer Tag brach an.

Nachdenklich lehnte sich Felice über die Schiffswand und sah in die Ferne. Sie fuhren jetzt an der kalabrischen Küste hin, die er weit im Osten felsig und malerisch aus dem Meere aufsteigen sah. Von dem Kriegsschiff, das sie in der Nacht verfolgt, war, so weit das Auge reichte, nichts zu bemerken. Es hatte, irregeführt durch den in der Nacht veränderten Kurs, vermutlich die Richtung nach Sardinien verfolgt.

Eine feierliche, sonntägliche Stille lag über dem Meere, und höher und höher stieg das leuchtende und wärmende

Digitized by Google

Tagesgestirn. Im Mastkorbe, wo die Wache saß, fing ein Matrose an zu singen, und Felice wurde immer wehmütiger. Nach Palermo! Weit, weit von seiner Heimat, von Assunta fort. Was würde ihm der neue Tag, die Zukunft bringen? Was würde in Palermo weiter mit ihm geschehen? Seine Schicksale der letzten Zeit waren so wunderbare gewesen, daß ihm auch die geweckteste, bunteste Phantasie kein Bild seiner Zukunft zu bieten vermochte.

13.

Don Taddeo Massaccio war im großen Ganzen mit dem Gang der Weltgeschichte zufrieden. Herzog Ugo hatte ihn für die geleisteten Dienste, wenn auch seufzend, so doch anständig bezahlt. Der Präfekt Liberio Romano schenkte ihm hundert Scudi für die Errettung aus Lebensgefahr, und als dritten Gewinn aus seinem genialen Streich wurde er zum Instrukteur bei der Geheimpolizei gemacht. Don Taddeo, der frühere „Staatsbürger" von Montevideo, der frühere Theaterdirektor, Heiratsvermittler, Hotelkellner und so weiter hätte damit zufrieden sein können, aber gemäß dem Sprichwort: Der Appetit kommt beim Essen, fühlte sich der Geheimagent jetzt zu noch Höherem berufen.

Nun erst wollte er zeigen, was er konnte. Er hatte jetzt Untergebene, nicht viele, etwa ein halbes Dutzend solcher Kerle, wie er früher selbst gewesen, kam mit den höheren Polizeibeamten und auch mit dem berüchtigten Ajossa häufiger zusammen und erfuhr somit eher als früher „wie der Wind ging". Nur teilte er mit vielen seiner Amtsgenossen den blinden Uebereifer. Er nahm ohne langes Besinnen irgend ein hingeworfenes Wort seitens eines Vorgesetzten, eine vielleicht nicht einmal ernst gemeinte Andeutung für einen Befehl, für eine unbedingt zu befolgende Richtschnur. Auf diese Weise hatte er ein-

Digitized by Google

mal eine Aeußerung vernommen, daß es gut wäre, „das Gesindel zusammenschießen zu können". Vielleicht hatte er es gar vom Herzog Ugo gehört. Herzlos und gewissenlos genug war dieser dazu. Und Massaccio in seinem Amtseifer nahm sofort an, daß er sich verdient mache, wenn er eine Lage schaffe, welche die Erfüllung dieses Wunsches herbeiführe.

Gerade um diese Zeit las er in der Zeitung, der Attentäter Felice Camboni habe sich im Gefängnis erhängt. Don Taddeo war himmelfroh über diese Wendung und sah nun die Bahn vor sich frei. Nun konnte das Spiel von neuem, natürlich in größerem Maßstabe, beginnen.

Den Anstoß zu dieser neuen Unternehmung Don Taddeos gab ein Fleischermeister auf der Rampe Brancaccio. Dieser, Domenico Perotti mit Namen, hatte sich den höchsten Zorn Taddeos dadurch zugezogen, daß er seine hübsche Tochter dem kleinen buckligen Geheimagenten nicht zur Frau geben wollte. Don Taddeo hatte sich nämlich, seitdem er Geld und ein einträgliches Amt besaß, eine hübsche Wohnung auf der Rampe Brancaccio gemietet, mit herrlicher Aussicht auf den Golf und die Inseln, und wollte nun sein Glück durch eine Heirat mit der reizenden Luigia, der kleinen Fleischerstochter in seiner Nachbarschaft, vervollständigen. Der Fleischer hatte Geld, Luigia war ein schönes, frisches Mädchen — beides konnte Don Taddeo brauchen, aber beides wollte Meister Domenico dem kleinen unansehnlichen Menschen nicht geben. Im Gegenteil machte er sich über die Unverschämtheit des kleinen verwachsenen Männchens, das außerdem doppelt so alt wie seine Tochter war, lustig und hänselte ihn, wo er konnte.

Das hätte nun Meister Domenico nicht thun sollen, und er würde es wohl auch nicht gethan haben, wenn er den giftigen, hinterlistigen Charakter, die bodenlose Ge-

Digitized by Google

wissenlosigkeit und wütende Leidenschaftlichkeit Taddeos gekannt hätte.

Taddeo ertrug diesen Spott, der ihn bis in die innerste Seele verletzte, äußerlich mit harmloser Gutmütigkeit, machte nach wie vor mit Vater und Tochter seine Späßchen und spielte das geduldige Lamm, den stets freundlichen Nachbar, die Güte und Nachsicht selbst. Innerlich arbeitete sein Geist aber täglich und stündlich mit immer wachsender Verbissenheit und Schärfe, mit der ganzen Wucht der innerlich wühlenden persönlichen Beleidigung eines von der Natur gezeichneten, ohne sein Verschulden verächtlich gestalteten Menschen. Warum, fragte sich Don Taddeo, sollte sich der täppische, unbeholfene Fleischer weniger zum Vaterlandsretter eignen als der dumme Bauer Felice Camboni vom Posilipo? Mit seiner Tochter würde man dann schon fertig werden, wenn nur erst der Alte beseitigt war.

Diese Idee wühlte und wühlte in Taddeo weiter, bis endlich der Agent provocateur, der Polizeispitzel im großen Stil, fertig war, der im Trüben fischen, seinen persönlichen Leidenschaften und Zwecken nachgehen wollte, indem er sie hinter große, volks- und zeitbewegende Unruhen versteckte, der mit den Leidenschaften der Großen spielte, um seine eigenen zu befriedigen. Was kümmerten Don Taddeo Dutzende, Hunderte, Tausende von Existenzen, wenn er seine Zwecke durch ihren Ruin erreichte? Man wollte das Gesindel totschießen. Gut, er wollte es dahin stellen, wo es dann die anderen totschießen konnten. Wenn er dabei sein eigenes Schäfchen ins Trockene brachte, wem verschlug das etwas? Und wenn Don Taddeo eine Bewegung heraufbeschwor, der schließlich keine Gewalt mehr Einhalt thun konnte, und die ganze Stadt in Aufruhr und Verderben stürzte — was ging das ihn an? Er würde schon sehen, daß er dabei nicht zu kurz käme.

Digitized by Google

Taddeo hatte leichtes Spiel. Seitdem im Volk von Neapel die Siege der Sizilianer bei Calatafimi und Palermo bekannt geworden waren, seitdem man wußte, daß Palermo von den königlichen Truppen geräumt und diese eigentlich von der ganzen Insel nur noch die Citadelle von Messina in unbestrittenem Besitz hatten, glaubte man auch in Neapel endlich einmal einen Coup wagen zu dürfen. Man war der Unterdrückung und Ausbeutung müde, man fand plötzlich, daß die Lage unerträglich sei und etwas geschehen müsse. Tag für Tag standen große Massen beschäftigungsloser Leute in den Straßen und Gassen herum, gestikulierten heftig und erhitzten sich gegenseitig durch Brandreden allergefährlichster Art — während man in den Kasernen nur wartete, daß irgend etwas passieren solle, um „das Gesindel zusammenzuschießen."

Don Taddeo sah das wohl und beurteilte es auch richtig. Nur noch ein Tröpfchen Oel ins Feuer, und der Aufruhr prasselte in die Höhe. Eigentlich war ja jetzt schon halbe Anarchie. Unregelmäßigkeiten aller Art, Steuerhinterziehungen, Diebstähle waren an der Tagesordnung. Die Spitzbuben hatten freien Lauf, weil die Polizei ganz andere Dinge zu thun hatte, als hinter ihnen herzulaufen. Das war die Lage vor dem verhängnisvollen Juniaufstand in Neapel.

Eines Tages ging bei dem Polizeikommissariat an der Piazza Mondragone, wo Taddeo beschäftigt war, ein anonymes Schreiben ein, dem zufolge die Fleischer des Viertels mit falschen Gewichten wögen und die Leute, die bei ihnen kauften, betrögen. Vorsichtig im Hintergrund bleibend, da er den heftigen, rachsüchtigen Charakter der Neapolitaner wohl kannte, setzte Taddeo hier ein.

Man beschloß, ein Exempel zu statuieren, und infolgedessen sollten bei den Fleischern in dem Polizeiviertel

Digitized by Google

Mondragone Gewichte und Fleischvorräte polizeilich beschlagnahmt werden.

Meister Domenico, aufgehetzt durch aufstachelnde Redensarten, stellte sich aber mit seinen Gesellen im Laden auf, und als die Polizeiagenten kamen, warf er sie ohne weiteres wieder zur Thür hinaus, worauf in dem volkreichen Neapel natürlich ein Auflauf entstand.

„Nieder mit den Sbirren! Tod den Volksbedrückern!" und Aehnliches wurde tumultuarisch gerufen, die Leute scharten sich zusammen, und als eine Stunde später das Militär ausrückte, wurde es auf der Rampe Brancaccio, einer engen, im Zickzack am Berg herunterlaufenden Straße, von den oberen Teilen mit Steinwürfen, glühenden Kohlen und heißem Wasser empfangen. Das war also völliger Aufruhr!

Im Nu entstand in der Gegend um die Rampe Brancaccio herum ein wildes Rufen und Schreien. Aus allen Gassen und Gäßchen kamen die Leute scharenweise gelaufen, diese mit Knütteln, jene mit alten Säbeln, Messern, Pistolen bewaffnet, aber alle mit einem so wüsten, wilden Geschrei, als ob es gälte, die ganze Stadt aufzurufen zum Kampfe gegen ein paar unglückliche Soldaten und Polizeileute, die durch die eigentümliche, rampenähnliche Lage der Straße gar nicht zur Entwickelung kommen konnten. Einige Schüsse fielen, Weibergekreisch erfüllte die Luft, und schon nach kurzem Kampfe sahen die Soldaten ein, daß sie viel zu schwach gegen diese Unmassen von Weibern und Männern seien. Sie suchten ihr Heil in der Flucht nach der Piazza Mondragone. Ein entsetzlicher Wirrwarr entstand in der engen Gasse, deren Stufen nach der Piazza Mondragone emporführten. Wie wilde Tiere stürzten halbreife Burschen und Weiber auf die fliehenden Soldaten. Wehe dem, den sie erreichten!

Aber das war nur der Anfang. Nur zu bald sah

Digitized by Google

man ein, in welch furchtbares Wespennest man gestochen hatte. Wo kamen all diese wilden, zornglühenden, rasenden Gestalten her, die sich in dichten Massen auf allen Zugängen zu der kleinen Piazza Mondragone drängten? Von der Rampe und dem Toledo herauf, von dem Korso herunter, wo nur eine Lücke, ein Gäßchen war, drückte und drängte sich Kopf an Kopf, die drohenden Fäuste hoch erhoben, die Augen in rasender Wut funkelnd und glühend, Trotz jedem Hindernis bietend. Das Schießen wurde immer lauter, das Unglück schien ins Riesenhafte zu wachsen. Selbst dem kleinen vorsichtigen Don Taddeo kam der Auflauf überraschend, und als er das Toben und Brüllen des nahenden Sturmes hörte, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt dem Polizeigebäude näherte, floh er, da er das Gebäude schon nicht mehr ungehindert verlassen konnte, hoch hinauf auf eine vergessene Terrasse, die sich anstatt des Daches über einen Teil des Hauses hinzog. Hier kroch er in eine Mauervertiefung, die man gemacht hatte, um dem Regen raschen Ablauf zu geben, und lag mit klappernden Zähnen und gesträubtem Haar der Dinge harrend, die da kommen sollten.

„Feuer her!“ hörte Don Taddeo fürchterliche Stimmen unter sich brüllen. „Räuchert sie heraus aus ihren Höhlen und Nestern, fort mit der Polizei. Wir brauchen keine!“

Die Truppen waren viel zu schwach, und die wilden, zornigen Gestalten, die überall, wie blind vor Wut, aus den dicken Volkshaufen heraustraten, schüchterten die wenigen Soldaten, die den Platz noch besetzt hielten, ein, so daß viele die Waffen wegwarfen, mit denen der Rest dann überwältigt wurde. Taddeo sah, wie die Menge widerstandslos den Platz überflutete, das Polizeigebäude stürmte, und alles, was darin vorgefunden wurde, Akten, die jahrelang in friedlichem Staub geruht, Möbel, Thüren,

Digitized by Google

auf den Platz trug und in ein riesiges, hoch auflodernes Feuer warf.

Er stand eine Heidenangst aus und betete ein Vaterunser nach dem anderen, damit man ihn aus seiner gefährlichen Lage erlösen und — das Gesindel zusammenschießen solle. Wo waren sie denn nun, die so tapfer gesprochen und so erpicht gewesen waren, das Volk erst einmal vor der Mündung der Kanonen und Flinten zu haben? Warum kamen sie nicht? Hatte er sie nicht alle hübsch aneinander gebracht, rascher und zahlreicher, als er selbst wollte und geglaubt hatte? Warum ließ man ihn im Stich? Ihn, ein Opfer seines Berufs, einen unschuldigen Beamten, der doch nur that, was man von ihm erwartet?

Die Flammen schlugen immer höher und höher. Die ganze Piazza Mondragone erschien wie ein einziges Flammenmeer. Taddeo war nahe daran, bei lebendigem Leibe gebraten zu werden. Schon sengten von der furchtbaren Hitze die Haare auf seinem Kopfe. Wo hatten die Leute den vielen Brennstoff her? Es war ein Wunder, daß der Platz nicht selbst anfing, zu brennen, was unfehlbar in jeder anderen Stadt der Fall gewesen wäre. Nur Neapel mit seinen feuersicheren Häusern, in denen man keine Holztreppen, keine Dielen und nichts Hölzernes hat, konnte ein solches Wunder aufweisen. Etwa zwei bis drei Stunden wütete der Pöbel völlig schrankenlos in dem Viertel. So sehr auch Taddeo in die Nacht hinauslauschte, kein Kommandowort, kein Hornsignal anrückender Truppen, kein Tritt geschlossener Kolonnen war zu hören. Und jeden Augenblick war er in Gefahr, entdeckt, gelyncht und in die Flammen geworfen zu werden. Jede Minute wurde ihm zur Ewigkeit, und jede Minute stand er Todesangst aus.

Es mochte bald Mitternacht sein, als er endlich Trommelwirbel vom Toledo her vernahm. Er hätte jauchzen

Digitized by Google

und Gott auf den Knieen danken mögen; leider war das jetzt noch zu früh. Man hätte ihn bei der geringsten Bewegung, die er machte, noch herunterholen können. Aber mit welchem frohlockenden Gefühl hörte er die ersten Schüsse der heranrückenden Truppen krachen, mit welcher Gier beobachtete er aus seinem Versteck, wie da und dort jemand niederstürzte, ächzend, schreiend und blutend, wie blitzschnell in die dichtgedrängten Massen Leben und Bewegung kam, wie sie fortliefen durch alle Löcher und Gassen, als ob sie den Teufel in höchsteigener Person gesehen hätten, wie sie verschwanden in den finsteren, engen und winkeligen Vicoli, aus denen sie hervorgetaucht waren, als ob sie die ganze Stadt alarmieren wollten. Das feige Gesindel! dachte Don Taddeo, warum liefen sie davon? Warum wollten sie nicht kämpfen? Immer tapferer wurde der kleine Don Taddeo in seinem Versteck, immer mutiger verfolgte er die fliehenden Volksmassen — natürlich nur mit den Blicken, und als die ersten Kolonnen der Truppen auf der Piazza Mondragone erschienen, richtete er sich stolz wie ein Feldherr auf seiner Terrasse auf, als ob er ganz allein die Feinde in die Flucht geschlagen und das Schlachtfeld behauptet hätte.

Auf dem Platze selbst sah es grauenhaft aus. Das Feuer, in dem die Mobilien des Polizeigebäudes, Aktenbündel, Register, Bücher brannten, durchleuchtete noch immer zuckend und flackernd die nächste Umgegend; Tote und Verwundete, Männer und Frauen und Kinder lagen herum, wie sie der Zufall, die blind in die dichsten Haufen abgefeuerte Kugel dahingerafft hatte, meist Unschuldige, Zuschauer, während die Kundigen sich beizeiten aus dem Staube gemacht hatten. Das Geschrei der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden, um die sich niemand kümmerte, klang aus den Winkeln und Ecken, wo sie Zuflucht und Schutz gesucht, gräßlich durch die Nacht.

Digitized by Google

Natürlich wuchs sich Don Taddeo, nachdem er aus seinem Versteck herabgestiegen, bei den nun entstehenden Erörterungen vollständig zum Helden aus. Er hatte ganz allein das Polizeigebäude gegen die anstürmenden Massen verteidigt und war — nach seiner Angabe — schließlich nur der erdrückenden Uebermacht gewichen. Er log die Offiziere, die sich an ihn um Auskunft über den Hergang der Sache wandten, weil er der einzige Beamte war, der zur Zeit in dem Gebäude geblieben, dermaßen an, daß man am Ende nicht umhin konnte, den kleinen Mann für einen Ausbund von Schlauheit und Tapferkeit zu halten. Er hatte die Anstürmenden dutzendweise die Steinstufen herabgeschleudert und sich gegen die neuen Massen der Heranstürmenden verbarrikadiert, so gut es in der Eile möglich war. Er hätte die Archive gerettet, log er dem Leuten vor, wenn die Truppen auch nur eine Viertelstunde früher gekommen wären.

Seine Aussagen wurden protokolliert. Noch in der Nacht wurde er in die Präfektur beordert, wo er dem Präfekten Liberio Romano selbst über die Vorgänge auf der Piazza Mondragone berichten mußte.

Im übrigen verlief der Aufruhr der Rampe Brancaccio wie alle derartigen kopflosen, von der Wut und elementaren Erregung des Augenblicks eingegebenen Unternehmungen. Noch in der Nacht wurden eine Menge Verhaftungen vorgenommen. Obenan in der Liste der Haupträdelsführer, die auch Don Taddeo redigiert hatte, stand Meister Domenico Perotti, der mit bewaffneter Macht aus dem Bett geholt wurde. Die Toten wurden begraben, die Verwundeten zusammengelesen und in die Spitäler gebracht, und das Ergebnis der ganzen Sache war — es blieb alles beim alten.

Nur Taddeo, der Hauptkünstler dabei, der seine Handschrift ebenso gut verstellen konnte wie sein Gesicht, kam

Digitized by Google

seinem Ziele durch die so geschaffene Sachlage immer näher. Eine Belobigung und eine Dienstauszeichnung für hervorragende Leistungen konnte nicht ausbleiben. Schon jetzt wurde er von seinen allmählich nach der Piazza Mondragone zurückkehrenden Kollegen mit großer Hochachtung behandelt. Aber außerdem spielte das Schicksal so sonderbar zu seinen Gunsten, wie es Taddeo in seinen kühnsten Erwartungen nicht für möglich gehalten hätte. Als er nämlich am Abend des nächsten Tages in seinem Bureau auf dem Polizeikommissariat der Piazza Mondragone saß und beschäftigt war, so gut es gehen wollte, wieder in Ordnung zu bringen, was die Revolte ruiniert hatte, trat ein Polizist bei ihm ein.

„Herr Instrukteur," sagte dieser, „es wünscht ein junges Mädchen mit Ihnen zu sprechen."

„Ein junges Mädchen?" fragte Don Taddeo erstaunt. „Wie heißt es?"

„Luigia Perotti. Sie sagt, Sie würden sie schon kennen."

„Hm, ja. Aber Sie sehen ja, Don Emmanuele, es ist jetzt gar keine Zeit, junge Mädchen zu verhören. Indessen, führen Sie sie her. Ich will hören, was sie will."

Don Taddeo wußte natürlich sofort, was sie wollte, gab sich aber den Anschein, als sei er von anderen wichtigeren Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, daß er nicht besonders geneigt sei, sich jetzt auf solche Bagatellen einzulassen.

Auch als Luigia eintrat, that er sehr beschäftigt, setzte aber doch eine väterlich wohlwollende Miene auf, als das hübsche, junge, sonst so muntere und lustige Mädchen jetzt mit verweinten Augen und ängstlicher Stimme sagte: „Ach, Don Taddeo!"

„Ah, richtig, Luigia. Nun, wie geht's, mein Kind? Nur näher. Wenn ich auch momentan nicht weiß, wo

Digitized by Google

mir der Kopf ſteht, für ſeine Freunde hat man doch Zeit. Ich darf Sie doch zu meinen Freunden rechnen, Luigia? He? Nun, was giebt's?"

„Denken Sie ſich, Don Taddeo," erzählte naiv das arme Kind, „man hat den Vater heute nacht aus dem Bett geholt und in die Gefängniſſe von San Ferdinando gebracht — wie einen Verbrecher."

Die hellen Thränen ſtrömten ihr dabei aus den hübſchen kaſtanienbraunen Augen. Don Taddeo that ſehr überraſcht. Er wußte von nichts.

„Nicht möglich," ſagte er beſtürzt. „Und weshalb?"

„Ach, heilige Madonna droben, ich weiß es nicht. Ich habe nur gehört, daß es wegen des Aufſtandes ſein ſoll. Und der Vater war doch gar nicht auf der Piazza Mondragone."

Don Taddeo gehörte nun einmal zu den Leuten, die auf krumme Wege angewieſen ſind. Er wußte ganz genau, daß er nichts erreichen würde, wenn er offen und gerade vorging. Er verzog alſo das Geſicht in ſehr ernſte Falten, neigte den Kopf bedenklich hin und her und ſagte endlich: „Eh, Luigia, das ſind ſehr böſe Sachen. Wenn man Don Domenico wegen ſeiner Teilnahme an dem Aufſtand verhaftet hat, ſo wird er wohl auch teilgenommen haben, und ſoviel ich weiß, will man ſehr ſtreng gegen die Leute vorgehen. Es ſoll ein Exempel ſtatuiert werden."

„Ums Himmels willen, Don Taddeo, Sie müſſen ihn retten."

„Ich?" fragte er erſtaunt.

„O, Sie ſind bei der Polizei. Wenn Sie ſagen, daß der Vater unſchuldig iſt, daß Sie ihn kennen und ſein Freund ſind, wird man ihm nichts thun und ihn wieder freilaſſen."

„Freundſchaft hin, Freundſchaft her. Man kennt das ſchon. Wenn ich nun auch ſagen wollte, daß Don Do-

Digitized by Google

menico mein Freund sei, und wenn ich ihm auch von einigem Nutzen sein könnte, so weiß ich doch bestimmt, daß es wieder mit der Freundschaft vorbei sein würde, sobald er das Gefängnis verlassen hat."

„O, Don Taddeo, Sie werden immer, immer —"

„Wer versichert mich dessen? Luigia, Sie selbst müssen am besten wissen, daß Don Domenico nicht gerade als Freund an mir gehandelt hat."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Don Taddeo," warf sie schüchtern ein.

Er trat langsam auf sie zu, nahm ihre Hand und streichelte sie. Luigia wurde rot und schlug die Augen verlegen zu Boden. Wenn Don Taddeo ein Stümper gewesen wäre, so hätte er vermutlich jetzt das zierliche, schüchterne Kind, das in seiner Herzensangst zu ihm gelaufen war, weil es glaubte, seinem Vater dadurch helfen zu können, umarmt und geküßt. Aber er war klug genug, an sich zu halten und mit seiner einmal angenommenen väterlich-wohlwollenden Maske fortzufahren:

„Sie wissen so gut wie ich, Luigia, daß mich Ihr Vater verhöhnt und verletzt hat, wo ich's am aufrichtigsten meinte. Ist das ein Freund? Ohne Zweifel kann mein Zeugnis ihm viel nützen oder schaden, je nachdem ich es gebe, denn ich bin als der einzige Beamte, der das Polizeigebäude in der Nacht verteidigt und vor gänzlichem Ruin bewahrt hat, vernommen worden. Mein Zeugnis gilt, weil es das einzige ist, das von einem Augenzeugen abgegeben werden kann. Aber weshalb soll ich mich für Don Domenico besonders ins Zeug legen? Vielleicht damit er mich wieder verspottet, wenn ich ihn freigemacht habe?"

„Don Taddeo, bei der Madonna, das wird nicht geschehen. O, nur das eine Mal seien Sie gütig und freundlich gegen uns und helfen Sie meinem armen Vater!"

Digitized by Google

„Ich bin immer gütig und freundlich gewesen, Luigia. Sie wissen es. Ich werde es auch fernerhin sein. Es ist einmal meine Natur. Ich weiß es wohl, daß ich ein zu gutes Herz habe. Aber eines muß ich Ihnen sagen. Mit der Freundschaft ist das so eine Sache. Das ist heute so und morgen wieder anders. Meinen Schwiegervater aber würde ich nicht zwei Tage im Gefängnis lassen, Luigia. Verstanden? Bei meiner Ehre und Seligkeit, ich verspreche nicht zu viel. Nicht zwei Tage!"

Er machte eine Pause, hielt aber noch immer ihre Hand in der seinen. Luigia atmete schwer und beklommen. Sie fühlte, daß die Hände Don Taddeos, die überdies so hart und knöchern waren, wie die einer Mumie oder eines Gerippes, einen sonderbar naßkalten, frostigen Schweiß hatten. Was sollte sie thun? Ja sagen und dann ins Meer springen?

„Nun," fuhr er schmeichlerisch und vor innerer Erregung leicht zitternd fort, „ist es so schwer, ja zu sagen, Luigia? Meine ich es nicht gut und ehrlich? Habe ich es nicht immer treu und aufrichtig gemeint? Ich will sicher sein, daß ich mich nicht für einen Undankbaren aufopfere, ich will wissen, daß ich an mein Ziel komme. Entscheiden Sie selbst, Luigia, ob Ihr Vater ins Zuchthaus kommen oder nach der Rampa Brancaccio zurückkehren soll. Sagen Sie ja oder nein. Für meinen Schwiegervater stehe ich ein — für sonst niemand."

Luigia war das einzige Kind ihrer Eltern. Sie war ihnen alles, und infolgedessen waren auch für Luigia ihre Eltern ihre Welt. Sie hing an ihnen mit innigster Liebe. Ihr Verlust wäre für Luigia ein Unglück gewesen, über das sie nicht wegzukommen gewußt hätte. Aber gleichwohl hatte sie gerade jetzt, in diesem Augenblick, wo sie sich entscheiden sollte, ein wahres Grauen vor Don Taddeo. Niemals hatte sie ihn so widerwärtig gefunden als jetzt,

Digitized by Google

wahrscheinlich weil sie noch nie so ernstlich daran gedacht hatte, ihm anzugehören.

„Don Taddeo," sagte sie endlich ängstlich, wie ein gefangener Vogel, „Sie werden den Vater retten, und die Madonna wird's Ihnen vergelten."

„Ich werde meinen Schwiegervater retten, und die Madonna wird mir's vergelten. Sagen Sie ja oder nein. Machen Sie keine überflüssigen Worte."

Und sie konnte bei allen Heiligen des Himmels weder ja noch nein sagen. Sie hätte Don Taddeo in diesem Augenblick lieber zehntausend Fuß unter die Erde gewünscht, als ihm anzugehören, und doch brauchte sie ihn. Sie war davon überzeugt, daß er ihren Vater retten könne, wenn er wollte.

„Ich will mit meiner Mutter darüber reden, Don Taddeo," hauchte sie endlich kaum hörbar.

„Gut. Aber thun Sie das sobald wie möglich, wenn möglich heute noch, denn morgen könnte es zu spät sein. Heute könnte ich vielleicht noch sagen, daß die Verhaftung Don Domenicos auf einer Verwechslung, auf einem Irrtum beruht. Ob mir das später jemand glaubt, steht dahin."

„Ich will sogleich mit ihr reden, Don Taddeo," flüsterte sie.

„Und warum nicht gleich ja sagen, Luigia? Es wird nicht um ein Haar anders, auch wenn Sie erst mit Ihrer Mutter reden."

Zögernd, ängstlich sah sie ihn an. Sie wußte ja wohl, daß die schreckliche Lage, in der sie sich sah, durch eine Unterredung mit ihrer Mutter nicht anders werden würde. Sie wollte nur Zeit gewinnen. Aber Don Taddeo war schlau. Er ließ sie nicht los. Sie war der Meinung, daß er nicht eher einen Finger rühren würde zur Befreiung ihres Vaters, als bis sie ja sage.

Digitized by Google

„Sie vertrösten nicht mich," fuhr Taddeo fort, „wenn Sie mit Ihrer Antwort zögern, sondern nur Ihren Vater. Je länger Sie mich warten lassen, desto länger bleibt er in den Gefängnissen von San Ferdinando."

„Und wenn ich ja sage, ist er dann frei?"

„Ich habe gesagt, daß ich meinen Schwiegervater nicht zwei Tage im Gefängnis lasse. Ich halte mein Wort, wie ich hoffe, daß man auch mir Wort hält."

Wenn er nur nicht gar so häßlich wäre, dachte Luigia; das junge, heißblütige Geschöpfchen schauerte zusammen, wenn sie diese kleine, dürftige, dürre Gestalt mit den glitzernden Luchsaugen und der gelben runzligen Lederhaut nur ansah. Schließlich aber siegte doch das Kindesgefühl, die Liebe und Anhänglichkeit an ihren Vater. Daß sich Taddeo von ihr überlisten ließ, so daß sie ihr Versprechen später, wenn ihr Vater frei sein würde, wieder zurückziehen konnte, durfte sie nicht hoffen. Er sagte jedenfalls absichtlich, nur seinen Schwiegervater retten zu wollen. Er wollte sie also erst heiraten und dann thun, was er für ihren Vater thun konnte.

So sagte sie denn endlich zitternd, unwillkürlich die Augen schließend und die Hände faltend, als ob sie sich willenlos und wehrlos ihrem Schutzheiligen anempfehlen möchte: „Ja, Don Taddeo, ich will."

Er jubelte unwillkürlich auf, faßte sie um die Taille und küßte sie auf beide Wangen.

„Wann, Luigia? Wann willst du meine Frau sein?"

Ihr war zu Mut, als ob sie in kaltes Wasser gesprungen sei. Erschrocken wehrte sie sich gegen seine Liebkosungen.

„Am Tage, da mein Vater das Gefängnis verläßt," erwiderte sie ängstlich-vorsichtig.

Damit aber war ihre Kraft erschöpft. Mit einer raschen Bewegung entglitt sie seinen kalten knöchernen Fin-

Digitized by Google

gern und war im nächsten Moment aus dem Zimmer. Unaufhaltsam, atemlos, als ob sie sich von ihm verfolgt wähne, rannte sie über den kleinen Platz weg und die Rampe Brancaccio hinunter, nach ihrer Behausung zu. Noch ehe sie diese aber erreichte, blieb sie erschöpft und keuchend stehen, lehnte sich über die Mauer, welche die Straße gegen die Meerseite hin und gegen die direkt darunter hinlaufende Fortsetzung der Rampe stützte, und sah mit trockenen, starren Augen hinüber über das unendliche, herrlich blauende Meer. Nun war's geschehen, dachte sie. Was nun? Ihr Vater mußte frei sein, koste es, was es wolle. Aber konnte sie wirklich die Frau jenes Scheusals werden? Sie, die durch Schmeicheleien und wohl auch ernstere Bewerbungen stolz und zuversichtlich gemachte Schönheit der Rampe Brancaccio? Rasch, wie sie überhaupt in ihren Entschlüssen war, war sie auch hier mit ihrem Plan fertig.

Ja, sie wollte ihr Wort halten, wollte den elenden Knirps heiraten, am Tage der Freilassung ihres Vaters — nicht eher, selbstverständlich. Aber ehe dann die Nacht dieses Tages kam, das schwor sie sich, würde sie drunten liegen in dem weiten, unermeßlich großen, blauwogenden, schönen Grab. Sie wollte ihren Vater retten, auch um diesen Preis, aber weiter ging ihr Opfermut nicht. Eine wilde Gehässigkeit gegen Taddeo stieg in ihr auf, und sie empfand eine heimliche Schadenfreude bei dem Gedanken, ihn durch ihren Tod um den Preis, den er erwartete, zu betrügen.

14.

Was Liberio Romano mit allen Mitteln und mit aller Kraft zu verhindern bestrebt gewesen war, das war nun doch gekommen, unabänderlich, hart wie das unvermeidliche Schicksal. In den Straßen von Neapel war Bürgerblut

Digitized by Google

geflossen, und durch die lauen, milden Juninächte hallte das Geknatter des Gewehrfeuers. Freilich hatte die Stadt nicht im entferntesten so viel zu leiden, wie Palermo in wochenlangen Barrikadenkämpfen.

Es handelte sich hier mehr um einen Putsch, der, rasch und ohne große Opfer vorübergehend, mehr als Zeichen der Zeit belangreich, wie von thatsächlicher Bedeutung war. Aber auch das steigerte die Unruhe, die Unsicherheit, die Furcht vor dem Kommenden ins Ungeheure und Maßlose. Was heute passiert war, konnte sich alle Tage in bedeutenderem Umfange wiederholen, wenn nicht etwas geschah, was die Stadt beruhigte und sicherte. Auch ein Mann ohne den durchdringenden Scharfblick Romanos hätte in den damaligen Zuständen des Königreichs beider Sizilien die immer mehr überhandnehmende Zerfahrenheit, die Unfähigkeit, die mangelnde Straffheit und zielbewußte Energie zu jeder Reformthätigkeit, wie sie der Staat brauchte, wahrnehmen müssen. Er sah, wie sich alle Bande allmählich lösten. Die Hiobsposten, die Schlag auf Schlag aus Sizilien eintrafen und meldeten, daß Heere von zwölf- und achtzehntausend Mann sich vor einer Handvoll Abenteurer nicht halten konnten, daß Soldaten und Offiziere die Waffen wegwarfen, die Reihen sich lösten, wirkten in Neapel wie das Frühlingswehen auf den Winter.

Die Hofgesellschaft, welche durch Interessen eigennützigster Art zusammengehalten wurde, stob jetzt auseinander, die Ratten verließen das Schiff. Der aufsehenerregende Fall des Generals Nunziante, der in schroffster Weise seine Orden zurückschickte und in das Lager des Königs Viktor Emanuel abschwenkte, stand nicht vereinzelt da. Die Regimenter weigerten sich entweder zu marschieren oder, wenn sie vor dem Feind standen, sich zu schlagen. Alles war faul und morsch von unten bis oben. Wie der Winter seine harte Gewalt nicht erhalten kann gegen das befreiende

Digitized by Google

Wehen des Frühlings, so mußte auch hier das Alte stürzen, um dem Neuen Platz zu machen.

Die ganze Tragik des Zusammenbruches eines Thrones sah Romano vor seinen Augen. Die Sünden längst versunkener Geschlechter rächten sich an dem schuldlosen Enkel, dem armen Opfer einer Tradition, an der festzuhalten die vermeintliche Ehre gebot.

Diese Juniunruhen in Neapel, so unbedeutend sie an sich waren, wurden wie das Wetterleuchten eines nahenden Gewitters in der Königsburg von Neapel empfunden.

Soeben kam der Präfekt von dort. Er hatte sich dem König mit seiner Person für die Ruhe in Neapel verbürgt, wenn er ein neues Ministerium ernennen und dem Volk die von seinen Vorgängern längst und oft verheißene und dann doch nicht gegebene Konstitution bewilligen wolle.

Franz II. zählte damals vierundzwanzig Jahre. Seit fünfzehn Monaten saß er auf dem Thron seiner Väter. Er wußte herzlich wenig davon, wie es eigentlich in seinen Staaten aussah und wie die Verwaltung beschaffen war, die ihm seine Höflinge als mustergültig priesen. Nun pochten die Ereignisse donnernd und dröhnend an die Pforten des Thrones, dessen Hofschranzen bei dieser Mahnung wie Spreu im Winde zerstoben. Der König willigte in alles, was Romano ihm vorschlug, und unterzeichnete sofort die betreffende Proklamation. Das Volk sollte seine Konstitution, seine Vertretung, seine verantwortlichen Minister haben. Sie waren sogar schon ernannt, und Romano ging in das Präfekturgebäude zurück, um sofort die nötigen Befehle zur Veröffentlichung des Erlasses zu geben. Würde es etwas nützen? Würden sich die hochgehenden Wogen der Erregung glätten und beruhigen lassen?

Kaum zwei Stunden später schlug man den Erlaß an allen Straßenecken von Neapel an, und der Präfekt lauschte und horchte hinter den Gardinen seines Arbeitszimmers,

Digitized by Google

beobachtete die Volksgruppen, die unten auf dem Platz in dichtgedrängten Massen die Maueranschläge umlagerten und lasen. Wie ein Angeklagter vor seinen Richtern auf das Urteil wartet, so lauschte Romano auf die Aeußerungen der Leute, die die Proklamation lasen.

Es war eine Verurteilung, die er vernahm. Aus den wegwerfenden Mienen, dem verächtlichen Achselzucken der Leser, aus den höhnischen Redensarten klang ihm ein unerbittliches „Zu spät! Zu spät!" entgegen. Treue und Glauben war fort. Man traute dem alten Spiel nicht mehr, und Romano setzte sich nachdenklich in einen Sessel. Er sah wohl, wie es stand und wo es fehlte. Aber er hatte sich mit seinem Wort und seiner Ehre für die Ruhe von Neapel verbürgt und wollte sein Wort halten, auch wenn er den ungestüm Drängenden, den in wilder Gärung anstürmenden Volksmassen die eigene Brust hätte bieten müssen.

Die Thür öffnete sich, und Beatrice trat lebhaft und aufgeregt ein.

„Was ist dir?" fragte der Präfekt überrascht.

Vorsichtig schloß Beatrice die Thür hinter sich zu, lauschte dann noch einen Augenblick, als ob sie gefürchtet hätte, daß ihr jemand nachkäme, und erst als sie sich davon überzeugt hatte, daß sie mit ihrem Vater wirklich allein und unbelauscht war, sank sie ihm plötzlich zu Füßen und klagte schluchzend: „Ich kann nicht mehr, Vater, ich breche zusammen. Es geht über meine Kräfte!"

Sie weinte ihre bittersten Thränen und stöhnte, ihr Gesicht in den Händen verbergend, krampfhaft auf. Erschrocken und erstaunt zugleich über den ungewöhnlich heftigen Gefühlsausbruch, sah sie der Präfekt zunächst einen Augenblick stumm an. Dann löste er sanft ihre Hände vom Gesicht, stand auf und richtete auch seine Tochter in die Höhe. Indem er sich ihre Arme um den Hals und

Digitized by Google

ihren Kopf an ſeine Bruſt legte, ſtrich er zärtlich über ihre Haare und flüſterte: „Was iſt dir, Beatrice? Was geht über deine Kräfte? Beruhige dich und ſei mein ſtolzes, kluges Kind, was du immer warſt. Rede, was iſt geſchehen?“

„Er iſt drüben,“ flüſterte ſie matt, wie verzweifelt.

„Wer?“

„Der Herzog.“

„Und was weiter? Er war doch ſchon manchmal da, und du warſt immer klug.“

„Ja, mit Zorn und Abſcheu im Herzen habe ich gelächelt und immer gelächelt — jetzt kann ich nicht mehr. Jetzt mußt du, der mich in dieſe Lage gebracht, mithelfen.“

„So ſchicke ihn fort, mein Kind,“ meinte der Präfekt leichthin, „ſage ihm, du ſeieſt krank, er ſolle ſpäter wiederkommen.“

„Das habe ich ihm ja alles ſchon geſagt, aber du weißt nicht, wie ſchlimm es iſt. Er will Gewißheit, ſo oder ſo. Er hat uns durchſchaut. Er will ſich nicht mehr täuſchen laſſen. Ich ſoll ja oder nein ſagen.“

Der Präfekt ſah einen Augenblick ſtarr vor ſich hin. „So ſage nein, Beatrice,“ antwortete er dann einfach.

„Du willſt es?“ fragte ſie raſch.

„Jenun, wir brauchen ihn nicht mehr, und wenn du nicht ja ſagen willſt —“

„Vater!“ fiel ſie vorwurfsvoll ein.

„Nun gut, ſo ſage nein.“

„Und du fürchteſt nicht, daß er daraufhin, wenn er ſieht, daß er der Betrogene war, ein ſchlimmerer Feind als je wird.“

„Er hat nichts mehr zu bedeuten. Mag er thun, was ihm beliebt. Ich brauche ihn nicht mehr. Außerdem hat er Marſchordre. Er geht mit ſeinem Regiment zur Verſtärkung nach Coſenza.“

Digitized by Google

„Er denkt nicht daran.“

„Wie?“ fuhr der Präfekt erstaunt auf.

„Es fällt ihm gar nicht ein, sich gegen die Rebellen schicken zu lassen. Er hat sich krank gemeldet.“

„Er bleibt in Neapel?“

„Natürlich.“

Wieder überlegte der Präfekt einen Augenblick, erst dann sagte er mit einem gewissen Nachdruck: „Um so besser. So bricht man ihm hier den Hals. Wenn er sich krank meldet und die Marschordre somit umgeht, so muß man ihn einsperren, entweder ins Krankenhaus oder ihm Arrest geben. Eines von beiden. Entweder er ist ein Kranker oder ein Feigling. Sage du nur immerhin nein, wenn du nicht ja sagen willst.“

„Sage du es ihm.“

„Weshalb?“

„Ich — — ich kann nicht. Sage ihm, was du willst, ich — — ich kann und mag ihn nicht mehr sehen.“

„Gut. So schicke ihn her.“

Glücklich über diese Befreiung von ihrer größten und schwersten Sorge, küßte Beatrice mit leidenschaftlicher Dankbarkeit ihren Vater auf die Wangen.

„Richte es so ein, Vater, daß ich ihn nicht mehr sehe,“ flüsterte sie dabei.

„O, du brauchst keine Sorge zu haben,“ erwiderte der Präfekt seufzend, „er wird davongehen wie ein begossener Pudel. Freilich wird er es uns nie verzeihen, ihn getäuscht zu haben, aber er wird uns nie mehr zu nahe kommen.“

Beatrice ging durch einige Zimmer hindurch nach einem Korridor, wo sie den Kammerdiener des Präfekten zu treffen hoffte. Richtig hielt sich dieser auch in seinem Zimmer auf.

„Mario!“ rief sie ihn leise an.

Digitized by Google

Der Diener kam sofort auf den Korridor heraus. „Excellenz befehlen?“ fragte er mit tiefem Respekt.

„Gehen Sie in meinen Salon, Mario. Dort werden Sie den Herzog di San Valtosa finden. Sagen Sie ihm, daß mein Vater ihn zu sprechen wünscht.“

„Zu dienen, Excellenz,“ erwiderte Mario und ging.

Richtig fand er, wie Beatrice gesagt, den Herzog im Salon des Fräuleins, wo er unruhig, nichts Gutes ahnend, auf und ab ging.

„Herr Herzog,“ sagte der Kammerdiener, ohne weiter auf die erstaunte Miene desselben zu achten, aber respektvoll an der Thüre stehen bleibend, „ich habe den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, daß Seine Excellenz Sie zu empfangen und mit Ihnen zu sprechen wünscht.“

Der Offizier schien Beatrices Rückkehr erwartet zu haben. Daß ihn der Präfekt selbst sprechen wollte, dünkte ihm keine gute Vorbedeutung. Er sah den Diener zögernd an.

„Wer hat Ihnen denn den Auftrag gegeben?“

„Fräulein Beatrice.“

„Gut, so führen Sie mich zu dem Herrn Präfekten,“ sagte endlich der Herzog entschlossen und ging dem vorausgehenden Diener nach. Offenbar wollte er unter allen Umständen eine Entscheidung herbeiführen, selbst wenn sie ungünstig ausfiel. In diesem Falle war es ihm sogar lieber, mit dem Präfekten, als mit Beatrice sprechen zu können, weil er mit diesem doch etwas freier und deutlicher sein konnte.

Als er in das Zimmer Romanos trat, stand dieser sofort auf und reichte ihm freundschaftlich die Hand.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Herzog,“ begann er in verbindlichem Tone.

Auch nicht der geringste Anflug peinlicher Unbehaglichkeit oder Verlegenheit war an ihm zu merken. Das war

Digitized by Google

ganz der formsichere, aalglatte, geschmeidige Hofmann, den Herzog Ugo in ihm kannte. Ein heimlicher Groll stieg in ihm auf bei dem Gedanken, daß dieser Mann, der immer, selbst wenn man ihn festzuhalten meinte, mit einer verblüffenden Wendung, mit einer schlängelnden Gewandtheit entschlüpfte, ihn mit Absicht hinters Licht geführt, ihn wissentlich getäuscht und benützt haben könnte.

„Herr Präfekt," begann der Herzog ernst, „Fräulein Beatrice hat Ihnen vermutlich mitgeteilt, um was es sich handelt."

„Gewiß. Beatrice hat mir die allerdings überraschende Mitteilung gemacht, daß Sie um ihre Hand anhalten wollten."

„Ich wüßte nicht, Herr Präfekt, inwiefern das überraschend sein könnte, da mir der Empfang in Ihrem Hause, die Art und Weise Beatrices im Verkehr mit mir und auch Ihre freundliche Haltung Mut dazu gemacht und Hoffnung gegeben haben, daß meine Bewerbung nicht unwillkommen wäre."

„O, Herr Herzog, ich hoffe, Sie zweifeln nicht daran, daß ich und meine Tochter die uns durch Ihren Antrag erwiesene hohe Ehre wohl zu würdigen wissen. Von einer unwillkommenen Bewerbung kann und darf also keine Rede sein," setzte der Präfekt sehr glatt, sehr höflich und fließend auseinander, „nur kommen Sie zu rasch —"

„Zu rasch, Herr Präfekt," fiel der Offizier scharf ein, „nachdem Monate vergangen sind, in denen Fräulein Beatrice sowohl wie Eure Excellenz Zeit genug hatten, sich die Sache zu überlegen?"

„Und doch zu rasch, nicht für mich, aber für Beatrice. Sie werden begreifen, Herr Herzog, daß es sich für Beatrice um alles handelt. Können Sie es ihr verdenken, wenn sie sich die Sache reiflich überlegt?"

Der Herzog begriff sehr wohl. Es war das alte Spiel.

Digitized by Google

Man wollte weder ja noch nein sagen. Diesmal wollte sich aber der Herzog auf neuen Aufschub nicht einlassen, er konnte es auch nicht. Wer wußte, was in einem Monat, in einem Vierteljahr sich ereignen konnte? Wenn die bisherige Herrschaft in Neapel zusammenbrach, dann war es auch für ihn die höchste Zeit, vorher unter Dach und Fach zu bringen, was er erstrebte, bevor es zu spät war.

„Herr Präfekt, lassen Sie uns offen und ehrlich miteinander sein," fuhr der Offizier mit der Miene eines Biedermannes fort.

„Aber Herr Herzog!" warf Romano ein, als ob er entrüstet darüber sei, daß man denken könne, er sei es nicht.

„Lassen Sie mich ausreden, Herr Präfekt. Sie wissen, daß man sagt: Keine Antwort ist auch eine Antwort. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Ich bin vielleicht morgen schon nicht mehr in Neapel."

„Was Sie sagen!" äußerte der Präfekt überrascht. Er wußte schon seit drei Tagen, daß der Herzog Marschordre hatte, daß sein Regiment schon unterwegs war, er selbst aber alle Hebel in Bewegung setzte, um jenen Befehl zu umgehen.

„Ich m u ß also heute eine Antwort haben, eine bestimmte, bündige Sicherheit, die für mich in der Zukunft eine Richtschnur ist," fuhr der Herzog fort. „Sie werden die Güte haben, mir eine solche Antwort noch heute zukommen zu lassen."

„Aber ich kann Ihnen unmöglich Sicherheit in einer Sache geben, in der ich selbst keine habe."

„Die Einwendung paßt auf unseren Fall nicht. Sie müssen Sicherheit in einer Sache geben können, die Sie monatelang sich zu überlegen Zeit hatten. Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Präfekt, daß ich eine solche befremdliche Sprache führe, aber in unseren Tagen entschuldigt

Digitized by Google

man wohl vieles, was in ruhigen Zeiten verletzen würde. Ich möchte nur Ihnen klar machen, daß ich meinen Antrag — nicht wiederholen kann, wenn ich nicht noch heute eine entsprechende Antwort erhalte."

Damit verbeugte sich der Herzog förmlich und steif und brach das Gespräch ab, indem er sich stolz umwandte und zur Thür hinausschritt.

„Ich werde nicht ermangeln, ich werde nicht ermangeln, Herr Herzog — —" beeilte sich der Präfekt noch zu sagen. Er konnte aber nicht vollenden, weil der Herzog seine Antwort nicht abwartete.

Als Romano allein war, nahmen seine Mienen, wie häufig, wenn er sich unbeobachtet wußte, den Ausdruck finsteren, nachdenklichen Ernstes an. Der Abschied des Herzogs war ihm etwas kurz erschienen und machte ihn bestürzt. Sollte das eine Drohung sein? fragte er sich. Womit wollte er denn drohen? Was wußte er denn? Der Präfekt war in letzter Zeit sehr vorsichtig geworden. Soviel er auch nachdachte, er fand nicht, daß er Ursache habe, sich vor dem Herzog zu fürchten. Andererseits war der Herzog als ausgezeichneter Schütze und Jäger, flotter, amüsanter Gesellschafter bei Hofe beliebt und wohl gelitten. Das verdiente Rücksicht — — für alle Fälle. Denn in die Zukunft sehen konnte niemand, niemand wußte, ob man sich seiner nicht doch noch einmal bedienen konnte. Es ist nie gut, sich einen Feind zu machen. Niemand wußte das besser, als der Präfekt Romano.

Kaum hatte Beatrice den Herzog fortgehen hören, als sie wieder in das Kabinett ihres Vaters stürzte und mit fliegendem Atem und großer Erregung fragte: „Nun? Er ist fort. Ist es aus?"

„Ich denke wohl," antwortete ihr Vater langsam.

„Gott sei Dank!" sagte sie mit einem tiefen Seufzer und hing sich ihrem Vater dankbar an den Hals.

Digitized by Google

„Laß mich nur jetzt allein, Kind," sagte dieser, sie leicht abwehrend, „ich habe noch zu thun."

„Was willst du thun?"

„Einen langen, langen Brief an den Herzog schreiben."

Sie sah ihn fragend an.

Er lächelte wehmütig und sagte dann leise und vertraulich: „Du weißt doch, daß man sehr viele Worte machen muß, wenn man nichts sagen will."

15.

Die Sonne brannte mit einer sengenden Glut auf das Tyrrhenische Meer hernieder und erfüllte die Luft mit jenen eigentümlichen, nur bei großer Hitze sichtbar werdenden zitternden Schwingungen, die auf den Menschen eine entnervende und einschläfernde Wirkung ausüben.

Felice lag im Schatten eines Segels, das man an Bord der „City of Aberdeen" gehißt hatte, und schaute träumend nach dem südlichen Horizont, wo, wie man ihm gesagt, die sizilianische Küste erscheinen mußte. Den ganzen Tag über hatte er schon gelauert und geforscht, aber nichts hatte sich gezeigt, nichts auf dem ganzen großen Rund, das seine Blicke übersahen, als Wasser, Wasser und nur Wasser. Die Einförmigkeit des Meeres, die gleichwohl auf das Gemüt des Menschen einen ergreifenden, fesselnden Eindruck macht, lullte ihn endlich in jene sinnige, sehnsüchtige und wundergläubige Träumerei, der man wohl zum großen Teil den phantastischen Meeresspuk zu danken hat, von dem Seeleute so viel zu erzählen wissen. Der fliegende Holländer, die Klabautermännchen, die den Dienst der eingeschlafenen Wachen besorgen, wenn der Sturm oder die Klippen das Schiff bedrohen, und andere Seegespenster mögen ihren Ursprung in jener träumenden Muße gefunden haben, zu der das einförmige tagelange Plätschern der Wogen um den Schiffskiel, die in ihrer

Digitized by Google

endlosen Ausdehnung erhabene Wasserwüste und das brütende, glühende Sonnenlicht der südlichen Meere Gelegenheit und Veranlassung geben.

Die Sonne sank schon tiefer, das Meer erschien in einer wunderbaren farbensatten Beleuchtung, als Felice endlich am südlichen Horizont die nebelhaften Umrisse eines Berges entdeckte.

„Ahoi! Ahooooi — —!" klang es langgedehnt und singend vom Mastkorbe herunter.

„Was ist das?" fragte Felice einen Matrosen.

„Das ist der Monte Pellegrino. Gleich wirst du Palermo dicht daneben sehen," antwortete der Mann. Dabei spuckte er gleichgültig ins Meer und that, als ob daran nichts Besonderes wäre.

Und doch war es Felice, als ob sich eben ein Wunder vor ihm begäbe. Der Reiz des Neuen, Niegesehenen umfing seine Seele, und die Scenerie, die sich nun vor ihm ganz allmählich entwickelte, erschien ihm wie eine Fata Morgana. Bald tauchte hier ein Turm, dort eine Straße, die besonders hochgelegen, aus dem Meer herauf, an den Berg schloß sich ein langer, nebelhafter Küstenstreifen, aus dem grüne Gärten, braunleuchtende Felspartien, weiße, alleinstehende Häuschen immer deutlicher und deutlicher hervortraten. In märchenhafter Schönheit erschien nach und nach die ganze Conca d'Oro*) in voller farbenreicher Beleuchtung der untergehenden Sonne, und Felice summte unwillkürlich ein altes Lied vor sich hin, das die Schönheit Palermos besingt.

Immer klarer, kräftiger in Form und Farbe rückte das bezaubernde Bild näher, das unter der gewaltigen blauen Himmelskuppel wie eine wahre Goldmuschel er-

*) Conca d'oro (Goldmuschel) heißt die nächste Umgebung der Stadt.

Digitized by Google

schien. Und in diesem Paradies sollten wieder die Leidenschaften der Menschen in so entsetzlicher Weise gewütet haben? Bei einer neuen „sizilianischen Vesper" war das Menschenblut in Straßen und auf Plätzen geflossen, von wahnwitziger Menschenhand vergossen? Dieser Ort, der zur Freude und zur Erquickung des Menschengeschlechts gemacht schien, sollte nochmals der Schauplatz aller entfesselten Schrecken des Bürgerkrieges geworden sein?

Eine Stunde später — die Sonne war mittlerweile untergegangen und es begann zu dunkeln — lag die „City of Aberdeen" im Hafen von Palermo, und Felice wurde in einem Boot an Land gesetzt, um seine Sendung zu erfüllen. Nun sah er, daß man ihm nicht zu viel berichtet hatte. Besonders in den Straßen, die vom Hafen her in die Stadt führten, wo man sich gegen die im Hafen befindliche bourbonische Flotte und gegen die Kanonen des Forts Castellamare hatte verteidigen müssen, war ein kleines Gebirge von Barrikaden aller Art aufgeführt. Karren, Thüren, Gebälk, Sandsäcke, Pflastersteine lagen in wildem Chaos herum, die Läden waren noch immer geschlossen, die Häuser durch Flinten- und Kanonenkugeln beschädigt, zum Teil noch die Spuren stattgefundener Feuersbrünste aufweisend. In der Stadt selbst fand Felice überraschend wenig Leute, und die wenigen, die er sah, hatten nicht das Aeußere friedlicher Bürger, sondern liefen mit Messern und Pistolen im Gürtel, halb militärisch, halb räuberisch, meistens mit roten Wollhemden und roten Mützen bekleidet, herum.

Das war kein Paradies, das war nicht Palermo mehr, sondern ein Kriegslager, in das Felice kam. Da es begann finster zu werden, so zündeten die in regellosen Haufen auf der Straße lagernden Truppen große Feuer im Freien an, teils um der spärlichen Beleuchtung nachzuhelfen, teils aber auch um ihre Abendmahlzeiten zu be-

Digitized by Google

reiten. In großen Kesseln, die an Ketten über hellen Feuern hingen, brodelten allerhand Nahrungsmittel, wie sie die Mannschaften von den Magazinen erhalten hatten. Um die Feuer herum standen abenteuerliche, malerische Gruppen, laut und heftig miteinander redend und zankend, und wenn auch die meisten der Leute den sizilianischen Dialekt sprachen, so hörte man doch auch dazwischen den genuesischen und piemontesischen, ja sogar ungarisch und deutsch reden, denn unter den in Marsala gelandeten Freischaren waren neben den Italienern auch Angehörige aller möglichen Nationen.

Hungernd und bettelnd standen Weiber und Kinder um die Feuer herum, wo sie hofften, von den Soldaten so viel zu erhalten, um sich sättigen zu können. Durch die Hin- und Hergehenden entstanden an Häusern und Wänden phantastische Schatten, da die riesigen Feuer ihren glutroten, flackernden Schein weithin über Straßen und Plätze warfen. Niemals in seinem Leben hatte Felice ein so theatralisch aufgestutztes und doch blutig ernstes, entsetzliches Durcheinander gesehen, und der Gegensatz war um so größer für ihn, als das Bild durchaus nicht mit dem übereinstimmte, was er nach seiner traumhaft schönen Fata Morgana, die er vom Meere her gesehen, erwartet hatte.

Indessen war keine Zeit, lange über diese Wandlung nachzudenken. Er wollte sich zunächst seines Auftrages entledigen und suchte zu erfahren, wo er wohl in der großen Stadt den Capitano Massilli treffen könnte. Das schien nicht so leicht. Bei verschiedenen Feuern, wo er fragte, kannte man den Namen nicht und wies ihn nach verschiedenen Richtungen. Der eine vermutete Massilli an der Porta Termini, der andere auf der Fiera Vecchia, wieder andere am Palazzo Reale. Felice konnte und durfte die Nacht nicht im unnützen und unbestimmten Hin- und Herlaufen vergehen lassen.

Digitized by Google

Als er die große breite Via Cassaro hinaufging, näherte er sich wieder — ängstlich und vorsichtig, denn die Vaterlandsbefreier waren keine Leute in Glacéhandschuhen — einem solchen um offenes Feuer gelagerten Trupp.

„Entschuldigen Sie," sprach er einen weniger martialisch aussehenden, noch sehr jungen Mann an, der etwas abseits stand, „ich suche den Capitano Stefano Massilli."

Heftig drehte sich der Angesprochene herum. „Wer zum Henker ist hier? Was willst du? Wo kommst du her?" fuhr ihn der junge Mann an.

„Sie werden verzeihen, ich bin in Palermo fremd. Ich habe einen Auftrag an den Capitano Stefano Massilli. Wenn Sie die Güte haben wollten —"

„Bei welchem Corps?" fuhr ihn der Gefragte wieder an.

Zufällig hatte Felice früher auf dem Briefe gelesen: Capitano degli Cacciatori Genovesi. Er sagte also: „Bei den Genueser Jägern."

„Geh nach dem Palazzo Pretorio. Dort wirst du ihn entweder selbst finden oder sicher erfragen können. Weißt du, wo der Palazzo Pretorio ist, Bauer?"

Felice wußte es natürlich nicht, und der Mann beschrieb ihm den Weg. Während Felice zuhörte, wie er gehen müsse, fiel ihm ein, daß er in dem Wirrwarr von Gassen und Gäßchen von rechts ab, links ab, geradeaus und wieder links und rechts wohl die ganze Nacht herum laufen könne, ohne den Palazzo Pretorio zu finden. Er rief deshalb einen kleinen Jungen, der an dem Feuer herumlief, herzu.

„Willst du mich nach dem Palazzo Pretorio führen?" fragte er ihn. „Du bekommst dort von mir ganz sicher ein Stück Brot."

„Brot?" schrie der kleine, in Lumpen gehüllte Bursche, der vielleicht seit Wochen von unsauberen Abfällen, halb-

Digitized by Google

faulen Früchten und dergleichen gelebt hatte, gierig und mit begehrlichen Augen. „Ist das sicher?"

„So sicher wie die Erde," antwortete Felice. Er hatte zwar kein Brot — er war überhaupt noch immer in derselben Verfassung, wie er aus dem Castello del Carmine entsprungen war — aber er glaubte wohl, daß der Capitano für die Botschaft dem Boten ein Stück Brot geben würde.

„Kommt!" sagte der kleine Palermitaner eifrig und lief so rasch davon, daß ihm Felice kaum zu folgen vermochte. Er hatte es offenbar sehr eilig mit dem versprochenen Brot.

Zufällig war der Palazzo Pretorio gar nicht so weit entfernt, wenn ihn Felice auch allein in dem krausen Gassengewirr, in dem sich kaum die Einheimischen, um wie viel weniger ein Fremder zurechtfinden konnten, wohl nie gefunden haben würde.

In dem Präfekturpalast ging es trotz der späten Abendstunde — es war mittlerweile fast elf Uhr geworden — sehr lebhaft zu. Man hatte das alte massige und finstere Gebäude zu einer Art Hauptquartier umgewandelt, und auch der große Thorweg war, als Felice dort ankam, angefüllt mit Soldaten und Offizieren.

„Hier ist der Palazzo Pretorio, wo ist mein Brot?" frug der kleine Führer Felices mit echt sizilianischer Kürze und Bestimmtheit.

„Warte einen Augenblick, mein Junge," vertröstete ihn Felice, „ich muß hier jemand suchen."

„Davon war vorher keine Rede," erwiderte dieser mißtrauisch. „Wenn Ihr mich betrügen wollt, so sollt Ihr rasch merken, daß ich ein Sizilianer bin."

Diese Drohung kam selbst dem Neapolitaner Felice, in dessen Heimat man doch auch nicht gerade duldsam war, einigermaßen unerwartet.

Digitized by Google

„Es fällt mir nicht ein, dich betrügen zu wollen. Du wirst bekommen, was ich dir versprochen habe. Aber du wirst dich doch zwei Minuten gedulden, bis ich meinen Mann gefunden. Es wird dein Schaden nicht sein," redete er dem Jungen zu, der sich auch damit zufrieden gab.

In dem Hauptgang des Palazzo waren rechts und links Holzfackeln zwischen die Steinritzen geklemmt, die flackernd den Eingang beleuchteten. Hier standen einige Offiziere, zu denen Felice wieder mit seiner Frage nach dem Capitano Massilli herantrat. Im ersten Augenblick sah man ihn mißtrauisch an, endlich aber führte man ihn durch den Hausgang hindurch nach dem Hof des Palazzo, der, wie man das häufig in alten Klöstern findet, ein ziemlich regelmäßiges Viereck mit Gartenanlagen bildete, das auf allen vier Seiten ein Säulengang umgab.

Zwischen zwei dieser Säulen saß an einem Tischchen, auf dem noch die Reste eines frugalen Abendessens standen, in der Uniform eines Hauptmanns der Genueser Jäger Stefano Massilli und schrieb. Eine halb heruntergebrannte Kerze, mit deren Flamme der linde Nachtwind leise spielte, und die in einer leeren Weinflasche stak, beleuchtete die eigentümliche Scene. Der Capitano hatte sich's bequem gemacht. Ein langer, dunkelgrauer Reitermantel hing über der Stuhllehne, daneben stand ein schwerer Schleppsäbel. Auf dem Tische lagen zwei Revolver, einige Landkarten, ein Marineglas, verschiedene Schriftstücke, Schreibutensilien und Aehnliches.

„Signor Capitano," sagte der Soldat, der Felice hierher gebracht, „hier ist ein Mann, der vorgiebt, mit Ihnen sprechen zu müssen."

Stefano Massilli hob den jugendlichen, hübschen Kopf und sah sich die etwas fragwürdige Gestalt Felices an, der ihn aber zunächst noch unbeachtet ließ, sich vielmehr an den Führer wendend vorsichtig fragte:

Digitized by Google

„Sie werden verzeihen, wenn ich mir die Frage erlaube, ob Sie ganz gewiß wissen, daß dieser Herr hier Stefano Massilli heißt?“

Der Soldat sah sich den sonderbaren Frager überrascht an, lachte und wußte offenbar nicht recht, was er sagen sollte.

„Wenn ich dir sage, daß der Mann hier Stefano Massilli heißt,“ antwortete er endlich, „und daß ich keinen anderen dieses Namens kenne, so wird dir das hoffentlich genügen.“

„Wer bist du denn?“ fragte Massilli jetzt seinerseits Felice, der jetzt ganz nahe an den Tisch trat und bescheiden, aber doch mit auffallender Bestimmtheit entgegnete:

„Gnädiger Herr, ich habe einen Auftrag an den Capitano Stefano Massilli und bei meinem Leben geschworen, diesen Auftrag nur an den Mann, der diesen Namen trägt, auszurichten. Er ist wichtig. Nun habe ich den Capitano Stefano Massilli noch nie in meinem Leben gesehen. Ich muß mich also versichern, ob ich nicht an einen falschen gerate.“

Massilli nickte mit dem Kopfe und lud Felice ein, sich zu ihm zu setzen. Offenbar gefiel ihm die Vorsicht dieses Boten.

„Woher kommst du?“ fragte er halblaut.

„Von Bord der Jacht „City of Aberdeen“,“ antwortete Felice ebenfalls leise.

„Aus Neapel?“

„Ja.“

„Vom Präfekten Liberio Romano?“

Felice zögerte mit der Antwort.

„Du kannst mir vertrauen,“ fuhr Massilli fort, „ich bin wirklich der, den du suchst. Hier der Beweis. Das ist mein Offizierspatent, das gewiß niemand aus seiner Hand giebt. Kannst du lesen?“

Digitized by Google

„Ja, gnädiger Herr."

„Nun so lies. Hier mein Name."

„Ja, ich sehe nun wohl, daß Sie der richtige Massilli sind. Entschuldigen Sie mein Mißtrauen."

„Du thust sehr recht, vorsichtig zu sein. Ich lobe dich darum. Aber nun weiter. Wie heißt du?"

„Ich heiße Felice Camboni."

„Alle Teufel," fuhr der Offizier erschrocken auf, „der Attentäter?"

„Erschrecken Sie nicht, Capitano. Wenn Sie auch einen Sträfling, der schon zum Tode verurteilt war, vor sich sehen, so dürfen Sie mir aber doch vertrauen. Hier meine Botschaft, die Ihnen hoffentlich alles aufklären wird."

Damit holte Felice aus seiner inneren Brusttasche die beiden Briefe, die er an Bord der „City of Aberdeen" von Mister Thomas Halfbread erhalten hatte, hervor und reichte sie dem Offizier hin.

Hastig überflog dieser die Aufschriften, dann murmelte er leise: „Ich dachte es mir" und riß die Umschläge ungeduldig von den Briefen ab. Der eine war von Beatrice. Diesen begann der Offizier zunächst zu lesen.

Dem kleinen Jungen, der Felice nach dem Palazzo Pretorio gebracht, wurde die Sache nun wieder zu lang, da er aber wohl sah, daß alles in Ordnung war und er nicht betrogen wurde, so beschränkte er sich jetzt darauf, Felice mahnend an seiner Bluse zu zupfen.

„Ich bitte um Verzeihung, Capitano, wenn ich Sie unterbreche," sagte Felice daraufhin. „Ich bin diesem Kleinen, der mich hierher gebracht hat, eine kleine Belohnung schuldig geworden —"

„Warum sagst du das nicht gleich?" fuhr Massilli lebhaft auf, griff in die Tasche und gab dem Jungen eine Kupfermünze, mit der dieser froh fortsprang. „Hast du

Digitized by Google

vielleicht noch andere Verbindlichkeiten? Oder haſt du Hunger? Du mußt es ſagen."

„Nein, Capitano," entgegnete Felice, „ich habe für den Augenblick keine Verbindlichkeiten und auch keinen Hunger, da man mich auf dem Schiff ſehr gut behandelt hat. Sollte ſich aber Rat ſchaffen laſſen für ein Unterkommen für die Nacht und — — und — —"

„Nur heraus. Was willſt du noch?"

„Ich hoffe, in dem Briefe werden Sie alles finden, um zu wiſſen, wie es mit mir ſteht. Ich — — ich möchte Soldat werden und wieder gut machen, was ich an dem Präfekten gethan."

„Soldat, hm. Warte mal. Du biſt Neapolitaner?"

„Ja."

Dann nahm Maſſilli den anderen Brief und vertiefte ſich in deſſen Inhalt. Er war von dem Präfekten Romano ſelbſt, ein langes eigenhändiges Schreiben, bei deſſen Leſung der Offizier immer aufmerkſamer und geſpannter wurde. Je weiter er las, um ſo mehr ſchien er alles um ſich herum zu vergeſſen, um ſo mehr wurde er von dem Inhalt des Schreibens in Anſpruch genommen und überraſcht. Er war noch nicht ganz zu Ende, als er auch ſchon eilfertig aufſprang, die Briefe in die Seitentaſche ſchob und ſich zum Fortgehen rüſtete.

„Ah, du biſt noch hier," fuhr er dann auf, als ob er Felice ſchon längſt vergeſſen und ſich jetzt erſt wieder auf ihn beſinne. „Hm, gut. Soldat willſt du werden?"

„Wenn —"

„Du haſt uns einen großen Dienſt erwieſen, und ich ſehe auch, daß ſich der Präfekt Romano nicht in dir getäuſcht hat. Du biſt ein ehrlicher, aufrichtiger Burſche, und für ſolche wird immer Rat geſchaffen. Willſt du bei meinen Jägern eintreten?"

„Ich würde das als ein großes Glück anſehen."

Digitized by Google

„Gut, gut. Komm. Wir werden das wohl sogleich in Ordnung bringen können. Es ist keine Zeit zu verlieren. Komm."

Damit ging Massilli, sich hastig seinen Mantel umwerfend, nach dem Hausflur des Palazzo Pretorio. Hier rief er einen älteren Mann, ebenfalls im roten Wollhemd und roten Käppi, heran und sagte zu ihm: „Barotto! Dies hier ist ein junger Neapolitaner Namens Felice Camboni. Er ist von heute an einer der Unseren. Bringe ihn sofort nach dem Depot, wo er sich einkleiden und bewaffnen kann. Eile dich aber. Ich will ihn sofort, nachdem dies geschehen, wieder hier sehen."

Barotto grüßte stumm, forderte Felice dann kurz auf, ihm zu folgen, und ging mit ihm fort.

Indessen stieg Massilli ziemlich lebhaft die große Steintreppe des Palazzo hinauf. Auch hier war die Beleuchtung primitiv durch Kienspäne, die in das Treppengeländer eingezwängt waren, hergestellt, die flackernd, unruhig und huschend Lichter und Schatten grell und grotesk in dem alten Palazzo verstreuten. Oben auf der Treppe standen Wachen mit gezogenen Degen, in der großen Vorhalle gingen klirrenden Schrittes Offiziere und Ordonnanzen hin und her. Man wurde den Eindruck des Abenteuerlichen, zufällig Zusammengewürfelten nicht los, fühlte aber trotzdem die Gewalt dieser Bewegung.

„Ich muß sofort den General sprechen," wandte sich Capitano Massilli an einen Offizier, den er im Vorsaale traf.

„Ich will nachsehen," antwortete dieser, „warten Sie hier, Capitano." Damit wandte er sich um.

„Sagen Sie ihm, daß ich Nachrichten von Neapel bringe, wichtige Nachrichten," rief ihm Massilli noch nach.

Nach zwei oder drei Minuten kehrte der Offizier zurück, blieb in der Thür, aus der er trat, stehen und machte eine einladende Bewegung.

Digitized by Google

„Kommen Sie, Capitano. Der General will Sie sofort empfangen."

Massilli trat ein, zunächst in ein anderes Vorzimmer, das schon etwas besser, vornehmer möbliert war. Reich galonnierte Diener, mit weißen Strümpfen und roten Sammethosen, die unterm Knie geschnallt waren, und hellblauen Röcken mit blitzenden Tressen und Goldknöpfen standen herum. Einer von ihnen öffnete bei Massillis Eintreten eine gegenüberliegende Thür. Rasch durchschritt der Offizier das Vorzimmer des Generals und trat gleich darauf in sein Zimmer ein.

Das war ein hoher, mittelalterlich finsterer Raum von riesigen Dimensionen, mit gewölbter Decke, verblaßten Gemälden an den dunklen Wänden, altertümlichen schwarzen Möbeln und verhängten Bogenfenstern, nicht unähnlich dem Rittersaal einer alten Burg, in dem sich die einzige Person, die sich momentan darin befand, trotz ihrer imposanten, gedrungen kräftigen, martialischen Erscheinung etwas klein und winzig ausnahm. An einem Tisch, der mit Karten und Plänen bedeckt war, und auf dem zwei Leuchter mit je drei Kerzen standen, saß ein Mann von etwa einigen fünfzig Jahren, mit scharfen, markanten Zügen, kräftigem, aber schon bedenklich ins Graue spielendem Vollbart. Auch das etwas spärliche, abweichend von der sizilianischen Art lange Kopfhaar, war bereits ergraut.

Die Augen waren überaus lebhaft, kräftig und von fast adlerartiger Schärfe. Der Mann trug auch, trotz seines hohen Ranges, eine einfache rotwollene Bluse, die von einem breiten, gelbledernen Gurt mit Revolvertaschen rechts und links zusammengehalten wurde. Die Waffen selbst hatte er abgelegt; sie lagen vor ihm auf dem Tisch. Dunkle Hosen und hohe, gelbleberne Reiterstiefel vervollständigten seinen mehr als einfachen Anzug.

Digitized by Google

Dieser Mann war der frühere Korsar*) und jetzige Diktator von Sizilien, General Giuseppe Garibaldi.

„Massilli!" rief er den Eintretenden in seiner stürmisch-lebhaften, freien und nicht unsympathischen Art an, „was giebt's?"

Massilli grüßte militärisch und sagte dann: „Ein Brief von Liberio Romano, Herr General. Hier ist er."

Garibaldi nahm den Brief und überflog ihn. „Was ist's damit?" fragte er dann rasch ungeduldig werdend, „das ist eine lange Geschichte. Was will er schließlich?"

„Eure Excellenz wollen die Güte haben, besonders die Stelle zu lesen, in der Präfekt Romano auf den General Pinedo zu sprechen kommt."

„Nun also. Was ist's damit?"

„Pinedo hat sich zugänglich gezeigt. Er soll versprochen haben, gegen eine anständige Abfindung seinen Soldaten am Tage des Zusammentreffens mit den Unseren nur Platzpatronen statt scharfen Patronen verabreichen zu lassen."

„Da seht Ihr, Massilli, welche Kanaillen diese bourbonischen Generale sind. Wo steht das?"

„Hier, Eure Excellenz, bitte, hier am Ende der dritten Seite."

Jetzt erst las der General, dessen Augen nicht mehr die besten zu sein schienen, mühsam die betreffende Stelle.

„Es steht dahin," fuhr Massilli inzwischen fort, „weshalb sich General Pinedo zu einem solchen Vorgang entschließt. Er könnte ja wohl sagen, daß er aus Patriotismus dem Blutvergießen ein rasches Ende machen will."

---

*) Als Korsar (Seeräuber) bezeichnet sich Garibaldi in seiner Selbstbiographie (Florenz 1895) selbst mehrfach. Er stand als solcher im Dienste einer wilden, niemals von irgend einem Staate anerkannten südamerikanischen Republik (Riograndе).

Digitized by Google

„Gegen eine anständige Summe, selbstverständlich. Nimmt er die auch aus Patriotismus?"

„Ich weiß es nicht, General. Schließlich kann uns das gleichgültig sein. Wenn er nur thut, was er sagt."

„Und wenn alles nur eine Falle ist?"

„Für wen sollte da wohl eine Falle sein, General? Wir werden uns natürlich auf nichts einlassen. Was dann Pinedo thut, werden wir ja sehen, wenn die Truppen aufeinanderstoßen. Es würde sich darum handeln, mit ihm selbst eine Abmachung zu treffen. Ich sollte meinen, man könnte ihm zwanzig- oder dreißigtausend Lire anbieten, selbstverständlich nach geleisteten Diensten."

„Und Ihr glaubt, daß er darauf eingeht?"

„Ich glaube es, denn ich weiß, daß der Präfekt Romano sonst nichts davon geschrieben haben würde. Außerdem meine ich, wir müßten es wenigstens versuchen. Und wenn wir dadurch auch nur einem Soldaten von den Unseren das Leben retten, müßten wir es versuchen. Um wie viel mehr, da wir möglicherweise damit einen leichten Sieg und das Leben von Tausenden erkaufen."

„Es kommt mir nicht auf das Geld an. Aber wer soll den Pakt abmachen?"

„Ich, Herr General, wenn Sie mich damit betrauen wollen."

„Ihr wolltet ins bourbonische Lager gehen?"

„Warum nicht?"

„Mit einer solchen Kommission?"

„Gewiß, und ich hoffe auch, sie auszuführen, weil mich General Pinedo persönlich kennt."

„So? Woher?"

„Er stand vor einigen Jahren in Cosenza in Garnison. Ich war damals noch ein junger Mann, aber ich glaube wohl, daß er sich meiner entsinnt."

Garibaldi sah den jungen unternehmenden Mann einen

Digitized by Google

Augenblick nachdenklich an. „Die Sache ist nicht ungefährlich, Massilli," mahnte er.

Massilli zuckte verächtlich die Schultern.

„Wenn man Euch erwischt, und Ihr kommt an die falsche Adresse —"

„Bah! So oder so, was will das heißen? Was liegt an mir, wenn ich das Schicksal einer Schlacht und Tausender meiner Kameraden entscheiden kann?"

Rasch stand Garibaldi auf und gab dem jungen Mann die Hand. „So ist's recht, Massilli. Nur wer alles wagt, gewinnt auch alles. So habe ich's auch stets gehalten. Fort mit den Bedenken. Wo weilt Pinedo jetzt?"

„In Messina, soviel ich weiß."

„Und seine Truppen?"

„Zum Teil ebenfalls dort, zum Teil südwestlich der Stadt."

„Gut. Genug davon. Morgen früh werde ich alles Nähere mit dem Komitee besprechen. Vielleicht noch am Vormittag könnt Ihr dann Eure Instruktion erhalten und abgehen, sobald Ihr wollt. Gute Nacht."

„Auf morgen, Excellenz."

Damit verließ Massilli den Diktator, um sich ebenfalls nach seinem Nachtquartier umzusehen.

16.

Felice Camboni stand am nächsten Vormittag im Pferdestalle des Palazzo Pretorio, wo er mit dem Putzen einiger Pferde beschäftigt war, und dachte darüber nach, was sein launenhaftes Schicksal, das ihn in den letzten Monaten wie einen Fangball herumgeworfen hatte, ihm wohl noch für die Zukunft vorbehalten haben mochte. Nach dem, was er bis jetzt hatte erleben müssen, würde er sich gar nicht gewundert haben, wenn man ihn aufgefordert hätte, eine Reise in den Mond oder in den Aetna

Digitized by Google

hinein zur Erforschung des Erdinneren oder sonst etwas Wunderbares und Unmögliches zu unternehmen.

Von Hause aus ein einfacher, friedlicher Weinbauer, war er, wie von Dämonen erfaßt, nacheinander politischer Verschwörer, Attentäter, Zuchthäusler, zum Tode Verurteilter, Entführter und nun schließlich gar Soldat geworden, der im Rothemd und Stulpenstiefeln, bewaffnet bis an die Zähne, bereit stand, für sein Vaterland Blut und Leben zu opfern. Aber was ihm auch noch blühen mochte, zu allem war Felice bereit, wenn es ihm die Hoffnung ließ, einst wieder nach Neapel zu kommen und an Taddeo Massaccio Rache zu nehmen für den unerhörten, frevelhaften Betrug, dessen Opfer Felice geworden war. Hinter dem Wunsch, hinter der Gier Felices, den kleinen buckligen Schurken eines Tages wieder zwischen den Fingern zu halten und zu würgen, bis er blau wurde, trat zeitweise sogar das liebliche Bild Assuntas, das sonst immer seine Phantasie im Träumen und im Wachen beherrschte, zurück....

Was jetzt im Werke war, konnte Felice aus gelegentlichen Aeußerungen seines Capitano nur vermuten. Massilli, der sich seiner mit einer gewissenhaften Fürsorge angenommen, hatte sich seine Abenteuer an Bord der „City of Aberdeen" sehr genau und ausführlich erzählen lassen. Anfangs hatte es geschienen, als wollte sich Massilli desselben Schiffes, das auch ihn schon einmal nach Neapel und zurück gebracht, zu seiner Reise nach Messina bedienen. Aber als er hörte, daß es verfolgt worden war, also jedenfalls bei den Bourbonen verdächtig gefunden wurde, kam er davon ab und fragte Felice, ob er ihn auf einer wichtigen und gefährlichen Expedition zu Lande begleiten wollte. Schon aus Dankbarkeit sagte Felice zu. Und wenn es in die Hölle gegangen wäre, Felice würde gefolgt sein. Es handelte sich darum, sich durch die bourbonischen

Digitized by Google

Truppenkordons hindurch nach Messina zu schleichen, um wichtige Papiere dahin zu bringen.

Felice hatte dabei gestanden, als Garibaldi selbst seinem Capitano diese Papiere übergeben hatte. Dabei war seitens des Generals auf eine Bemerkung Massillis die Aeußerung gefallen:

„Bah. Hunderttausend Lire für Messina ist nichts. Nur zu."

Demnach wußte Felice wenigstens ungefähr, um was es sich handelte.

Die Sonne stand schon sehr tief, als Capitano Massilli marsch- oder vielmehr reisefertig in den Stall trat.

„Nun," fragte er, „sind wir in Ordnung, Felice?"

„Alles ist erledigt, was Sie befohlen, Capitano."

„Und du bist noch immer bereit, mir zu folgen?"

„Selbstverständlich."

„Ich muß dir noch sagen, daß es sich um eine Angelegenheit handelt, die ungewöhnliche Ansprüche an uns stellt. Wir gehen nicht als Herr und Diener, sondern als Kameraden, die sich bis in den Tod einer auf den anderen verlassen müssen, ins Feld. Trotzdem ich dich gestern zum erstenmal gesehen, glaube ich doch aus den Mitteilungen, die mir Präfekt Romano und besonders seine Tochter Beatrice über dich gemacht haben, entnehmen zu können, daß ich mich auf dich verlassen kann. Aber ich stelle dir frei, ob du mich begleiten willst oder nicht."

„Es mag sich handeln, um was es will, Capitano, ich bin zu Ihrer Verfügung," antwortete Felice treuherzig. Mehr aus seinen Mienen als aus seinen Worten sprach der Gedanke, daß er wohl eingedenk dessen sei, was man an ihm gethan, indem man ihm aus dem Castello del Carmine, aus den Klauen des Todes wieder zum Leben verholfen. Er sah sein Leben als ein Geschenk derer an,

Digitized by Google

die es ihm erhalten hatten, und denen es zu weihen jetzt seine Pflicht und Schuldigkeit sei, die Pflicht eines ehrlichen Menschen.

„Und wenn es uns an den Kragen geht?“ fragte Massilli noch einmal.

„Jenun, Capitano, wir haben auch nicht mehr Leben zu verlieren, als ein anderer, und dann, denke ich, werden wir wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden haben, wenn es drum und dran geht.“

„Gut. Also in einer Stunde, Felice.“

„Heute nacht noch?“

„Ja. Wir sind morgen früh bereits in Cefalu.“

„Morgen früh?“

„Natürlich, bis dahin hat es nichts auf sich. Dort befinden sich schon unsere Truppen, die auf dem Marsche nach Messina sind. Unsere Aufgabe beginnt erst in der Nähe von Messina, wenn wir an den Feind kommen. Bis dahin können wir auch unsere Uniformen und Waffen tragen. Dann aber — nun, du wirst es zeitig genug erfahren, was dann geschehen muß. Einstweilen richte nur alles her, wie ich es angeordnet habe.“

„Ist bereits geschehen.“

„Und daß vor allen Dingen die Pferde gut im Stande und ausdauernd sind. Wer weiß, ob nicht einmal an ihren Hufen unser Leben hängt.“

„Es sind die besten, Capitano, die ich auftreiben konnte, durchaus gesund und kräftig.“ —

Das Meer erstrahlte in dem letzten Abendrotschein, als die beiden, vollständig bewaffnet, auf frischen, leichtfüßigen Pferden Palermo auf der Via dei Vespri verließen. Als sie bald darauf die an der Küste hinlaufende Landstraße, die beide Hauptstädte der Insel miteinander verbindet, erreichten, war die Dunkelheit schon vollständig, was sie aber ebensowenig wie der trotz der späten Stunde

Digitized by Google

außerordentlich lebhafte Verkehr auf der Straße hinderte, ziemlich rasch vorwärts zu traben.

Ueberall, wohin sie während der Nacht gelangten, ging es lebhaft zu. Besonders in den Ortschaften wimmelte es von Freischärlern, die aus dem ganzen Land zusammengeströmt waren und jetzt nach dem Osten der Insel, besonders in die Gegend von Messina vorgeschoben wurden, wo noch die Bourbonen standhielten. Hin und wieder überholten sie auch lange Kolonnen von Karren, die, von Eseln oder Maultieren gezogen, Munition, Gepäck, Proviant und allerlei Heergerät nach dem mutmaßlichen Ort des Zusammentreffens der feindlichen Heeresmassen brachten.

Die Nacht war sternenklar und nach dem Tage mit seiner erschlaffenden, fürchterlichen Hitze von wohlthuender, erfrischender Kühle. Ein leiser, feuchter Seewind wehte balsamisch über die Küste hin, von Zeit zu Zeit hörten sie die Brandung plätschernd und rauschend von dem felsigen Grund des Meeresufers herauf; das Meer selbst lag wie eine ungeheure, schwarze, rätselhafte Decke zu ihrer Linken.

Wo es der felsige Grund nur irgend erlaubte, säumten Wein- und Oelpflanzungen, Palmen mit reifenden Früchten, riesige Agaven, die träumerisch-schwerfällig ihre grotesken Arme im Winde bewegten, die Straße ein. Aus dem Grün der Olivenwaldungen, die sich zwischen den Hügeln weit in das Land hineinzogen, leuchteten da und dort die weißen Häuschen kleiner Ortschaften, auf den Hügeln lagen zahlreiche Klöster, Kapellen und Kirchen — alles in dem dämmerigen, trügerischen Halbdunkel einer sizilianischen Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Arnolds Bart.

Eine luſtige Geſchichte von **Alwin Römer.**

Mit Illuſtrationen von A. Wald.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Auf dem Gute Wallberg herrſchte an einem ſchönen Septembermittag lebhafte Bewegung. Der Poſtbote hatte ſoeben ein Telegramm gebracht, das die Ankunft des jugendlichen Beſitzers, der bei den Wildenfelſer Huſaren Premierlieutenant war, meldete. Auch von einem Freunde, dem Rittmeiſter Gerboth, hatte etwas in der Depeſche geſtanden. So war man denn eifrig beſchäftigt, alles für den Empfang der Gäſte vorzubereiten, und Frau v. Wallberg, die Mutter des Lieutenants, ging ſelbſt hinauf in das Obergeſchoß des geräumigen Gutshauſes, um ſich von dem Zuſtande der Gaſtzimmer zu überzeugen. Dabei plauderte ſie ſehr aufgeregt mit ihrem achtzehnlenzigen Töchterlein Emma, das ihr in allen Stücken zur Hand ging, hier eine Decke zurechtſchob, dort eine geſchmackloſe Falte aus den Fenſtervorhängen entfernte und an den Schrankfüllungen und Ofenkanten ihre weißen Fingerchen prüfend hin und her gleiten ließ, um die völlige Abweſenheit jedes Staubes feſtſtellen zu können.

Digitized by Google

„Es ist alles in Ordnung!“ sagte sie endlich. „Arnold kann seinen Einzug halten samt seinem gräßlichen Busenfreunde Gerboth. Sie werden wie im Paradiese aufgehoben sein hier oben, wenn sie es auch alle beide nicht verdient haben.“

„Emma, thu mir die einzige Liebe und fang die alten Nergeleien mit Arnold nicht wieder an. Ihr sollt euch endlich vertragen!“ sagte Frau v. Wallberg mit einem leisen Seufzer.

„Ich fange nie an. Aber Arnold kann's nicht lassen, mich zu ärgern. Bald ist ihm mein Kleid nicht recht, bald mein Haar, bald meine Sprache. Und er sollte sich doch nur ruhig um sich bekümmern.“

„Arnold ist acht Jahre älter als du, Emma.“

„Ich weiß,“ seufzte das junge Blondköpfchen in komischer Verzweiflung. „Ach, warum ist es nicht umgekehrt!“

„Das wäre deinem Vater jedenfalls nicht lieb gewesen. Und außerdem solltest du froh sein, einen älteren Bruder zu haben, der für dich sorgen kann, wenn ich —“

„Hör auf, Mama, hör auf. Du bist schon wieder auf dem Wege zum Kirchhof. Aber du darfst nicht sterben! Niemals! Das wäre einfach abscheulich von dir!“

„Thörichtes Mädel! Einmal müssen wir alle diesen großen Schritt thun. Wenn ich dich nur alsdann versorgt weiß. . . . Kennst du diesen Gerboth näher, Emma?“

„Ich glaube wohl, daß es derselbe ist, mit dem Arnold schon damals verkehrte, als ich noch in der Pension in Wildenfels war. Ein entsetzlicher Mensch, sag' ich dir, Mama!“

„Wieso?“

„Na — er war eben unausstehlich. Glaubst du zum Beispiel, er hätte mich ein einziges Mal gegrüßt?“

„Kannte er dich denn?“

„Das weiß ich nicht genau. Aber mit Arnold hat er

Digitized by Google

mich verschiedenemal zusammen gesehen. Und wenn wir spazieren geführt wurden, und er begegnete uns, so hat er mich immer angestarrt, als ob ich ihm silberne Löffel gestohlen hätte."

„Aber, Emma, was für Ausdrücke!" tadelte die Mutter. „Wenn du übrigens weiter nichts weißt, so steht dein Urteil über Arnolds Freund auf recht schwachen Füßen."

„O, einmal hat er das ganze Institut beleidigt!" fiel ihr Emma aufgeregt ins Wort.

„Wie ist das möglich?"

„Höre nur. Wir waren hinausgegangen mit dem französischen Fräulein, weil wir gern das Manöver mitansehen wollten, von dem mir Arnold erzählt hatte, fanden auch einen wundervollen Platz an einer Waldecke, von wo aus wir alles beobachten konnten. Auf einmal kommt der Rittmeister mit ein paar Husaren angesprengt und schreit: „Liesecke, machen Sie 'mal Platz da drüben und bringen Sie die künftigen —"

„Na, was denn?"

„Es ist wirklich peinlich, es wiederholen zu müssen, Mama!"

„So unfein ist er geworden?" sagte voll Bedauern die alte Dame. „Das ist allerdings stark. Schimpfen darf ein Mann von Erziehung nicht!"

„Nun, geschimpft war es ja nicht gerade. Aber fein war es auch nicht. Ich kann dir's ja ruhig sagen. „Bringen Sie die künftigen Heldenmütter da über die Seite!" schrie er. Dann kam er noch ein paar Sprünge näher und rief: „Es geht wirklich nicht anders, meine Damen, Sie könnten sonst in Gefahr kommen." Da waren wir aber schon aufgestanden und beeilten uns, zu verschwinden. Keine hat ihn mehr angesehen. Nur das Fräulein hat ihm noch zugeschrieen: „Barbar!" Dann sind wir davongelaufen."

Frau v. Wallberg hatte ein wenig lächeln müssen.

Digitized by Google

„Gelaufen?“ fragte sie verwundert.

„Ja, es ging nicht anders. Der Mensch kam jetzt mit seiner ganzen Schwadron angefegt, als ob unser Fräulein der Kaiser Napoleon wäre, gerade auf uns zu. Drei Tage lang ist sie krank gewesen von dem Schrecken. — Nun sag selbst, ist das nicht ein gräßlicher Mensch? Und dann — wie er aussieht! Einen Backenbart hat er, wie ein spleeniger Engländer. Richtige Raupen, die von den Schläfen herunterkriechen. Wir konnten ihn auch alle nicht leiden.“

„Mochtet ihr denn andere von Arnolds Kameraden lieber?“

„Fast alle!“ sagte vorschnell Emma. „Das heißt,“ fügte sie, rot werdend, hinzu, „es war keiner weiter da, der uns so beleidigt hatte. Sonst — wir hatten ja gar keine Zeit —“

„Ich weiß, ich weiß,“ lächelte die Mutter und schritt alsbald der Treppe zu, um sich wieder nach unten zu begeben. „Horch 'mal, ist das nicht unser Landauer, der da heranrollt?“

„Ja, ja. Sie kommen, Mutter, sie kommen!“

Ein paar Minuten später hielt das Gefährt vor dem Thor des Gutshauses; der Kutscher öffnete den Schlag, und zwei elegante Husarenoffiziere, Arnold v. Wallberg mit seinem Freunde Gerboth, stiegen aus.

Die Begrüßung zwischen Mutter und Sohn war sehr herzlich; auch Emma reichte dem Bruder die Lippen zum Kuß, wobei den Rittmeister, der sonst ziemlich unempfindlich gegen Frauenschönheit war, seltsamerweise eine Anwandlung von Neid beschlich. Dann erfolgte die Vorstellung des Freundes. Freundlich streckte ihm die alte Dame die Hand entgegen, die er ehrerbietig an seine Lippen zog; Emma aber fertigte ihn mit einer höflichen Verbeugung ab, worüber ein leichter Verdruß in seiner Seele

Digitized by Google

emporkeimte, der ſich mit dem Grübeln darüber vermiſchte, wo er dieſes hübſche Geſicht ſchon einmal geſehen haben könne.

Die Herren begaben ſich darauf in ihre Zimmer, um den Staub der Reiſe abzuſchütteln. Arnold war der erſte,

der wieder im Salon erſchien, und zwar jetzt in einem eleganten Jagdanzug.

„Wir wollen noch auf den Anſtand heute,“ ſagte er lächelnd als Antwort auf die erſtaunten Blicke der Mutter und wandte ſich dann zu ſeiner Schweſter, die ein ſpöttiſches Lächeln von ihrem Munde nicht zu verbannen ver-

Digitized by Google

mochte. Aber er sah darüber hinweg, als bemerke er es gar nicht, was sie natürlich mit einem gewissen Mißvergnügen erfüllte, wie es ein raufl ustiges Kätzchen empfinden mag, wenn der gesetzte Karo oder Tyras nicht einmal mit den Augen blinzelt bei seinem Erscheinen.

„Mädel, du wirst alle Tage hübscher," lobte er sie ein wenig gönnerhaft und faßte sie um die Taille, um ihren blonden Kopf mehr nach dem Fensterlicht hin zu drehen. „Man kann ordentlich stolz auf dich sein."

„Ich danke dir verbindlichst für dein Kompliment," erklärte sie, schnippisch wie sie im Verkehr mit dem älteren Bruder stets gewesen war, „und ich wollte, ich könnte es dir zurückgeben."

„Ganz unnötig, mein Schäfchen," wehrte er ironisch ab, „eine eitle Ader habe ich nicht."

„Wer's glaubt."

„Aber Emma!" warnte die alte Dame.

„So laß sie doch, Mutter," meinte Arnold gutmütig. „Sie ist ja noch so jung."

Aber das reizte sie wie das rote Tuch den Stier.

„Thu dir nur nichts auf dein Alter zu gute," entgegnete sie spöttisch. „Wer sich so ins Schlepptau nehmen läßt, der —"

„Ins Schlepptau? Wieso?" unterbrach er sie.

„Ach, ich will mich nicht mit dir streiten."

„Ich auch nicht mit dir. Aber sagen mußt du mir doch wenigstens, was das eigentlich heißen soll."

„Ich will aber nicht."

„Dann bist du feige, liebes Kind."

„Feige?" rief sie zornig und wandte sich zur Mutter, die seufzend und kopfschüttelnd der Entwickelung dieses Vorpostengefechtes gefolgt war. „Du hast es gehört, Mutter, wie er mich herausfordert. Das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. So soll er denn auch wissen, was ich meine."

Digitized by Google

„Bravo!“ lachte Arnold vergnügt. „Also, wieso: Schlepptau?“

„Sieh nur in den Spiegel,“ erklärte Emma.

„Fällt mir gar nicht ein. Ich weiß ganz gut, wie ich aussehe... Kein Adonis oder Apollo, aber doch 'n ganz netter Kerl soweit... Oder nicht?“

„Ich denke, du hast keine eitle Ader?“

„Na, ist das etwa eitel, wenn man die erste Nummer freiwillig räumt?“ scherzte er. „Und wie der selige Don Quijote sehe ich doch am Ende auch nicht gerade aus.“

„Muß man denn immer aussehen wie der oder jener?“

„Das thu' ich ja auch gar nicht.“

„Gewiß thust du es. Eine richtige Kopie bist du, bloß ein bißchen ins Klägliche geraten.“

„Hör 'mal, jetzt wird mir die Sache zu bunt!“ brauste der Bruder auf.

„Kinder, Kinder!“ flehte die Mutter.

Aber Emma ließ sich nicht abhalten, ihre Sache zu Ende zu führen. „Und wenn sich dein Rittmeister, der jetzt unten im Garten herumspioniert, nächstens einen Ring durch die Nase ziehen ließe, so liefest du vierundzwanzig Stunden später auch so herum.“

„Mein Rittmeister?“ fragte erstaunt der Lieutenant. „Ich sollte meinen guten alten Heinz Gerboth kopieren? Wie kommst du bloß auf diese verrückte Idee?“

„Muß ich dir das wirklich erklären?“

„Ich bitte darum.“

„Nun — dein Anzug ist wie der seine — Schnitt und Farbe.“

„Daran ist der Schneider schuld.“

„Eure Hüte sind gleichfalls zum Verwechseln.“

„Faktisch?“ spottete er. „Ich habe das noch nicht bemerkt. Aber weiter!“

Digitized by Google

„Weiter? ... Nun, hatteſt du nicht auch die gleiche Ledertaſche um, wie dein Freund?"

„Allerdings; ich habe zwei gekauft und ihm eine davon zum Geburtstag geſchenkt."

„Und zum Dank dafür hat er dir wohl das Unding von Backenbart verehrt, wie?"

„Ah, der Bart alſo erregt deinen Zorn? Na, da beruhige dich. Das iſt eben ſo Mode."

„Dieſe häßlichen Raupen, die von den Schläfen nach den Mundwinkeln zu kriechen ſcheinen, ſollen Mode ſein? Bei wem denn? Bei Oberkellnern oder Lohndienern, ſonſt nirgends! Und wenn ſie Mode wären, ſo wäre es eine abſcheuliche Mode, die ein Mann von Geſchmack niemals mitmachen dürfte. Aber du biſt eben blind, wenn es ſich um deinen Rittmeiſter handelt. Das habe ich ſchon in der Penſion beobachtet. Wie er räuſpert und wie er ſpuckt, ſo mußt du dich auch räuſpern und ſpucken, ſonſt iſt dir nicht wohl."

„Zunächſt werde ich dir 'mal ganz gewaltig auf den Zopf ſpucken, du Schnattermaul! Das klappert ja wie eine Barbierſchere."

„Wenn ich dir damit die gräßlichen Bartfetzen herunterſchneiden könnte, hätte ich gar nichts dagegen."

„Emma, mäßige dich!" mahnte die Mutter.

„Die und mäßigen!" lachte geärgert der Lieutenant. „Und das iſt noch nicht einmal achtzehn Jahre! Na, wer dich einmal als Schwiegermutter aufgehalſt kriegt, der kann ſich gratulieren.... Wenn ich übrigens nur wüßte, was ſie gegen Gerboth hat?"

„Gegen deinen Freund Gerboth habe ich gar nichts," erklärte Emma, ein wenig rot werdend. „Aber gegen deinen Backenbart. Und ich ruhe nicht eher, bis du dieſer Nachäfferei ein Ende machſt und ihn herunterſchneideſt."

„Da kannſt du lange warten."

Digitized by Google

„So werde ich es thun.“

„Da gehöre ich doch auch noch dazu.“

„Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden,“ ſagte ſie und warf den hübſchen Blondkopf in den Nacken. Und dann ſchlüpfte ſie zur Thür hinaus, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen.

„Biſt du wirklich ſo eng befreundet mit Herrn v. Gerboth?“ fragte Frau v. Wallberg ihren Sohn, mehr um den Seufzer zu erſticken, der ſich ihr über die Lippen drängen wollte, als aus Neugier.

„Er iſt mein beſter Freund,“ entgegnete Arnold. „Und ich kann dir ſagen, daß ich ſtolz bin auf ſeine Freundſchaft. Er iſt ein famoſer Kerl. Friſch, energiſch und dabei doch gerecht und wohlwollend. Außerdem verfügt er über einen trockenen Humor, der jeder Klemme gewachſen iſt, in die er 'mal hineingeraten könnte. Was das Kücken gegen ihn hat, iſt mir unbegreiflich.“

„Ein Kücken iſt deine Schweſter aber wirklich nicht mehr, Arnold. Und was ſie gegen ihn hat, kann ich dir erzählen.“

„So? Na, dann 'mal los, Mutting!“ ſagte der Lieutenant und zog ſich einen Stuhl ans Fenſter. . . .

Als ein paar Minuten darauf der Rittmeiſter erſchien, war Arnold über die Gründe des grimmigen Grolles, den ſein Schweſterchen gegen Gerboth hegte, unterrichtet.

„Na, da biſt du ja, alter Gänſejäger!“ begrüßte er den Freund vergnügt, während Frau v. Wallberg ſich verlegen räuſperte.

„Gänſejäger?“ fragte der Rittmeiſter erſtaunt. „Ich denke, wir wollen Rehböcke ſchießen?“

„Wollen wir auch,“ ſagte Arnold und beruhigte ſeine Mutter mit einem leiſen Kopfnicken. „Ich hatte mich bloß verſprochen.“

Digitized by Google

2.

Ein paar Tage, vom schönsten Herbstwetter vergoldet, waren verstrichen. Die beiden Freunde waren in dem großen Jagdgebiet, das zu Wallberg gehörte, wacker birschen gewesen und mit den Damen des Hauses immer nur flüchtig zusammengetroffen. Trotzdem war es dem Rittmeister nicht entgangen, daß Emma ihm gegenüber sich sehr zurückhaltend benahm. Ihre Antworten auf seine die verschiedensten Gebiete streifenden Fragen waren höflich, aber kurz; wo sie konnte, vermied sie offenbar, mit ihm zusammenzutreffen, und paßte er es doch einmal ab, ihr in den Weg zu laufen, so dankte sie auf seinen warmen Gruß kühl und vornehm „wie eine versteinerte Prinzessin". Das berührte ihn, der sich sonst ganz und gar nicht um das weibliche Geschlecht gekümmert hatte, sehr wenig angenehm, und er zerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, was sie eigentlich gegen ihn haben könne. Gesehen hatte er sie sicher schon irgendwo. Aber bei welcher Gelegenheit konnte er sich nicht entsinnen....

Er saß auf der Veranda, paffte nachdenklich vor sich hin und starrte in den rastlos herniederrieselnden Regen hinaus, der in der Nacht das Prachtwetter der ersten Tage abgelöst hatte. Da störte ihn eine helle Stimme, die ihm allemal das Herz höher schlagen ließ, so oft sie ihm ans Ohr drang.

„Hier kannst du einmal dein leibhaftiges Konterfei bewundern, lieber Arnold," sagte Emma, mit einer illustrierten Zeitschrift in der Hand die Veranda betretend. Als sie jedoch näher an den Winkelplatz kam, den sich der Rittmeister ausgesucht hatte, und ihren Irrtum bemerkte, klappte sie schleunigst das aufgeschlagene Heft zu und nahm es auf den Rücken.

Digitized by Google

„Entschuldigen Sie, Herr v. Gerboth. Ich glaubte meinen Bruder hier bemerkt zu haben."

„Ich bedaure, Sie so zu enttäuschen," entgegnete er.

„O bitte!" murmelte sie errötend, „Sie gelten ja mehr als er."

„Ja, im Heer," klagte er lächelnd, „aber nicht bei Ihnen."

„Habe ich Sie in irgend welcher Weise —"

„Nein, nein, ganz und gar nicht. Ich beklage mich

Digitized by Google

auch nicht. Es ist ein unbilliges Verlangen von mir.... Reden wir nicht mehr davon. Zeigen Sie mir lieber das leibhaftige Konterfei, das Sie von meinem Freund Arnold da in dem Journal entdeckt haben."

„Es war nur ein Scherz, den ich mir mit Arnold machen wollte," erklärte sie verlegen.

„Um so mehr bitte ich Sie darum. Oder glauben Sie, daß ich nicht auch Spaß verstehe?"

„Im Dienst gewiß nicht," antwortete Emma. Die „künftigen Heldenmütter" hatten sie viel zu tief verletzt. Aber sie schlug nun das Heft wieder auf. Das Bild zeigte ein Brautpaar, dem ein Kutscher eben den Wagenschlag öffnet. Der Rittmeister ließ prüfend seine Blicke darüber gleiten.

„Mit wem soll denn Arnold hier Aehnlichkeit haben?" fragte er dann.

„Sehen Sie, daß Sie keinen Spaß verstehen!" erwiderte sie spottlustig. „Natürlich mit dem Bräutigam!"

Daß sie in Wirklichkeit den Kutscher meinte, der ein Paar tüchtige Bartkoteletten an den Wangen hatte, hütete sie sich zu verraten.

„Ich kann das wirklich nicht finden," meinte der Rittmeister. „So ein glattes Allerweltsgesicht hat Arnold nicht."

„Was ist denn hier los?" fragte in diesem Augenblicke das umstrittene Vergleichsopfer, die Treppe zur Veranda heraufspringend und sich den Regen vom Rocke schüttelnd.

„Deine Fräulein Schwester will dich hier auf diesem Bilde entdeckt haben. Aber ich kann ihr nicht recht geben. So süßlich wie dieser geschniegelte Ehemann siehst du nicht aus."

Arnold beugte sich mißtrauisch über das Bild. Er ahnte, was er von seinem Schwesterlein zu erwarten hatte.

Digitized by Google

„Hm," sagte er dann, kurz auflachend, „damit vergleicht sie mich auch gar nicht. Sie denkt an den Kutscher."

„Aber Arnold!" entrüstete sich Emma, der eine heiße Lohe ins Gesicht geschlagen war, weil ihr die Sache nun doch recht peinlich wurde. „Wie kannst du so etwas sagen!"

Damit klappte sie das Heft erregt zu und schritt durch die Glasthür von dannen.

„Mit dem Kutscher?" fragte Gerboth verwundert, als sie fort war. „Wieso denn bloß?"

„Verlaß dich auf mich. Es ist, wie ich dir sage. Solche kleine Bosheiten machen ihr riesige Freude. Ich weiß bloß nicht, weshalb sie dich damit —"

„Das war nur Zufall. Sie suchte dich selbst."

„Na, siehst du! Ja, dieses liebe Kätzchen macht mir kein X für ein U. Auf so etwas bin ich geeicht."

„Ich weiß nur nicht, was du gerade mit dem Kutscher gemein haben sollst!"

„Laß das, Heinz. Sie ist nun einmal so. Wenn sie nicht eine kleine Bosheit gegen mich loslassen kann, ist ihr nicht wohl."

„So, so!" bemerkte der Rittmeister, in Gedanken versunken. — „Aber gegen mich muß sie auch etwas haben," fuhr er dann plötzlich heraus. „Ich kann's anstellen, wie ich will: sie behandelt mich — eben nicht gerade gut."

„Daraus wirst du dir hoffentlich nichts machen. Sie ist ja noch ein Backfisch. Natürlich hat alles seine Grenzen, und wenn sie etwa —"

„Nein, nein. Bei Leibe nicht. Als Tochter des Hauses thut sie ganz und gar ihre Pflicht."

„Na, und im übrigen kann sie dir doch ganz Wurst sein," meinte der Lieutenant, wozu der Rittmeister nur heimlich seufzte. Für ihn war sie eben kein Backfisch mehr, durchaus nicht.

„Uebrigens, da wir gerade davon reden, Arnold,"

Digitized by Google

begann er nach einer kleinen Weile wieder, „ich muß deine Schwester früher schon einmal gesehen haben.“

„Oefters, alter Sohn. Sie war ja in Pension in Wildenfels bei Frau Reisener.“

„Ah, daher also! Aber warum hast du mich ihr denn nie vorgestellt?“

„Das fehlte noch, so einem dummen Ding Raupen in den Kopf zu setzen, was? Außerdem wollte auch die Pensionsmutter alles vermieden wissen, was etwa Unheil in den Köpfen ihrer Küken hätte anrichten können.“

„So?“ brummte der Rittmeister. „Dann war sie wahrscheinlich damals auch dabei, wie ich das ganze Institut einmal beinahe übergeritten hätte. Setzt sich das Völkchen da flott an eine Waldecke, die wir angreifen sollen. Die konnten ausreißen, sag' ich dir!“

„Haben sie dir auch übel genug genommen, mein Junge. Namentlich deine schnöden Bemerkungen über „künftige Heldenmütter“.“

„Alle Wetter, habe ich so etwas gesagt?“

„Mußt du doch wohl. Wenigstens bezweifle ich, daß Backfische so etwas erfinden.“

„O weh, das ist mir aber fatal! Nun begreife ich auch, warum man mich mit so gemessenem Ernst behandelt. Na, die Scharte läßt sich hoffentlich auswetzen.“

„Ich glaube gar, du nimmst die Sache tragisch?“

„Nicht im geringsten, mein Junge. Aber angenehm kann einem das nicht sein, hier als Rauhbein und Kommißknoten zu gelten.“

„Mensch, was hast du auf einmal für Mucken? Seit wann scheren dich denn Backfischurteile? Entweder macht dich das schlechte Wetter melancholisch oder du bist verliebt!“

„Na, erlaube 'mal!“ entrüstete sich der Rittmeister. „Ich und verliebt?!“

Digitized by Google

„Ruhig, Heinz! Es war ja nur ein Scherz von mir. . . . Du wirst dich hoffentlich hüten und dich in ein solches Nickel verlieben!“

3.

Das Regenwetter hatte zum Glück der beiden Jäger nicht angehalten. Schon der Abendhimmel hatte sich wieder aufgeklärt, und am nächsten Morgen strahlte die Sonne wieder hell. So kam es, daß die Freunde um so eifriger dem edlen Weidwerk oblagen, um die Regenpause gründlich nachzuholen. Als sie gegen Abend ziemlich ermüdet durch den Park heimwärts schlenderten, kam Frau v. Wallberg unwillkürlich ein Lob über die elastische Haltung des Rittmeisters über die Lippen, neben dem ihr Arnold erschöpft und schlaff erschien.

„Herr v. Gerboth ist überhaupt ein ganz prächtiger Mensch,“ fügte sie hinzu, als ihr Töchterlein nach wie vor schweigsam blieb und kaum einen Blick von der Terrasse auf die Näherkommenden warf. „Ich finde deine Schilderung seiner Person von Tag zu Tag unzutreffender. Du bist total gegen ihn eingenommen gewesen, ohne ihn wirklich zu kennen. Wie ritterlich ist er und dabei durchaus nicht zudringlich! Welche Anregung empfängt man aus seinen Gesprächen! Und seine Lebensansichten und Grundsätze scheinen mir so gediegen, daß ich erfreut darüber bin, Arnold in so nahen Beziehungen zu ihm zu wissen.“

„Das sind Geschmacksachen,“ wehrte sich Emma, die ab und zu schon von ihrem eigenen Gewissen geplagt worden war, aber auf keinen Fall eingestanden hätte, sich geirrt zu haben. „Wer mit solch einem Unding von Bart herumlaufen kann, ist für mich nun einmal gräßlich.“

„Kind, wie kannst du dich an solche Aeußerlichkeiten klammern! Das sind Modethorheiten, die wir in anderer Weise auch begehen. Denk bloß an unsere Puffärmel jetzt.“

Digitized by Google

„Ja, wenn auch.“

„Auf das Herz kommt es an. Ob ein Mann Charakter hat, das ist die Hauptsache. Und ich glaube nicht, daß sich die künftige Frau v. Gerboth auch nur das geringste daraus macht, was ihr Gatte für einen Bart trägt, wenn sie seine vorzüglichen geistigen —“

„Ist denn Herr v. Gerboth verlobt?“ fragte Emma mit schlecht verhehlter Erregtheit und war unwillkürlich von ihrem bequemen Stuhl in die Höhe geschnellt.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete die Mutter mit einem feinen Lächeln um die Lippen. „Aber in dem Alter pflegen die Männer wohl ans Heiraten zu denken.“

„Ach so!“ meinte das Töchterlein, so gleichgültig, wie es ihr nur gelingen wollte. „Es könnte mir übrigens ja auch gleich sein.“

„Gewiß. Du wärst ja viel zu jung für ihn.“

„Für wie alt hältst du ihn, Mama?“

„Ich denke, so bald an die Vierzig.“

„Noch nicht vierunddreißig,“ triumphierte Emma. „Aber das macht alles nur der abscheuliche Backenbart. Der muß ja einen jungen Mann entstellen.“

„Na, ein junger Mann ist er doch eigentlich kaum noch.“

Emma wurde etwas verwirrt. „Ich dachte hauptsächlich an Arnold,“ sagte sie endlich. „Und ich finde es geradezu beschämend für ihn, daß er eine solche Dummheit nachäfft. Wenn ich bloß einmal Gelegenheit hätte —!“

Aber wozu sie diese Gelegenheit herbeiwünschte, fand den Weg über ihre Lippen nicht mehr. Sie versank in jene Träumereien, die uns bei aufsteigender Dämmerung so leicht gefangen nehmen, und stellte sich allerlei Möglichkeiten vor, wie sie ihrem Bruder zum Schabernack dazu gelangen könne, ihm heimlich jene Bartfetzen fortzuschneiden, die nun einmal ihren Groll erregt hatten. Sie mußte

Digitized by Google

sich dann auch plötzlich, ohne es zu wollen, Herrn v. Gerboth ohne Backenbart vorstellen und fand dieses Bild höchst nett und ansprechend; viel erfreulicher als alle die Gesichter ihrer Verehrer im weiten Umkreise. Als ihr der Gedanke im nächsten Moment jedoch zum Bewußtsein kam, strafte sie sich selbst dafür, indem sie sich innerlich für ebenso wankelmütig wie albern erklärte. —

Arnolds müde Haltung war, wie er beim Abendbrot erzählte, durch einen ziemlich heftigen Sturz hervorgerufen, den er im Walde gethan hatte. Er fühlte sich auch am anderen Morgen noch derartig zerschlagen, daß der Rittmeister ihn nicht aus dem Bett ließ.

„Du bleibst bis Mittag liegen!“ befahl er, scherzhaft den Ton des Vorgesetzten anschlagend. „Ich werde mich währenddessen in die Sonne legen und des kleinen Hennings Novellenband durchblättern, den er mir aus alter Kameradschaft gewidmet hat. Es wird die höchste Zeit, daß ich ihm ein paar Zeilen dafür schreibe.“

Arnold hatte sich gefügt. Als aber der Rittmeister sein Zimmer wieder verlassen wollte, um zum Frühstück hinunterzugehen, bemerkte Arnold einen ziemlichen Riß in dem bequemen Jagdrocke, den die Hausfrau dem Gaste auch für den Aufenthalt im Hause gestattet hatte.

„Damit kannst du unmöglich gehen, Heinz,“ sagte er. „Sei so gut und zieh eine von meinen Joppen an, die dort im Schranke hängen.“

Und der Rittmeister wählte sich ein blaues Jackett aus, das Arnold früher viel getragen hatte.

„Das ist das schäbigste, was da ist,“ rief Arnold ärgerlich. „Nimm doch dort das graue.“

„Für das Herumwälzen im Grase ist dieses ganz famos,“ meinte der Rittmeister und zog es an. Es war ihm ein bißchen zu eng, und er sah ziemlich drollig darin aus. Aber das genierte ihn nicht. Er schritt lachend davon.

Digitized by Google

Sein Frühstück nahm er unten allein ein. Die Damen waren beschäftigt, und er wollte sie auf keinen Fall stören. Dann wies er noch den Diener an, Arnold das seine hinauf aufs Zimmer zu bringen, und wanderte darauf in den Park hinaus, wo er eine angenehme Stelle mit üppigem Graswuchs wußte, auf der man sich so recht nach Herzenslust hinstrecken konnte.

Behaglich lag er dort, nachdem er sich eine Cigarre angezündet hatte, und starrte, allerlei lieblichen Träumen nachhängend, in den blauen Himmel hinauf. Ein paarmal nahm er auch einen Ansatz, zu lesen; aber die Mädchengestalten, die sein Freund Henning schilderte, vermochten ihn nicht halb so zu fesseln, wie die Schwester seines Freundes Arnold. Ach, wenn sie ihm gegenüber nur nicht gar so zurückhaltend sein wollte! Alle wärmeren Worte, mit denen er sie sich, und wenn auch nur schrittweise, zu erobern gedachte, erstarben ihm auf der Zunge vor ihren kühlen Blicken. Allerlei Pläne machte er, ihre Abneigung zu überwinden und ihren spröden Sinn zu schmelzen, aber keiner wollte so recht passend erscheinen.

Immer mehr und mehr kam er ins Träumen, bis ihm langsam die schon halberloschene Cigarre aus seinen Fingern fiel und tiefe, ruhige Atemzüge Zeugnis davon gaben, daß der Schlaf ihn sanft in seine Arme genommen habe.

— — — — — — — — — — — —

Auch Emma hatte ihren Lieblingsplatz im Parke. Es war ein kleiner erhöhter Pavillon, von dem aus man eine sehr hübsche Rundsicht über die nähere Umgebung genießen konnte. Mit einer Stickarbeit versehen, pilgerte sie diesem Punkte zu, kaum hundert Schritt an dem ihr den Rücken zukehrenden Schläfer vorüber.

Zuerst blieb sie erschrocken stehen, weil sie an einen fremden Eindringling dachte. Dann aber, wie sie näher

Digitized by Google

zuſah, erkannte ſie mit großem Vergnügen in der alten blauen Jacke ihres Bruders Eigentum. Und da ſie noch

nicht erfahren hatte, daß er den Vormittag im Bett verbrachte, glaubte ſie in dem dort unbeweglich Raſtenden auch Arnold zu erkennen. Von ſeinem Geſicht ſah ſie freilich nichts als die eine Wange und von dieſer auch nur

Digitized by Google

eigentlich das Gekräusel jenes Bartes, über den sie sich so aufgeregt hatte.

Ob er wohl schläft? dachte sie, und ein unwiderstehlicher Drang, ihm endlich einmal jenen Streich zu spielen, über den sie so manchmal gegrübelt hatte, prickelte ihr durch alle Nerven bis in die Fingerspitzen hinein. Lautlos entnahm sie ihrem Körbchen eine Schere. Dann ließ sie sich auf die Kniee nieder und begann nach Indianerart langsam und unhörbar auf den Schläfer zuzukriechen. Ihr Herz klopfte dabei zum Zerspringen, und das Blut trat ihr ein paarmal so arg vor die Augen, daß sie auf Momente wie geblendet war. Endlich aber war sie doch so weit herangekommen, um mit ausgestrecktem Arm jenen schnöden Schnitt ausführen zu können, der sie mit freudigem Triumph erfüllen sollte. Zitternd kam sie dem blonden Gewirr nahe. Nun öffnete sie leise die beiden Klingen, und dann drückte sie vorsichtig, trotz allen Herzklopfens, bis ihre boshafte That gelungen war.

Dieser Arnold schläft wie ein Murmeltier, dachte sie, innerlich lachend, als sie hastig wieder zurückrutschte. Na, der wird Augen machen!

Glücklich erreichte sie auch wieder den Weg und huschte dann schnellfüßig ihrem Arbeitsplätzchen zu, ungeheuer vergnügt über den vollführten Schabernack. Vor allem freute sie sich auf den Mittag, wo Arnold sich den anderen zum erstenmal ohne seine „verrückten Koteletten" zeigen mußte. Was er wohl angeben würde? Ob er die Wahrheit sagte oder irgend eine Ausrede erfand? ... Auf jeden Fall war sie unschuldig. Mit keiner Wimper wollte sie zucken und ebenso überrascht erscheinen wie die anderen. —

Der Rittmeister hatte indessen ruhig weitergeschlafen. Er war nach der gestrigen Anstrengung noch tüchtig müde und überhaupt ein fester Schläfer. Er hätte wohl auch diese angenehme Beschäftigung bis zum Mittag fortgesetzt,

Digitized by Google

wenn ihn nicht etwas ganz entsetzlich an die Nase gekitzelt hätte, so daß er schließlich niesen mußte. Diese Erschütterung schreckte ihn aus seinen holden Träumen auf. Als er sich aufrichtete, fielen etliche Haarbündelchen auf seinen Rockkragen, und der laue Septemberwind blies ihm merkwürdig kühl seine rechte Wange an. Unwillkürlich griff seine Hand dorthin. Ja, was war denn das? Welcher Taugenichts hatte sich denn diese Frechheit gestattet? Die bessere Hälfte seines Backenbarts war dahin, das fühlte er nach kurzem Betasten. Aber wer konnte das gewesen sein? Sollte er Lärm schlagen? Das nützte wahrscheinlich auch nichts und machte ihn nur lächerlich in den Augen einer gewissen Dame, von der er, während diese Nichtsnutzigkeit geschah, gar wunderlieblich geträumt hatte. Er beschloß daher, sich den Bart glatt abrasieren zu lassen und von dem Attentat kein Wort zu erwähnen. Vielleicht brachte ihn ein Zufall noch auf die Spur des Missethäters.

Als er mittags den Speisesaal betrat, erkannte ihn Frau v. Wallberg, die mit ihrem Sohne noch allein darin war, kaum. Er hatte einen höchst eleganten dunklen Anzug gewählt; sein Gesicht war durch den fehlenden Backenbart schmäler geworden; der Schnurrbart erschien viel kräftiger als vorher, und auf der linken Wange, ziemlich dicht am Ohr, war eine flammende Narbe erschienen, die bis dahin niemand hatte bemerken können.

„Mensch, wie siehst du denn aus!“ rief Arnold und ging dem Freunde erstaunt entgegen.

Im gleichen Augenblicke trat Emma ein, eine dampfende Suppenschüssel in beiden Händen.

Nur einen Blick warf sie hinüber nach ihrem Bruder, neugierig, ob sein Gesicht Gleichmut oder Zorn verrate. Aber dieser eine Blick zeigte ihr zu ihrem Entsetzen, daß Arnold sich nach wie vor in dem unversehrten Besitz seines Wangenschmuckes befand, während dicht neben ihm Heinz

Digitized by Google

v. Gerboth so schön glatt rasiert erschien, wie sie sich ihren Bruder vorgestellt hatte.

Diese Entdeckung störte nicht bloß das Gleichgewicht ihrer Seele, auch die Glieder ihres Körpers verloren die Fassung. Ein Krach, wie wenn eine tüchtige Bombe platzt, dazu ein Aufschrei, obwohl niemand davon getroffen war — und die Schüssel mit ihrem kräftig duftenden Inhalt lag am Boden, den Raum im Handumdrehen überschwemmend *).

„Emma!" schrie Frau v. Wallberg auf und retirierte ans Fenster. Aber schon hatte Arnold sie lachend umfaßt und trug sie ins Nebenzimmer.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut!"

deklamierte der Rittmeister dazu, während Emma, rot bis in die Haarwurzeln, sich nicht von der Stelle rührte.

„O Gott, Herr v. Gerboth, was habe ich gethan!" flüsterte sie endlich.

„Was sicher schon hundert andere vor Ihnen gethan haben," sagte er mit gutem Humor. „Sie haben die Suppenschüssel hinfallen lassen."

„Ach, wenn es nur das wäre!" seufzte sie und sah scheu zu ihm hinüber.

„Ja, was denn noch?" fragte er verwundert.

„Ich ... ja, ich muß es Ihnen sagen ... ich ... im Garten vorhin ... ich dachte, es wäre Arnold. O, was werden Sie von mir denken!"

Und sie brach in Thränen aus.

„Ach, hab dich doch um die Suppe nicht so!" rief Arnold, der in der Thür des Nebenzimmers stand. „Der Schaden ist schnell ersetzt."

„Nie, nie," schluchzte sie dazwischen.

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

„Na, denn nicht," sagte der herzlose Bruder. „Nun aber besorg ein Glas Wasser für Mama. Sie hat wieder einmal ihr Herzklopfen bekommen."

„Auch das noch!" murmelte die arme Sünderin und eilte hinaus.

„Das kommt alles von deinem dummen Backenbart," sagte Arnold zu seinem Freunde und zog ihn leise mit ins Nebenzimmer. „Sie kann ihn nämlich nicht ausstehen. Und wie sie dich nun plötzlich ohne diese Zierde gesehen hat, ist sie von deiner Schönheit einfach überwältigt worden."

„Alter Spaßvogel!" lachte der Rittmeister verlegen, während Emma mit dem Wasser kam. Aber Frau v. Wallberg war schon in einen leisen Schlummer verfallen.

„Das ist ein gutes Zeichen," flüsterte Emma. „In zehn Minuten wird sie wieder frisch und munter sein."

„Na, also," meinte Arnold. „Dann werden wir auch endlich zum Essen kommen. Ich werde die Gelegenheit benutzen und ein paar Flaschen Sekt besorgen. Nach dem Schreck haben wir das reichlich verdient."

So blieb Emma mit Gerboth allein bei der schlummernden Mutter. Ein paarmal nahm sie einen Anlauf, ihm etwas zu sagen, ohne daß es ihr gelingen wollte. Endlich aber kam es ihr stockend über die Lippen: „Können Sie mir verzeihen, Herr v. Gerboth?"

„Aber, bestes Fräulein," sagte er, ganz gerührt von ihrer Zerknirschung, „ich habe Ihnen gar nichts zu verzeihen. Ich trug den Bart ja nur wegen der dummen Narbe, nach der mich früher alle Leute fragten. Hätte ich gewußt, daß Sie... hm... außerdem sind wir jetzt wenigstens quitt, wenn Sie wollen."

„Wieso?" fragte Emma überrascht.

„O, Sie wissen ganz gut noch — wegen damals, als ich Sie von der Waldecke wegscheuchen mußte.... Haben

Digitized by Google

Sie mir das wirklich so furchtbar übel genommen, Fräulein Emma?"

„Gar nicht," flüsterte sie und senkte das Köpfchen. Ihr war sehr eigentümlich ums Herz. Sie fühlte, daß der nächste Augenblick eine entscheidende Wendung in ihrem Leben bringen würde, und suchte in mädchenhafter Scheu nach einem Aufschub.

„Woher haben Sie denn die schreckliche Narbe?" fragte sie leise, ohne ihn anzusehen.

„Sehen Sie," sagte er enttäuscht, „nun fragen Sie auch danach."

„O, wenn Sie es nicht gern erzählen —"

„Es ist eine Duellgeschichte."

Sie schrie leise auf. Dann fragte sie unwillkürlich: „Um eine Dame?"

„Das fehlte noch!" lachte er ein wenig gezwungen. „Wenn ich mich einmal um eine Dame schlagen soll, so muß sie..."

„Nun, was muß sie denn?" fragte Emma erstaunt über sein plötzliches Innehalten.

Er that einen tiefen Atemzug und sah sie unsicher an. Dann aber kam es flüsternd über seine Lippen: „So muß sie Emma heißen!"

Emma schlug die Hände vor das erglühende Gesichtchen. Als nun aber Gerboth ihr die Hände sanft vom Antlitz wegzog und in innigem Tone sagte: „Beleidigt Sie das Geständnis meiner Liebe, Emma?" Da flüsterte sie bebend und erglühend, aber mit einem strahlenden Blick in seine Augen:

„Können Sie ein solches Ungeheuer wie mich denn wirklich lieben?"

„Wie nichts sonst auf der Welt!" rief er und zog ihr Haupt an sich, um sie zu küssen. —

„Das hat mir geträumt," lächelte die Mutter, die in

Digitized by Google

diesem Augenblick erwachte, und Emma eilte zu ihr hin und barg ihren Kopf an der Brust der Mutter. Gleichzeitig trat auch Arnold ein, ein paar Flaschen Champagner im Arme.

„Donnerwetter!“ sagte er verblüfft. „Was ist denn das, Kinder?“

„Verlobungssekt, alter Junge!“ lachte der Rittmeister und streckte seinem alten Kameraden und neuen Schwager die Hand entgegen.

Digitized by Google

Im Reiche des Gambrinus.

Ein Gang durch eine Großbrauerei. Von **Hugo Molders.**

Mit 11 Illustrationen.

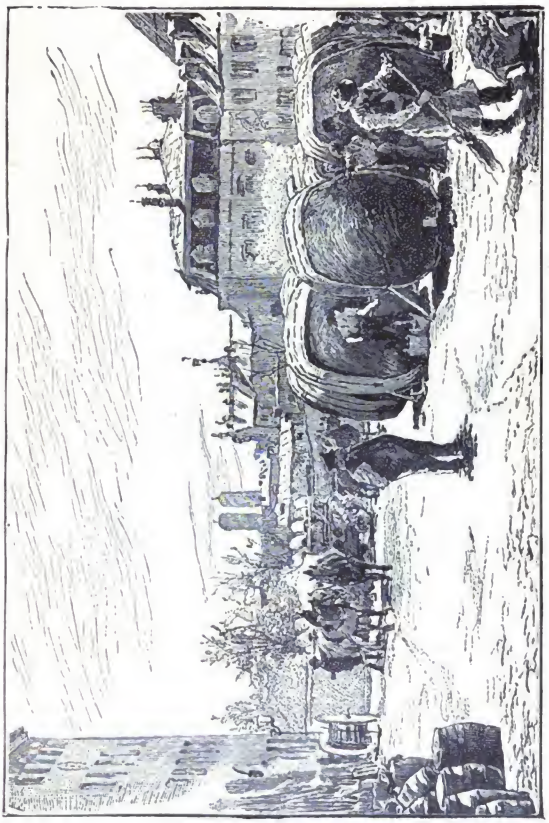
(Nachdruck verboten.)

Der labende Trank aus Malz und Hopfen hat längst seinen Zug um die Welt siegreich vollendet, und die Bierbrauerei ist in ihren Haupterzeugungsstätten zu einer Großindustrie geworden, die ihresgleichen sucht und immer noch im Zunehmen begriffen ist. Wahrhaft erstaunlich sind die darauf bezüglichen Zahlen, welche die Statistik uns vorführt, so wurde beispielsweise bereits im Jahre 1892 die Biererzeugung von Europa auf nicht weniger als 138 Millionen Hektoliter geschätzt.

An der Spitze der bierbrauenden Länder steht Deutschland mit 47,602,939 Hektoliter; davon kommen 28,655,975 auf Norddeutschland, 15,325,791 auf Bayern, 3,153,511 auf Württemberg, 2,508,704 auf Baden und 759,258 auf Elsaß-Lothringen. An zweiter Stelle folgt Großbritannien mit einer Produktion von 38,852,991 Hektoliter; dann kommt Oesterreich mit 13,728,431, darunter Böhmen, das Land des besten Hopfens, mit 5 Millionen, und Niederösterreich (Wien) mit 2 Millionen. Frankreich

Digitized by Google

erzeugt 10 Millionen Hektoliter, und fast ebensoviel das kleine Belgien, das Vaterland des Gambrinus.



Im Hofe des Münchener Spatenbräu.

Nachgewiesenermaßen ist die Bereitung des Bieres uralt, soll doch schon der ägyptische König Osiris im Jahre 1960 v. Chr. ein aus gemalztem Getreide hergestelltes,

Digitized by Google

bierähnliches Getränk eingeführt haben, und jedenfalls hat der sagenhafte flandrische König Gambrinus mit seiner Erfindung nicht das mindeste zu schaffen gehabt. Nach neueren Forschungen ist auch der Name Gambrinus ganz einfach aus Jan primus korrumpiert worden. Dieser Jan primus aber war kein anderer als Jan oder Johann I., Herzog von Brabant (gest. 1294), der den Brüsseler

Gerstenkeller.

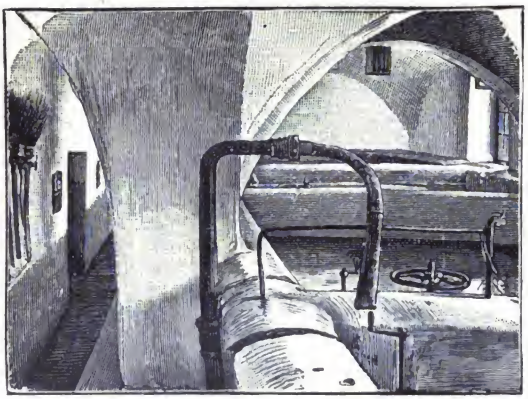
Brauern die Auszeichnung erwies, sich in ihre Gilde als Ehrenmitglied aufnehmen zu lassen. Die Brauer hingen nun natürlich sein Bildnis in ihrem Gildesaal auf, und der Maler gab ihm, um sein Verhältnis zu jener Körperschaft anschaulich zu machen, einen Pokal schäumenden Gerstensaftes in die Hand. Daraus ist dann wohl im Laufe der Zeit die Sage entstanden, daß ein König „Gambrinus" das Bier erfunden habe.

Die Biererzeugung kleinerer Staaten lassen wir weg;

Digitized by Google

nur noch die Angabe möge Platz finden, daß außerhalb Europas das meiste Bier in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gebraut wird: 36,918,614 Hektoliter, fast so viel wie in Großbritannien.

Bier im strengen Sinne des Wortes ist nur ein solches Getränk, das durch geistige (weinige, alkoholische) Gärung gewonnen wird, aus Wasser, Extrakt und Alkohol besteht,

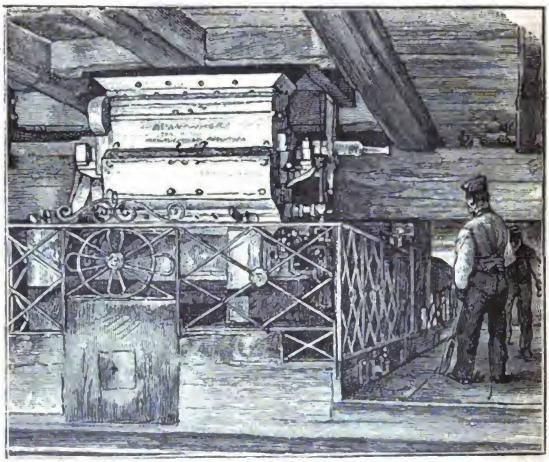


Gerstenweiche.

sich in schwacher Nachgärung befindet, und zu dessen Herstellung außer Wasser, Hopfen und Hefe man vornehmlich Malz und Gerste verwendet. Wegen des zu seiner Erzeugung erforderlichen gewaltigen Verbrauches von Gerste und Hopfen ist das Bier naturgemäß von großer Bedeutung für die Landwirtschaft und für die betreffenden Staatssäckel. Seine nationalökonomische Bedeutung für Deutschland insbesondere erhellt wohl zur Genüge aus der Angabe, daß hier durchschnittlich im Jahre 88 Liter auf jeden Kopf der Bevölkerung kommen — in Bayern

Digitized by Google

aber sogar 209 und in München selbst 425 Liter. Diese so gewaltig höhere Verhältniszahl darf jedoch nicht auf ausschließliche Rechnung der eingesessenen Bevölkerung, trotz ihrer anerkannten echtgermanischen Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung, gesetzt werden. Zieht man nämlich ab, was die alljährlich in Scharen nach Isarathen strömen-



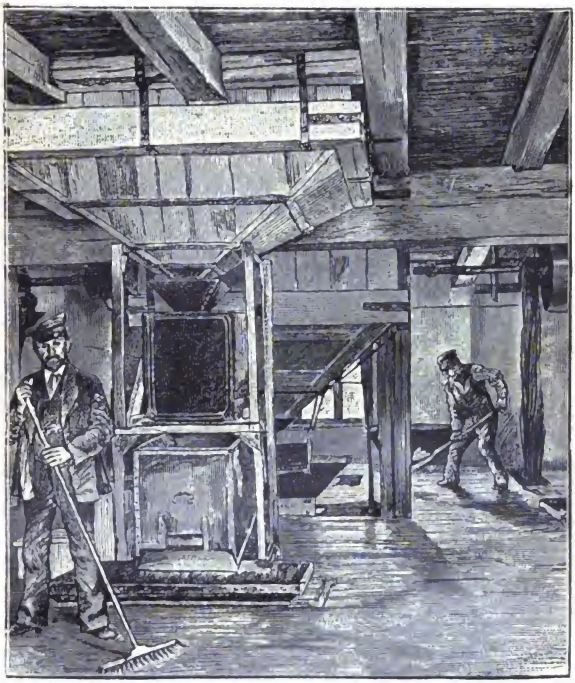
Unter der Malzbrechmaschine.

den Fremden und die Besucher aus der Umgebung und Provinz dort an „Stoff" vertilgen, so verringert sich jene Zahl ganz beträchtlich.

Uebrigens ist die Bierindustrie als solche erst aus dem Norden nach dem Süden gekommen. In Bayern war nachweislich ehedem der Wein das allgemeine Getränk, und erst vor vierhundert Jahren trat mit der Ersetzung der warmen Obergärung durch die kalte Untergärung ein durchgreifender Umschwung ein. Jetzt hat sich freilich das

Digitized by Google

Münchener Bier die ganze zivilisierte Erde erobert, trotz der starken Konkurrenz, die ihm neuerdings der helle Pilsener Trank macht, und selbst in exotischen Ländern



Ueber der Malzbrechmaschine.

kneipt man Münchener Flaschenbier, das durch stärkeres Einbrauen und eigenartige Behandlung gegen die Einflüsse des Seetransports und des tropischen Klimas genügend widerstandsfähig gemacht worden ist.

Wenn der Reisende sich dem Wahrzeichen Münchens,

Digitized by Google

den hochragenden beiden Frauentürmen mit ihren runden, zwiebelförmigen Hauben, nähert, so passiert er vor der Einfahrt in den mächtigen Zentralbahnhof bereits eine ganze Reihe von Großbrauereien mit ihren mächtigen Schornsteinen und ausgedehnten Baulichkeiten, und auf den Geleisen des Güterbahnhofs gewahrt er lange Reihen der weiß oder gelb angestrichenen Eisenbahnwagen für den Bahntransport des Bieres mit den Aufschriften der verschiedenen Brauereien.

Ja, München ist nicht nur Kunststadt, sondern auch Bierstadt ersten Ranges, und ein Gang durch eine der dortigen Großbrauereien, zu dem wir den geneigten Leser freundlichst einladen, gewährt hohes Interesse. Die berühmtesten und bedeutendsten darunter sind außer dem Hofbräu: Löwenbräu, Spatenbräu, Leistbräu, Pschorrbräu, Augustinerbräu, Bürgerliches Bräuhaus, Hackerbräu, Zacherlbräu, Kochelbräu, Münchener Kindl, Eberl-Faberbräu u. s. w.

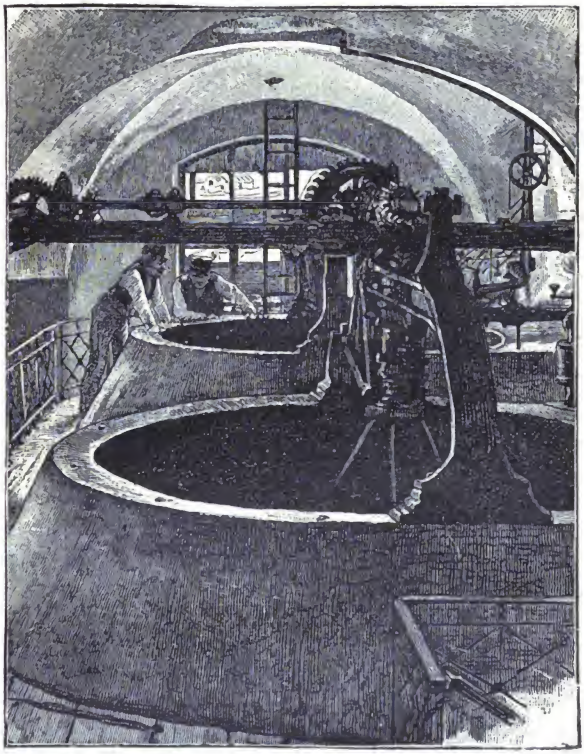
Beim Beginn unseres Rundganges durch eine dieser Riesenbrauereien, wie zum Beispiel das Sedlmayersche Spatenbräu, gelangen wir zunächst in die wohlgelüfteten Lagerräume für Hopfen und Gerste. Der aus Bayern oder Böhmen bezogene Hopfen wird zur Bewahrung seines Aromas in luftdichten eisernen Cylindern aufbewahrt; die deutsche oder ungarische Gerste wird sorgfältig gereinigt und muß während des Lagerns von Zeit zu Zeit umgeschaufelt werden, damit der sogenannte schwarze Wurm, ein Rüsselkäfer, nicht hineinkommt.

Der eigentliche Brauprozeß zerfällt in vier Hauptteile: das Mälzen oder die Malzbereitung, das Maischen oder die Bereitung der Bierwürze, die Gärung der Würze und endlich die Lagerung und Pflege des fertigen Bieres.

Das Mälzen, die Verwandlung der Gerste in das nähere Ausgangsprodukt für die Biererzeugung, das Malz,

Digitized by Google

erfolgt durch einen besonderen Prozeß, der durch Keimung des Getreides besondere lösende Eigenschaften in dem



Maischbottiche.

lebensfähigen Korn erweckt. Man ruft diesen Keimungsvorgang erst künstlich hervor, um ihn dann wieder zu unterbrechen. Dabei wird unter anderem durch Ueberführung von Proteinkörpern ein lösliches chemisches Ferment, die Diastase,

Digitized by Google

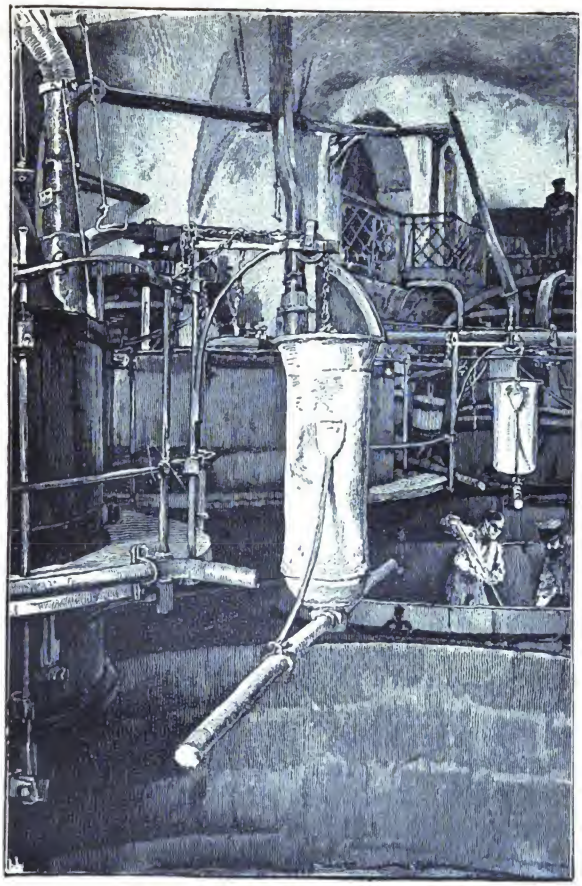
erzeugt, die besonders in höherer Temperatur, bis etwa 70 Grad Celsius, unter Zusatz von Wasser das Stärkemehl in lösliche Kohlehydrate, und zwar besonders in Maltose (eine Zuckerart), Dextrin (Stärkegummi) und ihnen nahestehende Zwischenprodukte verwandelt. Außerdem werden durch das Keimen der Gerste bestimmte Umwandlungsprodukte erzielt, die beim Darrprozeß jene aromatischen Stoffe erzeugen, welche dem Bier seinen eigenartigen Wohlgeschmack geben.

Nach dem vorhergegangenen Putzen, Sortieren und Waschen der Gerste umfaßt die Malzbereitung noch das Einweichen und Keimenlassen der Körnerfrucht und hierauf das Trocknen und Darren der gekeimten Gerste, des Malzes.

In labyrinthischen Kellergewölben, die in der Spatenbrauerei 12,500 Quadratmeter umfassen, muß die ungefähr alle acht Stunden einmal umgeschaufelte Gerste bei niedriger Temperatur (während des Hochsommers wird deshalb kein Malz bereitet) ihren Keimungsprozeß durchmachen, der acht bis neun Tage währt.

Die Gerste wird in großen steinernen oder eisernen Quellstöcken oder Weichen mit reinem und möglichst hartem Wasser eingeweicht. Dadurch nimmt sie die für das spätere Keimen erforderliche Wassermenge auf und giebt gewisse, meist unangenehm bitter schmeckende Extraktivstoffe an das Wasser, das alle zwölf Stunden gewechselt werden muß, ab. Das Keimen geht auf den Malztennen vor sich; es sind geräumige, luftige Keller oder auch oberirdische Räume, die mit undurchlässigem Material (Zement, Asphalt u. dergl.) gepflastert sind. Das Keimen der Gerste wird dadurch eingeleitet, daß man sie auf der Malztenne in 15 bis 30 Centimeter hohe Haufen aufschaufelt und alle acht bis zehn Stunden umwendet, bis die Oberfläche getrocknet erscheint.

Digitized by Google



Im Sudhaus.

Es treten dann an jedem Korn zwei bis drei winzige Würzelchen hervor, die meist abfallen, nachdem das Malz getrocknet ist; die noch haftenden werden mittels Durch-

Digitized by Google

treten mit Holzschuhen entfernt und durch eine Wurfmaschine abgesondert. Für die meisten Biere wird das Malz jedoch gedarrt. Diese Darre besteht der Hauptsache nach aus der Darrplatte und der Heizvorrichtung. Ihre Konstruktionen sind sehr verschiedenartig, und man wendet dabei auch häufig mechanische Kraft an, um ein öfteres gleichmäßiges Wenden des Malzes zu erzielen. Nach dem Darren werden gleichfalls mechanisch auf Malzbrechmaschinen die Keime gänzlich entfernt.

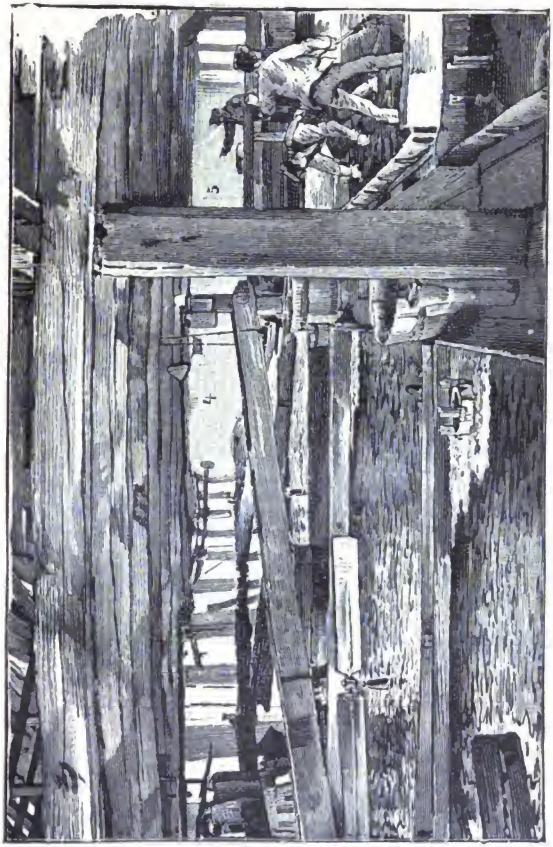
Das Malz, die geröstete Gerste, besitzt nunmehr den angenehmen Geschmack frisch gerösteten Brotes und muß zunächst, in Säcken verpackt, einige Wochen lagern, damit sie aus der Luft wieder einige Feuchtigkeit auffaugt. Dann erfolgt das eigentliche Brauen des Bieres, aus der Würzegewinnung aus dem Malz, dem Kochen und Hopfen desselben und dem Abkühlen und der Gärung bestehend. Die Stärke ist nämlich durch das Keimen noch nicht ganz in Zucker verwandelt; die vollständige Auflösung geht vielmehr erst während dieses Prozesses vor sich, das alles in Wasser Lösliche aus dem Malz auszieht.

Letzteres muß zu dem Behuf erst zweckmäßig verkleinert, „geschroten" werden. Das geschieht auf einer Schrotmühle mittels zweier Quetschwalzen aus Hartguß. Dadurch wird das Malzkorn nicht etwa fein zerrieben, sondern nur zerdrückt; die gespaltenen und zerrissenen Hülsen dürfen nicht weiter zerkleinert werden, sondern dienen bei dem späteren Abläutern der Würze als Filterschicht. Die gesamte Maische zerfällt in die drei Operationen des Maischens, Abläuterns und Kochens.

Das Maischen, die Vermischung des Malzschrotes mit Wasser und die darauf folgende Behandlung zum Zweck der Erzielung eines süßen Malzextrakts, geschieht in runden Bottichen, die früher allgemein aus Holz angefertigt wurden, während man sie jetzt vielfach ganz aus Eisen her-

Digitized by Google

stellt. In den großen Brauereien sind sie mit mechanischen Rührvorrichtungen versehen, um die Maische zweckent-

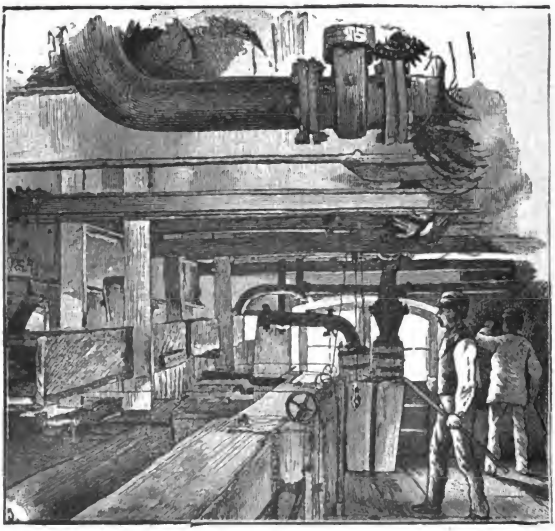


Kühlschiffe.

sprechend durchzuarbeiten, was früher nur mittels Handarbeit geschah und in kleineren Brauereien noch geschieht.

Digitized by Google

Die Wassermenge, die zur Bereitung der Würze beim Sudprozeß gebraucht wird, nennt der Brauer „Guß"; gewöhnlich nimmt man fast noch einmal so viel Wasser, als gegebenen Falls Bier erzeugt werden soll. Man kann rechnen, daß aus einem Hektoliter Malz ungefähr zwei Hektoliter verkäuflichen Bieres gewonnen werden. Die



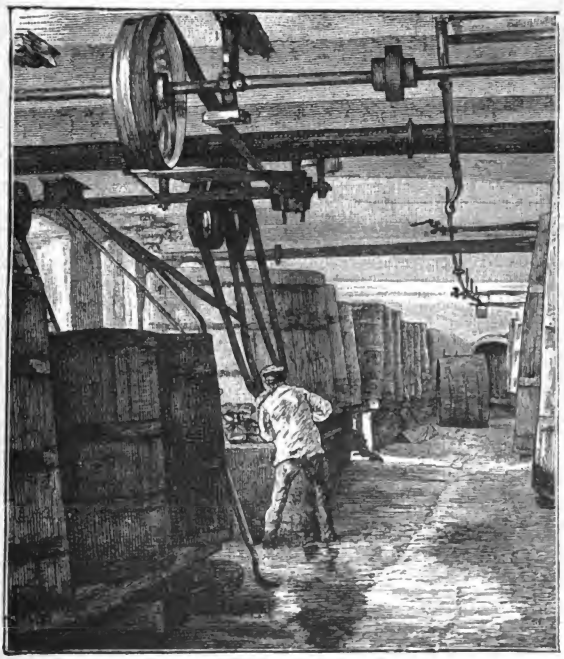
Im Eismaschinenhaus.

Gesamtmaische bleibt „auf Ruhe", bis sich die Hülsen (Treber), die ein vorzügliches Viehfutter geben, abgesetzt haben, sie wird dann mittels des Saccharometers auf ihren Zuckergehalt geprüft und nach erfolgtem Abläutern im Sudhaus versotten.

Dieses Kochen der Würze bezweckt deren Konzentration durch Verdampfen von Wasser, die Auslaugung des wäh-

Digitized by Google

rend dieses Prozesses zugesetzten Hopfens, die Gerinnung der eiweißartigen Substanzen und ihre Ausfällung nebst dem noch unveränderten Stärkemehl durch die Gerbsäure



Der Gärkeller.

im Hopfen, also die Klärung der Würze. Außerordentlich verschieden ist die Art des Zusatzes und die Menge des Hopfens; sie hängt ab von der Konzentration der Würze, der Beschaffenheit des Bieres und der Länge seiner Aufbewahrung, sowie von dem Geschmack der Konsumenten, für die es in erster Linie gebraut wird. Die Dauer des

Digitized by Google

Würzekochens richtet sich nach dem Eintreten des „Bruches", worunter man flockige Ausscheidungen versteht, zwischen denen im durchfallenden Licht die Würze glänzend durchsichtig erscheint. Man siedet dann so lange weiter, bis die Würze die nötige Konzentration erreicht hat, die wiederum mit dem Saccharometer bestimmt wird. Die mächtigen Sudpfannen haben doppelte Böden und zum Teil auch doppelte Wände, zwischen die man Dampf einströmen läßt, oder es kommt auf den Boden ein spiralförmig gewundenes Rohr, durch welches Dampf zirkuliert.

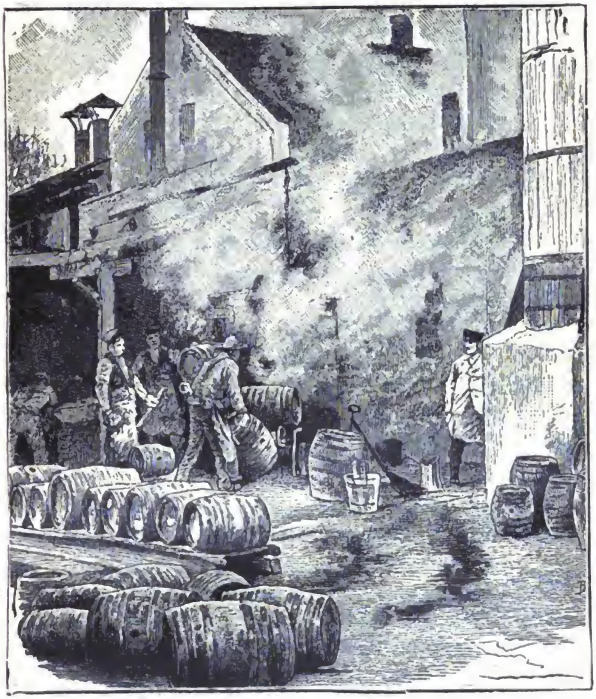
Die Würze passiert den Hopfenseiher, der das Hopfenstroh zurückhält, und wird dann auf die Kühlschiffe gepumpt, große, aber flache viereckige Gefäße aus Kupfer- oder Eisenblech. Sie werden an luftigen Orten aufgestellt und sollen die Würze möglichst rasch abkühlen und auf die zur Einleitung der Gärung passendste Temperatur (7 bis 10 Grad) herabbringen. Zur Beschleunigung dieser Abkühlung haben die Kühlschiffe vielfach noch Windflügel, die sich dicht über der Flüssigkeitsoberfläche in einem fort drehen. Neuerdings sind in vielen Großbrauereien die von Lawrence konstruierten Kühler in Gebrauch, deren unterer Teil fortwährend mit Eiswasser gespeist wird.

Durch diese und ähnliche vervollkommnete Kühlvorrichtungen ist man dahin gelangt, sogar mitten im Sommer brauen zu können; die großen Brauereien verfügen meist über eigene Eismaschinen, um auch in Jahren, wo es wenig Natureis giebt, stets dies wichtige Hilfsmittel bei der Bierbereitung in genügender Menge zur Verfügung zu haben.

Aus den Kühlschiffen läßt man die Würze nunmehr in Gärbottiche ab, in denen die Gärung meist durch Hefenzusatz eingeleitet wird. Dieser Prozeß bezweckt eine teilweise Zerlegung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure und geht in vier bis fünf Meter hohen, gut ventilierten

Digitized by Google

Gärkellern vor sich. Die Gärbottiche sind meistens aus Eichenholz und fassen je 20 bis 30 Hektoliter. Sobald die Würze auf sie verteilt ist, wird die Hefe auf trockenem



Das Pichen der Fässer.

oder nassem Wege zugegeben, und es beginnt alsdann die Hauptgärung, auf die, wenn sie in 7 bis 14 Tagen zu einem gewissen Grade vollendet ist, noch eine langsame Gärung, Nachgärung geheißen, im Lagerkeller, der noch kühler ist, folgt. Das Bier, welches von den Gärbottichen

Digitized by Google

abgezogen wird, heißt Grün- oder Jungbier und wird nun im Lagerkeller auf Fässer „geschlaucht". Zwei Monate genügen zur Ablagerung, und das meiste Münchener Bier wird in zwei- bis dreimonatlichem Alter getrunken.

Ist das Bier zum Verkaufe reif, so wird es auf die Transportfässer gefüllt, die aus Eichenholz gefertigt sind und vor dem jedesmaligen Verbrauch gut ausgepicht werden. Bei längerer Aufbewahrung und beim Transport des Bieres verringert sich seine Haltbarkeit leicht, wenn es höheren und wechselnden Temperaturen ausgesetzt wird. Um dies zu vermeiden, sind für den Bahnversandt die schon im Eingange erwähnten Biertransportwagen eingeführt worden (das Spatenbräu besitzt deren gegen 150), die im Sommer mit Eis gekühlt werden.

So geht das Münchener Bier denn in alle Welt hinaus, um die durstigen Kehlen zu laben. „Bier, das nicht getrunken wird," hat ja nach dem Reichstagsabgeordneten Dr. A. Meyer, „seinen Beruf verfehlt." Ueberall aber wird „echtes Münchener" wegen seiner trefflichen Eigenschaften willkommen geheißen, denn:

„Wohlthätig ist des Bieres Macht,
Wenn's wird genossen mit Bedacht.
Zu allem, was man wirkt und schafft,
Verleiht es Liebe, Lust und Kraft.
Drum, liebe Seele, merk es dir,
Es geht nichts über gutes Bier.
Doch wo man Unechtes mit Echtem
Und 's Gute mischet mit dem Schlechten,
Da giebt es einen schlimmen Trank.
Drum frage, wer ein Glas sich spendet,
Vorsichtig, welches Bräu es sendet.
Kurz ist der Rausch, der Kater lang."

Digitized by Google

Auf den Brettern.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

1. (Nachdruck verboten.)

Die Schleife, zu der Fräulein Ernas geschickte Finger die Enden der seidenen Krawatte verschlungen hatten, war ein Kunstwerk, an dem auch der strengste Schönheitsrichter unmöglich etwas hätte aussetzen können, und doch stand der Baron Elimar v. Hofstetten noch immer vor dem Spiegel, um in nervöser Ungeduld an der Schleife herumzuzupfen. Das blanke Glas warf ihm das Bild einer vornehmen, tadellos eleganten Erscheinung zurück — sogar etwas zu geckenhaft elegant für einen angehenden Sechziger; aber die kleinen Falten zwischen den Augenbrauen des Barons ließen vermuten, daß er trotzdem heute nicht ganz mit sich zufrieden sei.

„Ich sehe leidend aus, findest du das nicht auch, Erna? Aber ich darf mich natürlich nicht darüber wundern. Das Alter rückt heran und zeichnet mir seine abscheulichen Spuren ins Gesicht. Da wäre es nun wohl an der Zeit, daß ich meine Abende mit Schlafrock und Pantoffeln hinter dem Ofen zubrächte, statt bei meinen Freunden im Klub."

Digitized by Google

Das junge Mädchen, das sich bis dahin am anderen Ende des Zimmers zu schaffen gemacht hatte, kam auf ihn zu und lehnte den blonden Kopf an seine Schulter, so daß ihm ihr liebliches, neunzehnjähriges Antlitz aus dem Spiegel entgegenlächelte.

„Ich finde im Gegenteil, daß du niemals besser ausgesehen hast, als gerade jetzt, Herzensväterchen! Und sicher wäre es das allerschlechteste Mittel, deine Gesundheit zu verbessern, wenn du ohne zwingende Not anfangen wolltest, deinen Gewohnheiten und lieb gewonnenen Unterhaltungen zu entsagen."

Zärtlich fuhr der alte Herr mit der wohlgepflegten, aristokratisch schmalen Hand über die schimmernde Pracht ihrer weichen blonden Flechten.

„Du bist ein gutes Kind, Erna, und du weißt besser als irgend jemand auf der Welt, was deinem armen alten Vater not thut. Ja, ich fühle es selbst, daß das nur der Anfang vom Ende sein würde, und von einem sehr raschen Ende obendrein. Aber es wird mir wohl trotzdem nichts anderes übrig bleiben. Denn der Klub kostet Geld, und nachdem wir durch meinen unzeitgemäßen Idealismus und meine übel angebrachte Gutmütigkeit beinahe alles verloren haben, erachte ich es deinetwegen für meine Pflicht, auch auf die unschuldigsten Vergnügungen zu verzichten, wenn sie mit Ausgaben verbunden sind. Ich erleide ja nur eine wohlverdiente Strafe, wenn ich mein Leben jetzt in trostloser Einsamkeit und unter den härtesten Entbehrungen beschließe."

Fräulein Erna kannte die Melodie dieses Klageliedes gut genug, und sie kannte auch den tiefen Seufzer, mit dem es regelmäßig auf sehr wirkungsvolle Weise endete. Denn fast mit den nämlichen Worten hörte sie es in gewissen, ziemlich genau abgemessenen Zwischenräumen nun schon seit einem Jahr. Und die lange Erfahrung hatte

Digitized by Google

sie hinreichend darüber belehrt, welchen Ursachen jedesmal die weltschmerzliche, entsagungsvolle Stimmung ihres Vaters entsprang. Wohl glitt es heute für einen Moment wie ängstliches Erschrecken und wie ein Schatten banger Traurigkeit über ihr reizendes Gesicht; aber schon in der nächsten Sekunde lag wieder das vorige, liebevolle Lächeln auf ihren Lippen, und es war nichts Gezwungenes oder Erkünsteltes in dem heiteren Klang ihrer Stimme, als sie erwiderte:

„Soll ich dir nun wieder eine Strafpredigt halten, du böser Papa? Hast du denn nicht vor allem die Pflicht, dich noch recht, recht lange für mich zu erhalten? Und siehst du mich für eine so schlechte Haushälterin an, daß du meinst, ich könnte alle unsere Einkünfte für die Wirtschaft verbrauchen? Unsere Vermögensverhältnisse würden dir sogar noch viel kostspieligere Vergnügungen gestatten, als deine abendliche Spielpartie."

Nun huschte auch über das eben noch so gramvolle Gesicht des Barons etwas wie ein verlegenes Lächeln. „Du bist eine kleine Hexenmeisterin, Erna! Gott allein weiß, von wem du diese hausmütterlichen Talente eigentlich geerbt hast. Aber du solltest dich in acht nehmen, so große Worte zu machen. Denn du müßtest sie natürlich sogleich widerrufen, wenn es mir einfiele, eine Probe auf ihre Ehrlichkeit anzustellen. Ist das nicht so, du Schelm?"

Erna hatte mit voller Sicherheit vorausgesehen, daß dies der Refrain der schwermütig begonnenen Weise sein würde, und es schien ihr daran gelegen, die kleine Komödienscene, deren Verlauf für sie nichts Ueberraschendes mehr hatte, rasch zu Ende zu bringen.

„Wenn du tausend Thaler von mir verlangst, allerdings!" sagte sie fröhlich. „Wenn du dich aber mit fünfzig Mark begnügen willst, stehen sie dir als ein Kapital, das für mich nicht den geringsten Wert hat, ohne weiteres zur Verfügung."

Digitized by Google

Baron Elimar war unverkennbar ein wenig enttäuscht. Um seine Mundwinkel zuckte es verdrießlich, und er tupfte sich ein paarmal mit dem seidenen Taschentuch auf die Stirne, ehe er sagte: „Ich brauche sie natürlich nicht, aber am Ende sind sie in meinem Portefeuille ebenso gut aufgehoben als in deinem Schreibtisch. Und es ist für einen Mann in meinen Jahren immerhin fatal, mit einem einzigen Zehnmarkstück in der Tasche herumzulaufen. Daß mich auch der Besitz der schwindelnden Summe von fünfzig Mark nicht zu verschwenderischen Ausschweifungen verleiten wird, bedarf ja hoffentlich nicht erst der Versicherung."

Seine letzten Worte klangen beinahe gereizt, obwohl es dazu nach dem Vorhergegangenen gewiß keine Veranlassung für ihn gab. Er nahm den Kassenschein, den Erna einer Schublade ihres zierlichen Schreibtisches entnommen hatte, mit gleichgültiger Miene in Empfang und steckte ihn, achtlos zusammengeknittert, in die Tasche seiner weißen Weste. Aber er vermied es bei alledem geflissentlich, seiner Tochter ins Gesicht zu sehen, und seine Verabschiedung erfolgte in ziemlich auffälliger Hast.

„Länger als bis Mitternacht darfst du keinenfalls auf mich warten, mein Kind," sagte er, als er bereits auf der Schwelle stand. „Es könnte nämlich heute leicht etwas später werden, und ich will nicht, daß du meinetwegen um einen Teil deiner Nachtruhe kommst."

Ohne ihre Antwort abzuwarten, zog er hastig die Thür hinter sich zu. In dem lieblichen jungen Gesicht der Zurückbleibenden aber ging eine seltsame Veränderung vor, während sie auf den rasch verhallenden Schritt des Vaters lauschte. Das sonnige Lächeln verschwand, um einer tiefen Traurigkeit Platz zu machen, die roten Lippen bebten, und die großen, blaugrauen Augen begannen in einem verräterisch feuchten Glanze zu schimmern.

„Es war das Letzte," sagte sie halblaut vor sich hin,

Digitized by Google

„und morgen haben wir erst den Zwanzigsten! Mein Gott, wie schwer ist dies Dasein — wie unerträglich schwer!"

Mit schlaff herabhängenden Armen, ein rührendes Bild des Kummers und der Mutlosigkeit, stand sie minutenlang regungslos auf dem nämlichen Flecke. Da holte die kleine Stutzuhr auf dem Kaminsims zum Schlage aus, und erschrocken fuhr Erna v. Hofstetten zusammen.

„Schon sechs? Um des Himmels willen, ich komme ja zu spät, wenn ich mich nicht beeile."

Sie trat für einen Moment vor den Spiegel, der mit seinem reich geschnitzten und vergoldeten Holzrahmen das hervorstechendste Prunkstück der im übrigen bei aller scheinbaren Eleganz etwas fadenscheinigen und verblichenen Einrichtung ausmachte. Rasch fuhr sie mit dem Taschentuch über die Augen und steckte eine der dicken, prächtigen Flechten fest, die sich unter der Liebkosung des Barons ein wenig aus ihrer Lage verschoben hatte. Dann eilte sie in das benachbarte Schlafzimmer, um Jackett und Hut anzulegen, und öffnete wenige Minuten später die in die kleine Küche führende Thür.

„Ich gehe jetzt zu meiner Freundin, liebe Frau Budde, aber ich komme gleich nach zehn Uhr zurück. Sie werden bis dahin hier bleiben — nicht wahr?"

„Versteht sich, Fräuleinchen!" klang die Stimme der bejahrten Aufwärterin zurück. „Meinetwegen kann's auch später werden; denn zu Hause wartet ja keiner auf mich. Bloß Ihretwegen bin ich immer in Angst, wenn ich denke, daß Sie spät abends so ganz mutterseelenallein durch die Straßen gehen. Kann denn Ihre Freundin nicht auch einmal hierher zu Ihnen kommen?"

„Nein, nein, Frau Budde, das geht nicht. Und was soll mir denn auch geschehen? Glücklicherweise sind wir ja nicht in den Abruzzen."

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, was für eine Gegend das ist. Aber ich glaube, der Herr Baron würde sehr ungehalten sein, wenn er erführe, daß Sie ohne allen Schutz —"

„Gewiß würde er ungehalten sein," fiel Erna hastig ein, „denn er ist in seiner Liebe viel ängstlicher um mich besorgt, als es not thut. Und ebendeshalb habe ich Sie ja auch gebeten, mich nicht an ihn zu verraten. Sie werden mir ja sicherlich keinen Verdruß bereiten wollen, liebe Frau Budde?"

„Nein, beileibe nicht!" versicherte die Aufwärterin lebhaft. „Gehen Sie nur in Gottes Namen, Fräuleinchen! Sie können sich ganz auf mich verlassen."

Ernas Brust hob sich in einem tiefen Atemzuge, und ihre Wangen färbten sich höher. Mit raschem Gruß eilte sie davon, um die Aufwärterin die Thränen nicht sehen zu lassen, die sie aufs neue heiß in ihre Augen steigen fühlte.

Ihr Weg führte durch eine Anzahl belebter Straßen in ein weit abgelegenes Viertel der Millionenstadt. Sie legte ihn in seiner ganzen Ausdehnung zu Fuß zurück, und ihr Herz klopfte ungestüm von der Anstrengung des eiligen Laufes, als sie auf den verkehrsreichen Platz einbog, der das Ziel ihrer langen Wanderung bildete. Von dem grellen Licht elektrischer Bogenlampen bestrahlt, lag das weiße Gebäude des Theaters vor ihr, in welchem Direktor Osterberg während der Sommermonate seine vielbesuchten Opernvorstellungen veranstaltete.

Es war noch mehr als eine halbe Stunde bis zum Beginn der heutigen Aufführung, und nur eine kleine Gruppe von Galeriebesuchern, die sich durch ihr frühzeitiges Erscheinen einen möglichst guten Platz zu sichern gedachten, hatte sich bereits vor dem verschlossenen Portal des Kunsttempels eingefunden.

Erna zog den dunklen Schleier bis über das Kinn

Digitized by Google

herab, während sie hastigen Schrittes und mit niedergeschlagenen Augen an den müßigen Gaffern vorüberhuschte, um dann behend in der dunklen, baumbestandenen Straße zu verschwinden, der die schmucklose Seitenfront des Theaters zugekehrt war.

Der Portier an der schmalen Künstlerpforte griff mit lässiger Handbewegung an seine Mütze, als sie an ihm vorbeischlüpfte, aber er versagte sich's nicht, ihre schlanke Gestalt mit wohlgefälligem Blick zu verfolgen, bis sie ihm am Fuße der matt beleuchteten Treppe entschwand.

„Ein hübsches Mädel, diese Choristin," dachte er. „Wenn die nur wollte, könnte sie sicher Carriere machen."

Erna aber betrat aufatmend ein winziges Zimmerchen oben im ersten Stock, einen kahlen, heißen, abscheulichen Raum, den seine dürftige Einrichtung hinlänglich als eine Theatergarderobe kennzeichnete, wie sie in solcher Armseligkeit freilich nur den untergeordneten Mitgliedern einer Gesellschaft zugeteilt zu werden pflegt. Sie war nicht allein, denn vor dem schlechten Spiegel saß bereits ein anderes junges Mädchen in weißer Frisierjacke, emsig bemüht, mit Schminkpinsel und Puderquaste jenes sinnbestrickende Rot und Weiß auf ihr Antlitz zu zaubern, das zumeist den wesentlichsten Teil der trügerischen Theaterschönheit ausmacht. Eine kleine, ältliche Frau mit faltigem, verdrossenem Gesicht war eben beschäftigt, ein paar Zeugblumen in dem Haar der Sängerin zu befestigen, während sie ihr zugleich mit tonloser Stimme eine wortreiche Geschichte erzählte. Auf einen mahnenden Blick des jungen Mädchens hin unterbrach sie jedoch bei Ernas Eintritt ihren Redeschwall, um dafür allerdings eine noch verdrießlichere Miene aufzusetzen.

„Sie kommen spät, liebe Walden," wandte sich die Sängerin, rasch die Frisierjacke von den Schultern streifend,

Digitized by Google

mit liebenswürdigem Ausdruck an ihre Zimmergenossin. „Ich fing schon an zu fürchten, daß Ihnen etwas zugestoßen sei. Aber es ist immerhin noch Zeit genug; ich will Ihnen ein wenig helfen."

Und ohne erst eine ausdrückliche Erlaubnis Ernas abzuwarten, begann sie ihr mit großer Geschicklichkeit unter beständigem freundlichem Geplauder alle kleinen Dienste einer Kammerzofe zu leisten. In weniger als einer Viertelstunde hatten ihre flinken Finger Erna in ein allerliebstes spanisches Landmädchen verwandelt, und als nun zum Schluß auch die blonden Flechten unter einer schwarzen Lockenperücke versteckt worden waren, durfte sie den Gegenstand ihrer Sorgfalt wohl mit einiger Genugthuung vor den Spiegel führen.

„Da, schauen Sie einmal hinein, Kleine, habe ich's nicht gut gemacht? Kein Mensch würde Sie wieder erkennen, und doch sind Sie auch so noch zum Anbeißen niedlich. Jetzt nur noch ein wenig Rot und den unvermeidlichen schwarzen Strich unter die Augen — und wir sind fix und fertig."

Willenlos hatte Erna alles mit sich geschehen lassen, aber als sie nun mit scheuem Blick ihr Ebenbild im Spiegel streifte, wurde sie so rot, daß es der Schminke gar nicht mehr zu bedürfen schien.

„Wie gut Sie gegen mich sind, Fräulein Bernheim!" flüsterte sie. „Ohne Sie wäre ich wirklich ganz hilflos und hätte es niemals wagen können —"

„Pst!" machte die Sängerin mit einer bedeutsamen Kopfbewegung gegen die alte Ankleidefrau hin, und dann, sich unbefangen zu dieser wendend, fügte sie laut hinzu: „Wir brauchen Sie wohl nicht mehr. Vielleicht können Sie sich nebenan bei den anderen Damen vom Chor noch ein wenig nützlich machen."

Die verdrießliche Matrone brummte etwas Unverständ-

Digitized by Google

liches und ging hinaus. Rosa Bernheim schnitt eine übermütige Grimasse hinter ihr her.

„Unsere gute Merker ist böse, weil ich sie verhindert habe, eine der schönen Geschichten aus ihrer ruhmvollen Choristenvergangenheit bis zu Ende zu erzählen. Sie wird es eben niemals begreifen lernen, daß diese Geschichten für die Ohren eines so lieben, unerfahrenen Kindes zumeist recht wenig geeignet sind. Aber ich mußte sie fortschicken, weil Sie wieder einmal nahe daran waren, sich zu verraten. So bedenken Sie doch um des Himmels willen, Kleine, daß innerhalb einer Viertelstunde das ganze Theater Ihr Geheimnis kennt, wenn Sie dieser unverbesserlichen alten Klatschschwester Gelegenheit geben, es zu erraten."

Erna hatte sich auf einen der Holzstühle niedergelassen und blickte mit in den Schoß gefalteten Händen traurig vor sich hin.

„Ja, schelten Sie mich aus, ich verdiene es nicht besser, und ich fühle selbst, wie ungeschickt und wie thöricht ich mich immer wieder benehme. Aber gerade heute müssen Sie ein wenig Nachsicht mit mir haben. Der Kopf schmerzt mich zum Zerspringen, und mein Herz ist so schwer — ach, so schwer —"

An ihren Wimpern zitterte eine Thräne, aber das duftige Taschentuch der Sängerin hatte sie leise weggetupft, noch ehe sie über die geschminkten Wangen hinabrinnen konnte.

„Nicht weinen, liebes Herz, sonst müssen wir mit der Malerei noch einmal von vorn anfangen," mahnte sie freundlich. „Beichten Sie mir statt dessen lieber, was das kleine Seelchen heute wieder so traurig macht. Wenn ich Ihnen auch wahrscheinlich nicht helfen kann, eine gewisse Erleichterung spürt man doch immer, sobald man sich unumwunden aussprechen darf."

Erna ergriff ihre Rechte, um sie mit warmem Druck

Digitized by Google

in beiden Händen festzuhalten. „Ich danke Ihnen, Fräulein Bernheim. Sie sind ja mein Trost und meine Stütze, und ich werde Ihnen Ihre Freundschaft gewiß niemals vergessen. Aber es ist heute gar nichts so Besonderes geschehen, das ich Ihnen erzählen könnte. Nur die Trostlosigkeit unserer Lage ist mir wieder einmal recht deutlich zum Bewußtsein gekommen und das Unrecht, dessen ich mich durch meine Heimlichkeiten und Unwahrhaftigkeiten schuldig mache."

„Wenn Sie das für ein Unrecht halten — nun, so teilen Sie doch Ihrem Vater offen mit, auf welche rechtschaffene Weise Sie die Mittel zur Bestreitung seiner kostspieligen Liebhabereien gewinnen. Ich meine, daß er der letzte wäre, der Ihnen deshalb Vorwürfe machen dürfte."

Mit einer Gebärde des Schreckens hatte Erna abwehrend beide Hände erhoben. „Welch ein Gedanke! Lieber das Aeußerste als dies! Er geriet ja schon in die heftigste Aufregung, als ich einmal die Absicht aussprach, unsere kleinen Einkünfte durch Handarbeiten für irgend ein Geschäft zu verbessern. Ehe er das zugäbe, erklärte er, würde er sich eine Kugel vor den Kopf schießen. Woher sollte ich da noch den Mut nehmen, ihm zu gestehen, daß ich seit Wochen allabendlich kostümiert und geschminkt auf den Brettern eines Theaters als Choristin gestanden habe? Er würde sich unfehlbar für immer von mir lossagen, und vielleicht könnte er die Schande gar nicht überleben."

Das gutmütige Gesicht der anderen hatte einen etwas unwilligen Ausdruck angenommen.

„Als die Tochter eines einfachen Schlossermeisters verstehe ich mich natürlich nicht auf die Ehrbegriffe eines so vornehmen Herrn," sagte sie, „aber ich sollte doch meinen, daß es keine größere Schande für ein junges Mädchen ist, sich als Opernchoristin ihr Brot zu verdienen, als für einen rüstigen und arbeitsfähigen Mann, seine Tage mit

Digitized by Google

Nichtsthun und seine Abende mit Kartenspiel zu verbringen."

Erna war hastig aufgestanden, und ihre Stimme zitterte, als sie die Sängerin unterbrach: „Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen! Ich kann es nicht ertragen, solche Urteile über meinen Vater zu hören."

Rosa Bernheim, die ihre scharfen Worte offenbar schon wieder bereute, legte begütigend den Arm um die Schultern ihrer jungen Freundin. „Seien Sie mir nicht böse, Kleine. Es war ja gewiß nicht meine Absicht, Ihnen wehe zu thun. Aber es bringt mich auf, wenn ich sehe, wie so ein liebes, prächtiges Mädchen den Kampf ums Dasein führt und sich obendrein ohne allen Grund beständig mit Selbstvorwürfen peinigt. Hier giebt es doch von zwei Wegen nur einen. Entweder Ihr Vater muß seinen bisherigen Lebensgewohnheiten entsagen und sich nach irgend einer Beschäftigung umsehen —"

„Das ist unmöglich! Eine Thätigkeit, deren Ausübung seine gesellschaftliche Stellung und sein Standesbewußtsein ihm gestatten würden, hat er monatelang vergeblich gesucht; ein Verzicht auf seine kleinen Vergnügungen aber würde für ihn ein Opfer bedeuten, das über seine Kräfte ginge."

„Nun wohl, so bleibt eben nur noch jener andere Weg, den Sie auf meinen Rat eingeschlagen haben. Die Zinsen des kleinen Kapitals, das Ihrem Vater von seinem einstigen Vermögen geblieben ist, reichen kaum hin, um bei äußerster Sparsamkeit die Kosten einer bescheidenen Haushaltung zu bestreiten. Wenn trotzdem immer das Geld für allerlei Luxusausgaben vorhanden sein soll, muß es eben verdient werden. Und ich sehe nicht ein, welches Unrecht Sie begehen, indem Sie Ihre hübsche Stimme und Ihre musikalischen Anlagen dazu benutzen. Der Beruf einer Choristin ist keiner von den beneidenswerten, das gebe ich gerne

Digitized by Google

zu, und er hat seine Unannehmlichkeiten wie seine Gefahren. Aber solange Sie unter meinem Schutze stehen, sollen Sie davon so wenig als möglich berührt werden, und außerdem haben Sie es ja in der Hand, Ihre Stellung hier am Theater wesentlich zu verbessern."

„Sie meinen, indem ich den Vorschlag des Direktors annehme, gegen eine erhöhte Gage auch kleine Solopartien zu singen? Aber ich sage Ihnen doch, liebes Fräulein Bernheim, daß ich gar nicht das Talent in mir fühle."

„O, was das anbetrifft, so können Sie sich getrost auf das Urteil unseres Kapellmeisters verlassen. Und er hat sich ja außerdem erboten, die betreffenden Rollen noch besonders mit Ihnen zu studieren."

„Ja, aber — — Sie wissen recht gut, welches gewichtigere Bedenken mich abhalten muß, jenen Vorschlag anzunehmen. Solange ich nur im Chor singe, ist die Gefahr, daß mich einer der Theaterbesucher erkennen könnte, nicht groß. Wenn ich aber in einer selbständigen Rolle auftrete, und wäre sie noch so klein, werde ich vor Angst vergehen, daß zufällig einer unserer Bekannten sich im Theater befindet und mein Geheimnis entdeckt."

Rosa Bernheim erhob mit beiden Händen das gesenkte Köpfchen der Kollegin und kehrte ihr betrübtes Gesicht mit sanfter Gewalt dem Spiegel zu.

„Schauen Sie doch einmal da hinein! Ist das denn überhaupt noch das Antlitz der Baronesse Erna v. Hofstetten? Ich wette, Ihr eigener Vater würde Sie nicht erkennen, und wäre er mit dem allerschärfsten Opernglase bewaffnet. Ich verpflichte mich, Sie allabendlich so gründlich zu verwandeln, daß Sie ohne jede Besorgnis an die Rampe treten können. Und ich sollte doch meinen, daß es einen erheblichen Unterschied für Ihre Wirtschaftskasse bedeuten muß, ob Sie monatlich sechzig Mark oder hundertundfünfzig einnehmen."

Digitized by Google

Erna dachte an den letzten Fünfzigmarkschein, den sie sich für den äußersten Notfall aufgespart hatte und der heute in die Westentasche ihres Vaters gewandert war. Die Angst, seinen Wünschen künftig nicht mehr genügen zu können, siegte im Verein mit der freundlichen Ueberredungskunst der Sängerin über ihre letzten Bedenken.

„Wie die Verhältnisse jetzt sind, habe ich ja auch eigentlich gar keine Wahl mehr," sagte sie leise. „Und wenn Sie in meinem Interesse mit dem Direktor sprechen wollten —"

„Gewiß werde ich das! Er weiß ja, ein wie schüchternes, unselbständiges Wesen meine Base Hedwig Walden ist, und daß ich immer ihren Geschäftsführer machen muß. Ueberlassen Sie es mir nur getrost, die günstigsten Bedingungen für Sie herauszuschlagen."

Sie mußten ihr Gespräch abbrechen, denn eben schlurfte die alte Merker wieder herein, und wenige Minuten später ertönte auch schon das Zeichen der elektrischen Klingel, das die im ersten Aufzug beschäftigten Mitglieder auf die Bühne rief.

2.

Als die beiden Freundinnen im letzten Zwischenakt ihre Garderobe wieder betraten, war zwischen Rosa Bernheim und dem Direktor alles zur Zufriedenheit beider Parteien geordnet. Erna v. Hofstetten — oder, wie sie hier hieß, Hedwig Walden — war fortan nicht nur wie bisher für den Chor, sondern auch für kleine Solopartien engagiert und sollte dafür eine Monatsgage von hundertundfünfzig Mark beziehen.

„Nun hätten wir also glücklich auch schon die zweite Sprosse der Ruhmesleiter erklommen," scherzte die liebenswürdige Vermittlerin. „Wer weiß, ob Sie nicht noch eines Tages als gefeierte Primadonna in den Tempel der Unsterblichkeit einziehen."

Digitized by Google

Aber Erna war nicht gestimmt, auf diesen heiteren Ton einzugehen. Sie befand sich ersichtlich in großer Aufregung, und als die Ankleidefrau das Zimmer verlassen hatte, zögerte sie nicht, der Freundin den Grund dieser Aufregung zu offenbaren.

„Ich habe während der letzten Scene wahre Todesqualen ausgestanden," sagte sie. „Denn in einer Prosceniumsloge ganz nahe der Bühne saß ein Herr, der bis zu dem Tage, wo die verhängnisvolle Wendung unseres Schicksals eintrat, in sehr lebhaftem freundschaftlichem Verkehr mit meinem Vater gestanden hat. Und ich glaube sicher, daß er mich erkannte, denn so oft ich aufzublicken wagte, sah ich seine Augen oder sein Opernglas auf mich gerichtet."

„War es der Herr mit dem starken blonden Schnurrbart und der großen weißen Blume im Knopfloch, den Sie meinen?"

„Ja, ja — derselbe! So haben Sie es also auch wahrgenommen, wie hartnäckig er mich beobachtete?"

Rosa Bernheim hatte noch mehr wahrgenommen als dies. Sie hätte ihrer armen jungen Freundin sagen können, daß der nämliche, auffallend elegant gekleidete Herr schon seit mehreren Tagen allabendlich auf demselben Platz gesessen und seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich einer gewissen Dame vom Chor zugewendet hatte. Aber sie hütete sich wohl, eine derartige Aeußerung zu thun, denn sie wußte, daß sie dadurch Ernas Aufregung und Besorgnis nur noch steigern würde, und so bemühte sie sich vielmehr, ihr die Furcht vor einer Entdeckung ihres Geheimnisses auszureden.

„Es ist ja so gut wie unmöglich, daß jemand Sie vom Zuschauerraum aus erkannt haben sollte," sagte sie. „Und wenn ich Sie recht verstehe, hatte Ihr Verkehr mit jenem Herrn überdies schon vor längerer Zeit aufgehört."

Digitized by Google

„Nachdem wir unsere elegante Wohnung hatten verlassen und in die Vorstadt hinausziehen müssen, ist er nie mehr bei uns gewesen, obwohl er bis dahin beinahe täglich gekommen war. Seit ungefähr vier Monaten ist er, wie ich zufällig in der Zeitung gelesen habe, mit einer jungen Dame verlobt, die ich einst für meine Freundin gehalten hatte, einer Tochter des Geheimen Kommerzienrats Schlichting."

„Nun, da steht er jedenfalls im Begriff, eine glänzende Partie zu machen. — Aber was bringen Sie denn da, Frau Merker? Sie haben sich doch wohl in der rechten Thür geirrt?"

Der in ihren letzten Worten zu Tage getretene Ausdruck der Verwunderung galt ohne Zweifel dem großen, prächtigen Blumenstrauß, den die Garderobiere behutsam in der Hand trug, um ihn jetzt mit viel mehr Hochachtung, als sie sonst in ihrem Benehmen gegen die junge Choristin gezeigt hatte, Erna zu überreichen.

„Für Fräulein Hedwig Walden!" sagte sie. „Das werden Sie doch wohl sein. Schade um das schöne Geld für die verwelklichen Dinger! Aber ärgern Sie sich darum nicht. Die Blumen sind gewöhnlich nur der Vortrab, und das schwere Geschütz kommt bald hinterher."

Erna hatte keinen Finger gerührt, um die duftige Gabe in Empfang zu nehmen. In fassungsloser Bestürzung, das reizende Gesicht wie mit Blut übergossen, stand sie da und starrte stumm auf das kostbare Blumengebinde. Rosa Bernheim war es, die statt ihrer die geschwätzige Alte ins Verhör nahm, um zu erfahren, von wem sie ihren Auftrag erhalten. Aber die Merker wußte nur, daß ein Gärtnerbursche soeben den Strauß für Fräulein Walden abgegeben habe, und sie machte eines ihrer mürrischten Gesichter, als sie nun von Rosa mit einigen ziemlich kurzen Worten wieder hinausgeschickt wurde.

Digitized by Google

„Es steckt ein Briefchen in dem Strauß, Kleine, und die Alte brauchte nicht gerade dabei zu sein, wenn Sie es lesen.“

Jetzt erst fuhr Erna wie aus einer Betäubung empor. „Ich werde es überhaupt nicht lesen — und ich will kein Geschenk annehmen, dessen Spender ich nicht kenne. Die Frau soll den Strauß dem Ueberbringer zurückgeben — gleich auf der Stelle.“

Sie machte Miene, zur Thür zu eilen; aber die erfahrene Sängerin hielt sie zurück. „Nicht doch! Der Bote ist sicherlich längst fort, und Sie würden sich nur ohne Not zu einem Gegenstand des Gespötts für unsere Kolleginnen machen. Es wird wohl noch andere Mittel geben, dem freigebigen Besteller klar zu machen, daß er an die falsche Adresse gekommen ist. Aber dazu muß man allerdings zunächst seinen Namen kennen. Und wenn es Ihnen so zuwider ist, den Brief zu lesen, so lassen Sie es mich an Ihrer Stelle thun.“

„Machen Sie mit diesen abscheulichen Dingen, was Ihnen gefällt,“ rief Erna in beinahe leidenschaftlicher Heftigkeit aus. „Ich aber will nichts damit zu schaffen haben — nichts — nichts!“

Sie wandte sich ab, als ob ihr schon der Anblick des beleidigenden Geschenkes unerträglich wäre.

Rosa aber erbrach gelassen das Billet, das sie zwischen den Blumen hervorgezogen hatte, und nachdem sie es flüchtig überflogen hatte, sagte sie: „Der Absender heißt Julius v. Rinkow. Haben Sie den Namen vielleicht schon einmal gehört?“

Blitzschnell hatte Erna sich ihr wieder zugekehrt. Ihr Gesicht war jetzt totenblaß. „Rinkow? Mein Gott, das ist ja derselbe, von dem wir noch soeben gesprochen. Er hat mich also doch erkannt?“

„Es scheint nicht, daß es so ist. Lesen Sie nur, was er Ihnen schreibt, das wird Ihre Besorgnisse zerstreuen.“

Digitized by Google

Zögernd griff Erna nach dem dargebotenen, mit einem prahlerischen Wappen geschmückten Blatt; aber sie war noch kaum über die ersten Zeilen hinausgekommen, als sie es mit einem Ausruf tiefster Entrüstung von sich warf.

„O, wie erbärmlich das ist — wie ehrlos und verächtlich!"

„Freilich, für einen Bräutigam dürfte es kaum passend sein, einer anderen jungen Dame derartige Liebeserklärungen zu machen, zumal wenn er der Meinung ist, noch nie zuvor mit ihr gesprochen zu haben. Aber Sie haben seine Herzensergießung wohl gar nicht bis zu Ende gelesen. Er teilt Ihnen zum Schluß mit, daß er sich bisher vergebens bemüht habe, Ihre Wohnung in Erfahrung zu bringen — das will ich ihm wohl glauben — und er bittet Sie um die Angabe Ihrer Adresse, damit er Ihnen seine Aufwartung machen dürfe. Aber ich denke, wir wollen ihm eine Antwort geben, die ihm alle Lust zu weiteren Annäherungsversuchen verleidet."

Sie nahm die ganze Angelegenheit offenbar von der heiteren Seite. Erna aber war nicht länger im stande, ihren Zorn und ihre Beschämung zu meistern. Laut aufschluchzend barg sie das Gesicht in den Händen, und Rosa Bernheim hatte Mühe, sie auch nur halbwegs wieder zu beruhigen.

„Weinen Sie nicht, Kind!" bat sie. „Das ist eine von den Erfahrungen, die keinem Mädchen erspart bleiben, wenn es das Unglück hat, hübsch und schutzlos zu sein. Und meine kleine tapfere Freundin sollte sich wahrlich leichter darüber hinwegsetzen."

Erna bemühte sich, ihre Thränen zu trocknen. „Sie haben recht," sagte sie. „Aber was soll ich nun thun, um ihm meine Verachtung zu zeigen?"

„Was Sie thun sollen? — Nichts, meine liebe Kleine. Sie sollen vielmehr auch das ausschließlich mir überlassen. Ich werde diesem edlen Herrn v. Rinkow morgen ein

Digitized by Google

Briefchen schicken, das er sich vermutlich nicht hinter den Spiegel stecken wird. Sie sollen künftig sicher sein vor seinen Unverschämtheiten, dafür will ich mich verbürgen. Und nun denken Sie nicht weiter an ihn."

Die elektrische Klingel rief die beiden Damen an ihre Pflicht, und als der Vorhang beim Beginn des letzten Aktes in die Höhe ging, stand auch Erna wieder unter den anderen Choristinnen auf der Bühne. Soweit es ging, hielt sie sich im Hintergrund der Bühne oder halb hinter den Kulissen versteckt, und nur ein einziges Mal wagte sie es, einen raschen, scheuen Seitenblick in den Zuschauerraum zu werfen. Sie sah den Regierungsassessor v. Rinkow mit seinem schneidig aufgewirbelten blonden Schnurrbart und der weißen Gardenia im Knopfloch hart an der Brüstung der Prosceniumsloge sitzen, und es war ihr, als sähe sie auch das widerwärtige, selbstgefällige Lächeln auf seinem Gesicht. Von diesem Augenblick an wollte ihr kein Ton mehr aus der Kehle, und es war gut für sie, daß der Regisseur den Leistungen des Chors, dessen wesentlichste Stütze sonst ihre frische, helle Stimme war, in diesem Aufzuge keine besondere Beachtung schenkte. Noch ehe sich der Vorhang gesenkt hatte, durfte Erna in ihre Garderobe hinaufeilen und sich für den Heimweg umkleiden. Sie verfuhr dabei noch hastiger als sonst, denn niemals hatte sie eine solche inbrünstige Sehnsucht nach dem sicheren Schutz der väterlichen Behausung empfunden, als an diesem Abend.

„Leider kann ich Sie heute nicht wie sonst ein Stück Weges begleiten," sagte Rosa Bernheim, als Erna in ihrem Straßenjäckchen und dicht verschleiert vor ihr stand. „Ich bin zu einer Geburtstagsfeier einer Freundin geladen und muß nach der entgegengesetzten Richtung. Aber Sie können ja die Pferdebahn benützen, und es wird Ihnen wohl unterwegs nichts Schlimmes widerfahren."

Digitized by Google

Sie wünschten einander gute Nacht, und Erna verließ raschen Schrittes, wie sie es betreten hatte, das Theatergebäude. Die Vorstellung war inzwischen zu Ende gegangen, und nur noch einige verspätete Zuschauer kamen aus dem Portal. Das junge Mädchen schlüpfte mit gesenktem Kopfe an ihnen vorüber, und sie hatte den mangelhaft beleuchteten weiten Platz, den sie zunächst überschreiten mußte, schon zur Hälfte passiert, als sie mit tödlichem Erschrecken dicht an ihrem Ohr den wohlbekannten Klang einer gezierten, schnarrenden Männerstimme hörte.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit, Fräulein Walden, aber ich gehöre nicht zu den heroischen Naturen, die eine so günstige Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen können. Hoffentlich haben Sie meinen Brief empfangen und seinen vermessenen Inhalt mit Nachsicht aufgenommen. Aber — Pardon! Ich habe mich Ihnen ja noch nicht einmal vorgestellt. v. Rinkow, Regierungsassessor und — wie ich ohne Uebertreibung hinzufügen darf — der glühendste Ihrer Verehrer."

Erna hatte nicht einen Augenblick im raschen Weiterschreiten innegehalten, so daß er tüchtig ausgreifen mußte, um an ihrer Seite zu bleiben. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, und nie in ihrem Leben hatte sie eine so furchtbare Angst ausgestanden, als während dieser schrecklichen Sekunden. Sie durfte ja nicht wagen, den Unverschämten, der sie offenbar noch immer nicht erkannt hatte, mit einem entrüsteten Wort zurückzuweisen; denn sobald sie die Lippen öffnete, mußte der Klang ihrer Stimme sie ihm verraten. Und sie wagte nicht einmal den Kopf zu erheben, um sich nach einer Rettung bietenden Droschke umzusehen, aus Furcht, daß er dabei trotz des Schleiers zu viel von ihrem Gesicht erblicken könne.

Der Regierungsassessor aber gab in dem Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit ihrem Schweigen eine für ihn

Digitized by Google

günstige Deutung, und nachdem er eine kleine Weile vergebens auf Antwort gewartet hatte, fuhr er in einem Tone, dessen dreiste Vertraulichkeit das junge Mädchen gleich einer körperlichen Mißhandlung verletzte, fort: „Zürnen Sie mir nicht, daß ich mir herausnahm, Ihnen ein paar armselige Blumen zu Füßen zu legen. Ich weiß sehr gut, daß alle Rosengärten von Schiras nicht für eine angemessene Huldigung Ihrer Schönheit ausreichen würden. Aber ein Schelm giebt mehr als er hat. Und vielleicht — aber so gehen Sie doch, bitte, ein klein wenig langsamer. Ich behalte ja kaum Atem genug, um Ihnen zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Und es ist so viel. Unsere arme Sprache hat gar nicht Worte genug, es auszudrücken."

Natürlich hätte Erna ihre Schritte gern noch mehr beschleunigt, wenn es ihr möglich gewesen wäre. Aber ihre Kniee begannen schon vor Aufregung zu zittern, und sie fühlte, daß sie diesen Zustand nicht lange mehr würde ertragen können. Unaufhörlich wälzte sie in ihrem Kopf allerlei Pläne, wie sie sich des widerwärtigen Begleiters würde entledigen können, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, und dabei vernahm sie nur wie aus weiter Ferne den Klang seiner zudringlichen Rede.

„Vielleicht nimmt es Sie wunder, mein Fräulein, daß Ihr Liebreiz mein Herz in Flammen setzen konnte, obwohl ich Sie bisher immer nur aus einer gewissen Entfernung gesehen. Aber ich will Ihnen etwas beichten, in der Hoffnung, dadurch nicht allzusehr bei Ihnen zu verlieren. Ich war einmal sterblich verliebt in eine junge Dame, die Ihnen zum Verwechseln ähnlich sieht — eine kleine, niedliche Baronesse, deren Mündchen ebenso reizend und deren Augen genau so bezaubernd waren wie die Ihrigen. Um ein Haar wäre ich sogar thöricht genug gewesen, mich mit ihr zu verplempern. Aber gerade an

Digitized by Google

dem Tage, da ich ihr meine Erklärung machen wollte, hörte ich, daß ihr Vater — nebenbei bemerkt ein heilloser alter Narr —"

Er kam nicht weiter, denn seine Begleiterin war plötzlich stehen geblieben und hatte ihm ihr Gesicht zugewendet. Durch die Maschen des Schleiers sah der Regierungsassessor zwei große, sprühende Augen, die mit dem Ausdruck flammender Entrüstung auf ihn gerichtet waren.

„Kein Wort mehr, Herr v. Rinkow! Verlassen Sie mich auf der Stelle! Sie werden ja jetzt vermutlich wissen, w e n Sie beschimpfen."

Der elegante Herr mit dem schneidigen blonden Schnurrbart war unwillkürlich um einen Schritt zurückgewichen. Auf seinem Antlitz malte sich eine Verblüffung, die es nicht eben geistvoller erscheinen ließ, und in einer Verlegenheit, die ihn für den Moment um alle Haltung brachte, griff er an seinen Hut: „Sie selbst, mein gnädiges Fräulein — o, ich bitte tausendmal um Verzeihung," stammelte er, „darauf konnte ich in der That nicht gefaßt sein. Es handelte sich natürlich nur um einen Scherz. Ich — ich —"

„Ich verzichte auf Ihre Entschuldigung," unterbrach ihn Erna mit einer vornehmen Kälte, die beschämend genug auf ihn wirken mußte, „denn es würde Ihnen doch niemals gelingen, ein so schmachvolles Benehmen zu entschuldigen. Alles, was ich wünsche, ist, daß Sie mich von Ihrer Gegenwart befreien — und zwar auf der Stelle, wenn ich nicht den ersten besten Vorübergehenden um seinen Beistand ersuchen soll."

Der Assessor rang erst nach einer angemessenen Entgegnung; aber es glückte ihm nicht, sie zu finden, und wie ein geohrfeigter Schuljunge blieb er, den Hut in der Hand, mitten auf dem Trottoir stehen, während Ernas Gestalt rasch seinem Blick entschwand.

Digitized by Google

3.

Nun war schon der dritte Tag seit jenem abscheulichen Abend vergangen, und noch immer war nichts geschehen, das Ernas bange Vermutung bestätigt hätte, der Regierungsassessor könnte sich für die scharfe Zurückweisung durch einen Verrat ihres Geheimnisses rächen. Wohl hatte die kluge und erfahrene Rosa Bernheim, als sie den Bericht über jene Begegnung vernommen, die Sorgen ihrer jungen Freundin sogleich mit dem Hinweis zu zerstreuen versucht, daß Herr v. Rinkow doch selbst das allergrößte Interesse daran habe, seine Abfertigung nicht bekannt werden zu lassen, aber die Baronesse hatte sich trotzdem bis jetzt von ihrer Herzensangst nicht völlig frei machen können, und jedesmal, wenn ihr Vater von einem Spaziergang oder aus dem Klub heimkehrte, forschte sie zaghaft in seinem Gesicht nach den Vorboten des Unwetters, das sich notwendig über ihrem armen Haupte entladen mußte, sobald er etwas von ihrer heimlichen Bühnenthätigkeit erfuhr.

Doch Elimar v. Hofstetten ahnte offenbar noch immer nichts von dieser schrecklichen Verirrung seines Kindes. Er fuhr fort, sein trauriges Schicksal zu beseufzen und nebenher das im großen und ganzen recht erträgliche Dasein eines eleganten Müßiggängers zu führen. Wie Erna das Wunder fertig brachte, mit dem kleinen Zinsbetrage, der seine einzige Einnahmequelle darstellte, nicht nur auszukommen, sondern auch noch Ersparnisse davon zu machen, verursachte ihm jetzt so wenig als früher irgend welches Kopfzerbrechen, und wenn er auch neuerdings wieder öfter davon sprach, daß er um Ernas Willen die heilige Pflicht habe, „durch seiner Hände Arbeit" sein Brot zu verdienen, so fiel es ihm doch gar nicht ein, sich nach einer Anstellung umzuthun.

Heute war er in ungewöhnlich heiterer Stimmung von

Digitized by Google

seiner Vormittagspromenade nach Hause zurückgekehrt, und wie er vor seiner Tochter überhaupt kein Geheimnis zu haben pflegte, so ließ er sie auch diesmal über die Ursache seiner guten Laune nicht lange im Ungewissen.

„Rate einmal, Kind, wem ich heute zu meiner freudigen Ueberraschung begegnet bin! Ich will dir's sogar leicht machen, indem ich hinzufüge, daß es einer unserer liebsten Freunde aus vergangenen, glücklichen Tagen war — der einzige vielleicht, der durch andere und bessere Gründe als durch unsere Verarmung so lange von uns ferngehalten wurde."

Wenn Erna anfänglich kein allzu lebhaftes Interesse verraten hatte, so horchte sie doch bei den letzten Worten ihres Vaters hoch auf, und in ihren Augen war ein eigentümliches Leuchten.

„Wie sollte ich wissen, wen du da meinst, liebster Vater!" sagte sie zögernd. „Wir hatten früher so viele vermeintliche Freunde —"

„Ja. Dieser aber ist keiner von denen, deren nach dem bekannten Sprichwort zehne auf ein Lot gehen — sondern einer von den ehrlichen und treuen. Na, kommst du noch immer nicht auf seinen Namen?"

Jetzt breitete sich langsam eine rosige Blutwelle über das Gesicht des jungen Mädchens.

„Es — es war doch nicht Saldern, lieber Vater?"

„Getroffen!" bestätigte Herr v. Hofstetten erfreut. „Ich dachte mir's wohl, daß du auf keinen anderen raten könntest. Seit acht Tagen erst ist er von seiner anderthalbjährigen Abwesenheit in irgend welchen fernen Gewässern zurück, und seit gestern ist er hier. Er ist nämlich zur Dienstleistung im Marineministerium kommandiert worden, und man weiß ja, was das heißen will. Ohne allen Zweifel steht er am Beginn einer glänzenden Laufbahn. Er freute sich über das Wiedersehen offenbar nicht

Digitized by Google

weniger als ich selbst, und er sagte mir, daß es sein fester Entschluß gewesen sei, uns morgen vor allen anderen Bekannten seine Aufwartung zu machen. Natürlich lud ich ihn ein, unser bescheidenes Frühstück zu teilen, und er hat ohne weiteres zugesagt."

Einen Augenblick war Erna heftig erschrocken; dann aber erinnerte sie sich, daß morgen glücklicherweise keine Probe sei, und daß sie deshalb wenigstens die Möglichkeit habe, ihre Hausfrauenpflichten zu üben.

Eine große Beklommenheit freilich klang noch immer aus ihrer Stimme, als sie sagte: „Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, mit dieser Einladung zu warten, bis Herr v. Saldern von der Veränderung unterrichtet ist, die sich inzwischen in unseren Verhältnissen vollzogen hat? Fürchtest du nicht, daß sich da eine Situation ergeben könnte, die für ihn selbst nicht weniger peinlich ist, als für uns?"

„Nein, das fürchte ich durchaus nicht. Einem so zartfühlenden, durch und durch vornehmen Manne gegenüber, wie es Saldern ist, braucht man sich seiner unverschuldeten Armut nicht zu schämen. Uebrigens hat er sich nach dir mit ganz besonderer Teilnahme erkundigt. Sein erstes wie sein letztes Wort galten dir. Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß ein so unbedeutendes kleines Mädchen, wie du es bei seiner Abreise doch immerhin noch gewesen bist, einen Mann von Salderns Art so lebhaft interessieren könnte."

Erna hielt es augenscheinlich nicht für notwendig, darauf zu antworten, und sie hatte mit einemmal etwas sehr Dringendes an ihrem Schreibtisch zu schaffen, wobei sie das Gesicht natürlich von dem Vater abwenden mußte. Eine weitere Frage that sie nicht, und als dann der Baron anfing, einen Speisezettel für das bescheidene Frühstück zu entwerfen, wobei seine Phantasie ihn offenbar, ohne daß er's merkte, in die Zeiten einstigen Glanzes

Digitized by Google

zurückversetzte, unterbrach sie ihn in freundlicher Bestimmtheit mit der Bitte, diese Hausfrauensorgen vertrauensvoll ihr zu überlassen.

„Meinetwegen!“ sagte Herr v. Hofstetten etwas gereizt. „Damit, daß ich die Führung der Kasse in deine Hände legte, habe ich mich wohl auch des Rechtes begeben, eine Berücksichtigung meiner gelegentlichen Wünsche zu verlangen. Was aber die Weine betrifft —“

„So werden wir sie, wie ich denke, durch einige Flaschen Bier ersetzen, lieber Vater,“ fiel Erna ruhig ein. „Du sagtest ja soeben selbst, daß wir uns Saldern gegenüber unserer Armut nicht zu schämen brauchen, und es wäre darum wohl doppelt thöricht, wenn wir ihn durch einen Aufwand, der unseren Verhältnissen nicht entspricht, darüber zu täuschen suchten.“

Der Baron war blaß geworden und drehte nervös an seinem Schnurrbart. Aber er mochte es aus irgend welchen guten Gründen doch nicht für zweckmäßig halten, seiner Tochter zu widersprechen, und so zündete er sich schweigend eine Cigarre an, um sich dann mit den Gebärden eines tief gekränkten Mannes in die Lektüre seiner Zeitung zu vertiefen.

— — — — — — — — — — — —

Mit militärischer Pünktlichkeit stellte sich der erwartete Gast genau zu der Stunde ein, auf die seine Einladung lautete. Er war ein hochgewachsener, dunkelbärtiger Mann von dreißig und einigen Jahren. Die kleidsame Marineuniform brachte alle Vorzüge seiner äußeren Erscheinung zur Geltung, und sein wettergebräuntes Antlitz würde vielleicht den Eindruck allzu tiefen Ernstes und zu gebieterischer Strenge hervorgerufen haben, wenn nicht der gütige, beinahe sanfte Blick der dunklen Augen etwas wie einen Schimmer von herzgewinnender Liebenswürdigkeit darüber ausgebreitet hätte.

Digitized by Google

Der Baron v. Hofstetten empfing den Besucher mit einem endlosen Wortschwall, der doch nur notdürftig seine Verlegenheit verbarg, den Zeugen einstigen Glanzes in einer so wesentlich und so wenig zu ihrem Vorteil veränderten Umgebung begrüßen zu müssen. Ernas auffällige Befangenheit und Verwirrung bei der Bewillkommnung aber hatte sicherlich eine andere Ursache als diese. Sie wurde abwechselnd blaß und rot und erhob, während er sie anredete, kaum ein einziges Mal die Augen. Und doch war das Benehmen des Marineoffiziers bei diesem ersten Wiedersehen nicht nur fein und taktvoll, sondern auch von einer ungekünstelten Herzlichkeit, deren ehrliche Wärme unmöglich anders als wohlthuend auf Erna wirken konnte. Heiter und unbefangen plauderte er mit ihr von der Vergangenheit, erinnerte sie an manchen kleinen lustigen Vorfall aus ihrem damaligen Verkehr und bewies bei alledem ein so vorzügliches Gedächtnis für alles, was zu ihrer Person in irgend welcher Beziehung stand, daß man notwendig annehmen mußte, seine Gedanken hätten sich während der langen Trennung nicht eben selten mit ihr beschäftigt.

Nach und nach gelang es ihm denn auch, Ernas seltsame Verlegenheit zu verscheuchen, und an dem kleinen Frühstückstische herrschte zuletzt eine recht fröhliche Stimmung, wie bescheiden auch in der That die leiblichen Genüsse waren, die man dem Gaste darzubieten vermochte.

Als sich dann aber Saldern nach Verlauf einer wie im Fluge dahingeschwundenen Stunde erhob, um unter herzlichen Dankesworten die Notwendigkeit seines Aufbruchs mit dienstlichen Verpflichtungen zu entschuldigen, da konnte sich Elimar v. Hofstetten trotz der flehenden Blicke seiner Tochter doch nicht enthalten, mit einer Bitte um Nachsicht wegen der unzulänglichen Aufnahme und Bewirtung eines so lieben Gastes herauszukommen.

Digitized by Google

Und es war umsonst, daß Saldern durch seine taktvolle Antwort ein längeres Verweilen bei diesem Thema zu hindern versuchte. Herr v. Hofstetten ließ sich's nicht nehmen, ihm eingehend auseinanderzusetzen, wie die Bosheit der Menschen und seine eigene allzu große Herzensgüte im Verein mit einer unglückseligen Verkettung anderer Umstände ihn vor Jahresfrist um den bei weitem größten Teil seines Vermögens gebracht hätten. Daß einige enorme Verluste am Spieltische auch ihre Rolle bei dieser Katastrophe gespielt hatten, vergaß er allerdings zu erwähnen, und eine kleine Abweichung von der Wahrheit bedeutete es auch, als er seine empfindsame Erzählung mit den pathetischen Worten schloß:

„So viel freilich habe ich bei alledem aus dem Schiffbruch gerettet, daß meine Tochter dereinst nicht als Bettlerin in das Haus ihres Gatten einzuziehen braucht. Eine solche Vorstellung hätte ich ja auch ebensowenig überleben können wie etwa den Gedanken, daß eine Baronesse v. Hofstetten jemals gezwungen sein sollte, um ihr tägliches Brot zu arbeiten. Wir sind arm geworden, mein lieber Kapitän, aber ich darf wohl sagen, daß wir unsere Armut mit Würde tragen, und daß sie uns niemals bis zu einer Vernachlässigung unserer Standesrücksichten wird erniedrigen können."

Es war eine grausame Folter für Erna, daß sie ihren Vater so sprechen hören mußte, und nie war sie einem Nebenmenschen für seinen Beistand so dankbar gewesen, als jetzt dem Kapitän, da er mit schlichter Wärme sagte: „Jeder, der Sie kennt, Herr Baron, wird eine solche Möglichkeit von vornherein für ausgeschlossen halten. Und ich für meinen Teil könnte nicht einmal etwas Erniedrigendes darin erblicken, wenn ein Edelmann gleich so viel hunderttausend anderen Sterblichen rechtschaffen um das tägliche Brot arbeitet. Die Zeiten, da man dergleichen für eine Schande ansehen konnte, sind doch wohl vorüber."

Digitized by Google

Er wandte sich dann sogleich zu einem anderen Gesprächsgegenstand, ohne Herrn v. Hofstetten Zeit zu einer weiteren Entgegnung zu lassen, und wenige Minuten später küßte er Erna mit ritterlicher Artigkeit zum Abschied die Hand.

„Ich bin für eine frohe Stunde in Ihrer Schuld, mein gnädiges Fräulein, und ich würde glücklich sein, wenn Sie mir auch künftig zuweilen ein Plätzchen an Ihrem traulichen Herde vergönnen wollten."

„Sie werden meinem Vater und mir gewiß immer von Herzen willkommen sein, Herr v. Saldern," erwiderte Erna, und sie war zornig über sich selbst, daß sie diese einfache Höflichkeitsphrase nicht vorbringen konnte, ohne ein verräterisches Brennen auf ihren Wangen zu fühlen. Erleichtert atmete sie auf, als sich die Thür hinter Saldern geschlossen hatte, und auf alle die überschwenglichen Reden, mit denen ihr Vater die Liebenswürdigkeit des treugebliebenen Freundes pries, hatte sie nicht ein einziges Wort der Entgegnung.

Der Marineoffizier aber mußte sich bei diesem ersten Besuche in der That recht wohl und heimisch unter dem bescheidenen Dache des Barons gefühlt haben, denn er machte von der Erlaubnis, wiederzukommen, einen so eifrigen Gebrauch, als die gesellschaftliche Sitte es ihm nur immer gestattete. Baron v. Hofstetten hatte sich's nicht nehmen lassen, ihn in seinen Klub einzuführen, und nun kam Saldern beinahe täglich, um ihn zu seiner unentbehrlichen abendlichen Spielpartie abzuholen. Dabei blieb dann immer eine halbe Stunde übrig, die er mit Erna verplaudern konnte, und wenn auch das junge Mädchen die heitere Unbefangenheit nicht wiederzufinden vermochte, die einst der Sechzehnjährigen im Verkehr mit dem älteren Manne eigen gewesen war, so hätte ein geübter Menschenkenner aus ihrem Benehmen doch wohl leicht genug erraten, daß

Digitized by Google

es etwas ganz anderes als Abneigung war, was sie bei der Unterhaltung mit Saldern oft im Gegensatz zu ihrem sonstigen Wesen so schüchtern und unbeholfen erscheinen ließ.

Dabei drückte gerade in dieser Zeit die Verpflichtung, die sie um ihres Vaters willen heimlich übernommen hatte, doppelt schwer auf ihre Seele. Sie hatte ihre erste Rolle erhalten, die Rolle des Hirtenknaben im „Tannhäuser", und wenn es auch nur ein einziges kleines Liedchen war, das sie zu singen hatte, so schien es ihr doch ganz unmöglich, dieser Aufgabe zu genügen, und der Gedanke an den Abend der Aufführung reichte hin, sie mit namenloser Angst zu erfüllen. Mit Mühe nur und unter Aufwendung von hundert kleinen Listen, die ihren Vater und die Aufwärterin über das Ziel ihrer Ausgänge täuschen sollten, ermöglichte sie es, stets rechtzeitig auf den Proben zu erscheinen, und mit Furcht sah sie der entscheidungsschweren Stunde entgegen.

Jetzt waren es nur noch drei Tage, welche sie von dieser Stunde trennten, und ihre Aufregung hatte sich bis zu einem Grade gesteigert, daß sie trotz ihrer Selbstbeherrschung der Aufmerksamkeit ihres Vaters unmöglich hätte entgehen können, wenn der Baron v. Hofstetten nicht allzu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen wäre, um daneben noch Augen für die Leiden und Sorgen anderer Menschenkinder zu haben. Ja, er trug in seiner Ahnungslosigkeit sogar noch redlich dazu bei, Ernas Seelenpein zu steigern, indem er ihr mit einem Ausdruck halb mitleidiger Geringschätzung von einem auch ihr oberflächlich bekannten jungen Offizier erzählte, der soeben seinen Abschied genommen hatte, um eine vielgenannte, schöne Schauspielerin heiraten zu können.

„Welche unbegreifliche Verblendung, einer flüchtigen Verliebtheit die ehrenvollste, glänzendste Zukunft zum Opfer zu bringen!" deklamierte er in seiner immer etwas pathe-

Digitized by Google

tischen Weise. „Solche Heiraten sollten eigentlich durch das Gesetz verboten sein, weil sie mitunter gerade die besten Männer dem Dienste des Königs abtrünnig machen.“

„Aber ist es denn etwas so Schreckliches, eine Dame vom Theater zu heiraten,“ wagte Erna schüchtern einzuwenden, „daß ein Offizier deshalb notwendig seinen Abschied nehmen muß?“

Baron v. Hofstetten maß sie mit einem Blick voll grenzenlosen Erstaunens. „Nur deine kindliche Unerfahrenheit kann dir eine solche Frage eingeben, Erna, und es ist gut, daß niemand sie gehört hat als ich. Du hast glücklicherweise keine Ahnung davon, wie es in dieser Welt der Schminke zugeht; unsere Vorfahren aber waren vollkommen im Recht, wenn sie das Theatervolk mit den Landstreichern und Zigeunern auf dieselbe Stufe stellten und es danach behandelten. Neuerdings ist das ja leider vielfach anders geworden; aber in der Armee wenigstens hat man doch, Gott sei Dank, noch Selbstbewußtsein genug, sich mit aller Entschiedenheit gegen eine zu nahe Berührung mit diesen Elementen zu wehren. Ein Offizier, der sein Ehrgefühl so weit verleugnen kann, sich seine Lebensgefährtin hinter den Kulissen zu suchen, verstößt damit gegen eine der ehrwürdigsten Traditionen seines Standes, und es entspricht durchaus meinen Anschauungen, wenn man ihn für unwert hält, den Rock seines Königs noch länger zu tragen.“

Erna hatte darauf keine Erwiderung mehr. Sie war durch die grausamen Worte, deren jedes sie ins Innerste getroffen, in eine so hoffnungslose, verzweifelte Stimmung versetzt worden, daß ihr armes junges Herz keinen anderen Wunsch mehr hegte, als den, noch vor jener schrecklichen ersten Tannhäuseraufführung für immer still zu stehen. Und nun mußte sie zu allem Unglück gerade heute ganz allein sein, als am Nachmittag Saldern er-

Digitized by Google

schien, um den Baron zu seiner Partie abzuholen. Ihr Vater mußte sich irgendwo verspätet haben, und es blieb ihr nichts anderes übrig, als dem Kapitän Gesellschaft zu leisten, bis er heimkehren würde. Natürlich gab sie sich alle erdenkliche Mühe, ihre trostlose Stimmung vor dem Besucher zu verbergen. Die Augen des Seeoffiziers aber mußten wohl viel schärfer sein als die ihres Vaters, denn nachdem sie eine kleine Weile von allerlei ziemlich gleichgültigen Dingen gesprochen hatten, sagte er plötzlich:

„Sie sind traurig, Fräulein Erna. Werden Sie es für unbescheiden und zudringlich halten, wenn ich Sie bitte, mir die Ursache zu nennen?“

Er hatte sie früher immer mit ihrem Vornamen angeredet. Seine Eigenschaft als Hausfreund hatte ihm das Recht dazu gegeben, und dann war sie ja auch damals fast noch ein Kind gewesen. Seit seiner Wiederkehr aber geschah es heute zum erstenmal, und zugleich war in seiner Stimme ein so eigener, inniger Klang, daß Erna ihr Herz in rascheren Schlägen klopfen fühlte, während sich eine seltsame, unerklärliche Bangigkeit schwer und beklemmend auf ihre Brust legte. Sie wollte sich zu einem Lächeln zwingen, aber um ihre Lippen zuckte es viel mehr schmerzlich als heiter, und es mochte wohl nicht sehr überzeugend klingen, als sie erwiderte:

„O, ich bin durchaus nicht traurig, und ich habe auch wirklich nicht die geringste Ursache dazu.“

Er sah sie forschend an, und vor dem warmen Blick seiner dunklen Augen senkten sich ihre Lider.

„Sie haben kein Vertrauen zu mir, und ich darf mich natürlich nicht darüber beklagen, denn ich begreife, daß ich Ihnen inzwischen fast ein Fremder geworden sein muß. Aber Ihr Vertrauen würde mich sehr glücklich gemacht haben, Fräulein Erna. Ich sehe ja seit Tagen, wie schwer Sie unter irgend einem verschwiegenen Kummer leiden,

Digitized by Google

und seit Tagen kämpfe ich mit der Versuchung, Ihnen meinen Beistand anzubieten, den ehrlichen, uneigennützigen Beistand eines aufrichtigen Freundes. Müssen Sie ihn denn wirklich verschmähen?"

Seine Stimme drang ihr ins Herz. Sie fühlte, wie ihr die Thränen heiß in die Augen stiegen, und daß sie nicht lange mehr im stande sein würde, ihre Fassung zu bewahren. Darum versuchte sie, dies gefährliche Gespräch zu enden, indem sie ihm noch einmal versicherte, daß er sich über ihren Gemütszustand täusche. Denn wenn sie auch die Hälfte ihres Lebens dafür hingegeben hätte, in ein starkes, treues Herz all ihr bitteres Leid ausschütten zu dürfen, gerade ihm konnte sie sich doch nimmermehr anvertrauen, ihm am wenigsten unter allen Menschen auf Erden. Die Verachtung aller anderen hätte sie ja zu ertragen vermocht; das Bewußtsein aber, von ihm verachtet zu werden, würde sie vollends in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung gestürzt haben. Und angstvoller denn zuvor zitterte sie seit dem Tage seines Wiedererscheinens vor der Möglichkeit einer Entdeckung.

Sie wollte einen munteren Ton anschlagen, wollte schnell auf etwas anderes übergehen; aber er ließ sich nicht täuschen. Und dann — sie wußten vielleicht beide nicht recht, wie es mit einemmal auf eine ganz natürliche, fast selbstverständliche Weise hatte geschehen können — dann sagte er ihr, wie schwer ihm damals das Scheiden geworden sei, wie lebhaft er während der ganzen Zeit seines Fernseins an sie gedacht und wie innig er die Stunde des Wiedersehens herbeigewünscht habe.

„Nicht mit vermessenen Hoffnungen, Fräulein Erna," fügte er in schlichter Aufrichtigkeit hinzu, „denn Sie sind ja viel zu jung und zu schön für einen alten Seebären wie mich, und ich meinte, daß Ihr Herz sich wohl inzwischen längst für einen anderen entschieden habe. Das

Digitized by Google

Höchste, was ich mir zu erträumen wagte, war das Glück, Ihnen wieder wie einst als ein guter Freund zu gelten. Nun aber ist es doch stärker geworden, als ich's vorausgesehen, und ich bin noch nicht alt genug, alle Hoffnung zu begraben. Ich sehe, daß Sie leiden und einsam sind — darum mag ich's nicht länger hinausschieben, was ich Ihnen doch früher oder später eines Tages hätte sagen müssen. Ich liebe Sie, Erna, liebe Sie mit der starken, treuen, unveränderlichen Zuneigung eines gereiften Mannes, und Sie werden den glücklichsten aller Menschen aus mir machen, wenn Sie sich entschließen können, mir Ihre Zukunft anzuvertrauen."

Mit gesenktem Kopf saß sie da, und es war, als hätten alle Himmel ihre Pforten vor ihr aufgethan. Das süße Geheimnis jenes bis jetzt nur halb begriffenen, zugleich wonnigen und beklemmenden Empfindens, das in seiner Nähe beständig ihre Seele durchzittert hatte, nun war es ihr offenbar, und mit tausend Engelsstimmen jubilierte und jauchzte das Glück in ihrer jungen Brust. Wenn er sie jetzt in seine Arme genommen und wenn seine Lippen die ihren gesucht hätten, so würde es wahrlich keiner weiteren Frage bedurft haben, um ihm die beseligende Gewißheit ihrer Gegenliebe zu verschaffen. Aber er war nicht verwegen genug, seine Werbung auf solche Art zu vollenden. Rücksichtsvoll ließ er ihr Zeit, sich aus dem ersten stummen Rausch der Seligkeit, in den seine Worte sie versetzt hatten, zur Wirklichkeit zurückzufinden. Und mit diesem unzeitigen Zaudern schlug er, ohne es zu ahnen, sein Glück, das ihm schon zum Greifen nahe geworden war, selbst in Scherben.

Wie hatte doch ihr Vater vor wenig Stunden gesagt?

„Der Offizier, der seine Standesehre so weit vergessen kann, sich seine Lebensgefährtin hinter den Kulissen zu suchen, verstößt damit gegen eine der ehrwürdigsten Tra-

Digitized by Google

ditionen seines Standes und ist nicht länger wert, den Rock seines Königs zu tragen."

So ungefähr war es gewesen. Nur zu gut hatten die grausamen Worte sich ihrem Gedächtnis eingeprägt, und gerade zur rechten Zeit hatte sie sie vernommen. Nein, der Mann, den sie liebte und für den sie in diesem Augenblick mit Freuden ihr Leben hingegeben hätte, er sollte wahrlich nicht wie jener andere, von dem ihr Vater gesprochen, seine aussichtsreiche Zukunft zum Opfer bringen, damit sie glücklich sei. Und er sollte nicht erst vor die Wahl gestellt werden, entweder sein allzu rasches Wort zurückzunehmen oder sich um dieses Wortes willen an ein Mädchen zu binden, das in den Augen seiner Standesgenossen nicht mehr ohne Makel war. Dem Himmel sei Dank — noch früh genug war sie aus ihrem thörichten Wonnetraum erwacht, um die Dinge wieder in ihrer wahren Gestalt zu erkennen und in dieser Erkenntnis zugleich die Kraft des Entsagens zu finden.

„Es thut mir sehr weh, aber ich — ich kann Ihnen die Antwort nicht geben, die Sie erwarten. So hoch ich Sie schätze und so großen Wert ich auf Ihre Freundschaft lege — —"

Nun preßte es ihr doch wie mit einer eisernen Faust die Kehle zusammen vor mühsam verhaltenem Schluchzen. Sie konnte nicht weiter sprechen, aber es bedurfte für Saldern ja auch nicht erst der Vollendung des begonnenen Satzes. Ein Schatten tiefer Traurigkeit hatte sich über sein gebräuntes Antlitz gelegt, und ein schwerer Atemzug hob seine Brust. In seiner ruhigen, ernsten Stimme aber klang nichts von Gereiztheit oder verletzter Eitelkeit, als er, ihr zu Hilfe kommend, ergänzte:

„So können Sie mich doch nicht lieben, wie eine Braut den Mann ihrer Wahl lieben müßte — nicht wahr? Und Sie sind überzeugt, Fräulein Erna, daß es auch in

Digitized by Google

Zukunft niemals der Fall sein wird?. Ich habe keine Aussicht, jemals eine tröstlichere Antwort zu erhalten?"

Mit schier übermenschlicher Kraft der Selbstüberwindung zwang das arme junge Wesen sein rebellisches Herz zum Schweigen.

„Ich hege zu viel aufrichtige Verehrung für Sie, als daß ich Sie täuschen dürfte — nein, ich würde niemals im stande sein, Ihnen eine andere Antwort zu geben."

„Ich hätte mir's denken können," sagte Saldern, indem er nach seiner Mütze griff, mit einem Anflug schmerzlicher Selbstironie. „Und nun habe ich mich wie ein rechter Tölpel auch um das kleinere Glück gebracht, indem ich meine Hand nach dem großen, unerreichbaren ausstreckte. Ich werde darauf bedacht sein müssen, irgend einen glaubhaften Vorwand zu erfinden, damit Ihr Herr Vater meinem plötzlichen Fernbleiben keine Deutung giebt, die ihn vielleicht verletzen könnte."

Er hatte doch wohl erwartet, daß sie ihn nicht so von dannen gehen lassen, sondern ihn auffordern würde, seine Besuche zu wiederholen, als hätte diese heutige Unterredung niemals stattgefunden. Und in der That kämpfte Erna ein paar Sekunden lang mit der Versuchung, es zu thun. Aber das Wort, auf das er hoffte, blieb schließlich doch ungesprochen. Einmal wohl war sie stark genug gewesen, ihr widerspenstiges Herz zu besiegen; aber dieser Sieg war ihr so grausam schwer geworden, daß sie sich nicht die Kraft zutrauen durfte, ihn täglich aufs neue zu erringen. Darum war es besser für sie wie für ihn, wenn er jetzt ging, um nie wiederzukehren.

So ließ sie es schweigend geschehen, daß er sich der Thür zuwandte, und nachdem sie noch eine letzte, peinvolle Minute des Schweigens durchlebt hatten, nahmen sie mit einer jener nichtssagenden Höflichkeitsphrasen, die jedem von ihnen wie ein grausamer Hohn auf ihre Seelen-

Digitized by Google

ſtimmung erſchienen, und die nach dem Vorhergegangenen doch das einzige waren, was ſie ſich noch ſagen durften, Abſchied voneinander. —

Als Baron v. Hofſtetten eine Viertelſtunde ſpäter nach Hauſe kam, hatte Erna ſich in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, und die Aufwärterin ſagte ihm, das Fräulein leide unter einem heftigen Migräneanfall.

„Sehr fatal!“ ſagte er. „Ich bedaure das in der That außerordentlich.“

Aber er dachte dabei nur an die unangenehme Notwendigkeit, daß er ſich ſeine Krawatte würde ſelbſt binden müſſen, wenn er ſich jetzt für ſeinen abendlichen Klubbeſuch umkleidete. Wahrhaftig, das Leben war voll der abſcheulichſten Widerwärtigkeiten, und ihn beſonders ſchien es zum Spielball ſeiner tückiſchten Launen auserſehen zu haben.

4.

„Haſt du ſchon gehört, daß die Verlobung des Regierungsaſſeſſors v. Rinkow zurückgegangen iſt?“ fragte Baron v. Hofſtetten drei Tage ſpäter ſeine Tochter, während ſie ihm behilflich war, die letzte Hand an ſeine Abendtoilette zu legen. „Die Schlichtingſchen Damen ſind geſtern bereits abgereiſt, um für ein paar Monate den hämiſch-mitleidigen Geſichtern ihrer guten Freunde aus dem Wege zu gehen. Er ſoll ja die unglaublichſten Streiche gemacht haben, obwohl die Hochzeit bereits in vierzehn Tagen ſtattfinden ſollte. Na, nun mag er zuſehen, wie er mit den Bären fertig wird, die er auf die reiche Partie hin überall angebunden hat. Ich freue mich nur, daß ich heute Gelegenheit gefunden habe, ihm auf eine unzweideutige Weiſe kund zu thun, wie ich über ihn denke.“

Er mochte wohl erwarten, daß Erna daraufhin eine neugierige Frage an ihn richten würde; aber wenn ſie auch ein wenig zuſammengezuckt war, als er den Namen Rinkow

Digitized by Google

genannt hatte, so behielt ihr blasses Gesicht doch seinen traurig-müden Ausdruck, und sie fragte nichts. Da blieb dem Baron, der durchaus nicht die Absicht hatte, den Verschwiegenen zu spielen, denn natürlich nichts anderes übrig, als unaufgefordert zu erzählen. Und mit der dramatischen Lebendigkeit, die all seinen Berichten eigen war, schilderte er die Begegnung mit Rinkow, bei der er ihm in Gegenwart einiger gemeinsamen Bekannten seine Geringschätzung auf eine hinreichend deutliche Weise gezeigt habe.

„Du hättest das vielleicht besser nicht gethan, lieber Vater," sagte Erna, und dieselbe müde Traurigkeit, die aus ihren Augen blickte, war auch im Klang ihrer Stimme. Aber ihr Vater, der nichts als die Zurechtweisung hörte, brauste ungehalten auf.

„Wie? Sollte ich diesen Menschen etwa mit Glacéhandschuhen anfassen, diesen armseligen Wicht, der nicht einmal den Versuch machte, seiner Erbärmlichkeit ein Mäntelchen umzuhängen, als er mich und dich nach unserem unverschuldeten Unglück mied wie zwei Pestkranke?"

„Aber wenn du ihn jetzt beleidigt hast, wird er vielleicht den Versuch machen, sich an dir zu rächen."

„Mag er doch! Was kann er mir denn anhaben? Ein Edelmann, dessen Ehrenschild spiegelblank ist wie der meine, braucht sich vor solchem Gesellen nicht zu fürchten. Uebrigens scheint es, als ob sie alle aus demselben Holze geschnitzt wären, diese Kavaliere von der jungen Generation. Saldern fängt ja nun auch an, sich unter allerlei Vorwänden von uns zurückzuziehen. Oder hast du irgend etwas mit ihm gehabt?"

Erna schüttelte den Kopf. „Er sagte mir, daß seine dienstlichen Pflichten ihn während der nächsten Zeit ganz in Anspruch nehmen würden — und das ist ohne Zweifel die Wahrheit. — Aber es ist schon spät, lieber Vater. Willst

Digitized by Google

du nicht ein wenig eilen? Deine Partner werden dich wahrscheinlich bereits erwarten."

Sie hatte sich eines kleinen Betruges schuldig gemacht, indem sie die Zeiger der Stutzuhr um eine Viertelstunde vorrückte, denn gerade heute, wo die unglückselige Tannhäuseraufführung stattfinden sollte, mußte sie ja den Vater um jeden Preis rechtzeitig entfernen. Und die List gelang, denn der Baron, der die Pünktlichkeit ebenfalls unter die Pflichten eines Edelmannes rechnete, zumal, wenn es sich um seine Spielpartie handelte, streifte hastig seine eleganten mausgrauen Handschuhe über die schlanken Finger und griff nach seinem Hute.

„Gute Nacht denn, mein Kind!" sagte er, mit seinen Lippen flüchtig Ernas Stirn berührend. „Uebrigens — du siehst gar nicht besonders gut aus. Fühlst du dich nicht wohl?"

„Ganz wohl. Ein wenig Abspannung vielleicht — sonst nichts."

„Na, das ist mir lieb zu hören. Leg dich nur frühzeitig schlafen, damit du wieder helle Augen bekommst. Nichts macht mich so nervös, als trübselige Mienen und kopfhängerische Gebärden um mich her."

Damit hatte er seiner Sorge um Ernas Wohlbefinden erschöpfenden Ausdruck verliehen und schlug in angenehmster Stimmung den Weg nach seinem Klub ein. Seine arme, bleiche, todmüde Tochter aber rüstete sich zu dem Gang in das Theater, den sie schwerlich mit anderen Empfindungen hätte antreten können, wenn es ein Gang zum Richtplatz gewesen wäre. Seit dem Augenblick, da Saldern sie nach jener bedeutsamen Unterredung für immer verlassen hatte, war in Ernas Gemütszustand eine eigentümliche Veränderung vorgegangen. An die Stelle der fieberhaften Aufregung und der atemraubenden Furcht war eine hoffnungslose Ergebung, eine matte Gleichgültig-

Digitized by Google

keit getreten, die mit der Gewißheit von etwas nahe bevorstehendem Schrecklichem rechnete, wie der Verurteilte mit der Gewißheit seines Todes. Sie wußte nicht, in welcher Gestalt die zermalmende Katastrophe über sie hereinbrechen würde — daß es aber geschehen würde, fühlte sie mit voller Bestimmtheit, und ihre gemarterte Seele hatte kein Verlangen und keine Kraft mehr, sich dagegen zu wehren.

Wie im halben Traum machte sie den weiten Weg zum Theater, und in einer Art von Betäubung ließ sie sich von Rosa Bernheim für ihre Rolle ankleiden. All die munteren, ermutigenden Worte, mit denen die liebenswürdige Freundin ihre Lebensgeister anzufeuern suchte, klangen wie aus weiter Ferne an ihr Ohr, ohne einen Weg zu ihrem Verständnis zu finden, und nur als der Spiegel ihr das eigene Bild als das Bild eines schlanken, dunkellockigen Knaben mit brennend rot geschminkten Wangen zurückwarf, schlug sie plötzlich beide Hände vors Gesicht und weinte, als ob zugleich mit diesen Thränen ihr junges Leben dahinfließen müsse.

— — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit trafen in dem Vestibül des Klublokals Saldern und der Baron Elimar v. Hofstetten zusammen — der erstere im Begriff einzutreten, der andere aber mit hochrotem Gesicht und mit allen Anzeichen gewaltigster Erregung auf dem Wege ins Freie. Er hatte den Kapitän gar nicht bemerkt und wollte wortlos an ihm vorüberstürmen; Saldern aber trat ihm in den Weg.

„Was ist Ihnen, Herr Baron? Sie sehen aus, als ob Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren wäre. — Können Sie es einem Freunde offenbaren?“

„Einem Freunde? Ach, es giebt keine Freunde — wenigstens nicht für arme Teufel meines Schlages. Und ich rate Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, mir in weitem

Digitized by Google

Bogen aus dem Wege zu gehen gleich den Herren da drinnen. Sie wissen ja vielleicht noch nicht, mit wem Sie es eigentlich zu thun haben, und ich möchte nicht, daß Sie Ihre ahnungslos verschwendeten Freundlichkeiten später bereuen."

„Sie sprechen in Rätseln, lieber Baron — ich verstehe von alledem nicht ein Wort. Und ich begreife nur so viel, daß Sie mir ein schweres Unrecht thun. Bei meiner Ehre, ich halte mich für Ihren Freund, und es wird mich stolz machen, wenn Sie mir Gelegenheit geben, es Ihnen zu beweisen."

Elimar v. Hofstetten lachte bitter auf. „Ein schöner Anlaß, stolz zu sein — wahrhaftig! Wollen Sie wissen, was mir widerfahren ist? Warum sollte ich es Ihnen nicht selbst sagen, da Sie doch nur ein Dutzend Schritte weiterzugehen brauchen, um es von zwanzig geschäftigen Zungen zu hören. Man hat mir freundschaftlich nahe gelegt, meinen Austritt aus dem Klub zu erklären, weil — nun, weil man den Vater einer Choristin nicht für eine gesellschaftlich gleichstehende Persönlichkeit ansehen kann."

Der Kapitän sah ihn mit großen Augen an. „Den Vater einer Choristin? — Ja, haben Sie denn außer Fräulein Erna noch eine Tochter?"

„Nicht daß ich wüßte. Aber es handelt sich auch um gar keine andere als um sie."

„Ah, das ist unmöglich! Das ist ja heller Wahnsinn — die Erfindung eines Narren!"

„Pardon, Herr v. Saldern! Wenn ich selbst keinen Zweifel mehr in die Wahrheit dieser hübschen Neuigkeit setze, mögen auch Sie immerhin daran glauben. Denn mir dürfte es doch wohl etwas schwerer gefallen sein, mich an die Vorstellung einer solchen Möglichkeit zu gewöhnen, als Ihnen. Aber man hat mir unwiderlegliche Beweise

Digitized by Google

geliefert, und es hat mit der Sache vollkommen seine Richtigkeit. Die Baroneſſe Erna v. Hofſtetten ſingt ſeit mehreren Wochen als Fräulein Walden im Opernchor, und heute wird ſie ſich ſogar als Hirtenjunge in Männerkleidern dem Publikum präſentieren. Sie ſollten hingehen, ſie ſich anzuſehen, wie das ſchon verſchiedene andere unſerer gemeinſamen Bekannten gethan haben. Herr v. Rinkow hat ſogar neulich auf dem Heimwege mit ihr geſprochen. Eine beneidenswerte Lage für einen Vater — nicht wahr?"

Sie waren auf die Straße hinausgetreten, und der Baron hatte, unbekümmert um die Vorübergehenden, ſeiner Erregung Luft gemacht. Schweigend war Saldern an ſeiner Seite dahingeſchritten. Nun aber blieb er ſtehen und legte ſeine Hand auf Hofſtettens Arm.

„Ich begreife, daß Sie ſich in dieſem Augenblick ſchwere Vorwürfe machen müſſen, Herr Baron; aber am Ende iſt das Unglück doch nicht ſo groß, als es Ihnen im erſten Moment erſcheint. Sie —"

Doch mit gefurchter Stirn fiel Herr v. Hofſtetten ihm in die Rede. „Ich verzichte auf alle Tröſtungen, Herr v. Saldern, und was die ſchweren Vorwürfe anlangt, die ich mir Ihrer gütigen Meinung nach zu machen habe, ſo weiß ich nicht recht, wie ich dazu kommen ſollte. Denn daß ich vollkommen ahnungslos war in meiner blinden väterlichen Liebe, daß ich den Einſturz des Himmels eher für möglich gehalten hätte als dieſe ungeheure Schmach — das war doch ſchließlich mein einziges Verbrechen."

„Wir verſtehen uns da allerdings nicht ganz, Herr Baron; aber ſolche Auseinanderſetzungen haben wohl auch in dieſem Augenblick ſehr wenig Zweck. Eine Frage nur müſſen Sie mir noch geſtatten. Was gedenken Sie in Bezug auf Fräulein Erna zu thun? Sind Sie etwa geſonnen, ihr unfreundliche Vorhaltungen zu machen?"

Elimar v. Hofſtetten machte eine hoheitsvoll abwehrende

Digitized by Google

Handbewegung, die einem antiken Römer wohl angestanden haben würde. „Nein. Mit ihr habe ich fortan nichts mehr zu schaffen, im Guten so wenig wie im Bösen. Ein Mädchen, das sich so weit wegwerfen konnte, ist meine Tochter nicht mehr. Mag sie denn zusehen, wie sie sich in jener Welt zurechtfindet. Die Schwelle meiner Behausung wird sie nie mehr überschreiten."

„Auch nicht, wenn ich sie Ihnen als meine Braut zuführe, Herr Baron?"

Hofstetten stand wie angewurzelt, und mit weit aufgerissenen Augen starrte er den Sprechenden an. „Wollen Sie sich einen schlechten Scherz mit mir machen oder sind Sie von Sinnen? — Eine Person vom Theater — Ihre Braut?"

„Nicht eine Person vom Theater, sondern ein edles, hochherziges Mädchen, dem in seiner kindlichen Liebe kein Opfer zu schwer schien, wenn es dazu dienen konnte, Sorge und Entbehrung von dem Lebensabend des Vaters fernzuhalten. Ich bedaure lebhaft, Herr Baron, daß ein Fremder es sein muß, der Sie die Beweggründe für die Handlungsweise Ihres Kindes verstehen lehrt."

Er hatte mit vornehmer Mäßigung, aber zugleich voll ernsten Nachdruckes gesprochen, und in seinen sonst so ruhig blickenden Augen war ein schönes Leuchten. In Herrn v. Hofstettens Seelenzustand aber vollzog sich innerhalb weniger Sekunden eine Wandlung, wie sie plötzlicher und merkwürdiger nicht vorgehen kann. Was bedeutete ihm jetzt noch die eben da drinnen in der Ressource erlittene Demütigung, wenn er sie fast auf der Stelle durch einen so beispiellosen Triumph zu rächen vermochte, wie es die Verlobung seiner Tochter mit dem Träger eines der ältesten Adelsnamen war. Und Saldern war nicht nur ein tadelloser Kavalier, sondern auch ein reicher Mann — der Erbe eines Vermögens, das ihn sehr wohl in den

Digitized by Google

Stand setzte, seinem künftigen Schwiegervater ein angenehmes und sorgenloses Dasein zu bereiten. Wie hätte vor einem so lockenden Zukunftsbilde sein Zorn gegen die ungeratene Tochter nicht leichter dahinschmelzen sollen als Aprilschnee in der Mittagssonne!

„In der That," stammelte er, „wenn man es von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet — ein liebes, zärtliches Geschöpf ist sie ja immer gewesen. Und dann fehlte ihr wohl auch das rechte Verständnis für die verhängnisvolle Bedeutung eines solchen Schrittes. Ich habe mich in der ersten Aufregung ohne Zweifel zu weit hinreißen lassen. — Aber das, was Sie da soeben sagten — ist das denn wirklich Ihr Ernst?"

„Man pflegt solche Worte niemals anders als im vollsten Ernst auszusprechen, Herr v. Hofstetten. Ich bitte Sie in aller Form um die Hand Ihrer Tochter, die ich dem Schutz meiner Mutter anvertraut haben würde, wenn Sie sie mit unverdienten Vorwürfen bedroht oder ihr die Thür Ihres Hauses verschlossen hätten."

„Ah, das war natürlich nicht so bös gemeint! Es fällt einem nicht so leicht, sein einziges Kind zu verstoßen, an dem man so lange mit zärtlichster Liebe gehangen. Und ich gebe Ihnen selbstverständlich mit tausend Freuden meinen Segen. Auf der ganzen Welt giebt es keinen Menschen, den ich lieber meinen Sohn nennen möchte, als Sie."

Sie drückten einander die Hände, da sie sich auf offener Straße doch nicht wohl umarmen konnten, und der Baron v. Hofstetten dachte dabei in der Stille seines Herzens: „Leider wird er ja seinen Abschied nehmen müssen, nachdem Ernas kindischer Streich einmal bekannt geworden ist. Aber es scheint, daß er noch gar nicht an diese Möglichkeit gedacht hat, und ich werde mich wohl hüten, ihn darauf aufmerksam zu machen."

Digitized by Google

Er wollte jetzt durchaus mit Saldern in das Theater fahren, und dieser hatte Mühe, ihn von einem Vorhaben abzubringen, dessen Verwirklichung unfehlbar die peinlichsten Situationen im Gefolge gehabt haben würde. Endlich war es ihm dann gelungen, den Baron zur Heimkehr in seine Wohnung zu bewegen, wohin er ihm Erna sobald als möglich zuzuführen versprochen hatte, und nun konnte er sich in eine Droschke werfen, deren Kutscher gegen die Zusage eines guten Trinkgeldes mit verdoppelter Schnelligkeit dem Theater zufuhr.

Die Stimmung, in der sich der Marineoffizier befand, war keineswegs die eines glücklichen Bräutigams, und das Bewußtsein von der abenteuerlichen Gewagtheit des Schrittes, zu dem er sich durch die Eingebung des Augenblicks ohne alle eigentliche Ueberlegung hatte hinreißen lassen, lastete schwer auf seiner Seele. Er hatte ja keine andere Absicht verfolgt als die, alle üblen Folgen ihrer heldenmütigen Handlungsweise von Ernas geliebtem Haupte abzuwenden, und es war ihm im Moment kein besseres Mittel zu diesem Zweck eingefallen als jenes, dessen er sich bedient hatte. Wie aber sollte er das nun dem jungen Mädchen klar machen, ohne von ihr mißverstanden zu werden und ohne sie zu beleidigen. Durch welche Mittel der Ueberredung sollte er sie bewegen, lediglich in ihrem eigenen Interesse auf diese Verlobung einzugehen, bis sich Gelegenheit bieten würde, sie ohne Nachteil für ihren Ruf wieder zu lösen? Denn an eine andere Möglichkeit dachte er nach der bestimmten Abweisung, die ihm vor drei Tagen zu teil geworden war, nicht. Er war überzeugt, daß Erna ihn nicht liebe, und selbst um den Preis des köstlichsten Glückes würde er sich niemals dazu verstanden haben, die Hilflosigkeit eines Mädchens zu seinen Gunsten zu mißbrauchen.

Noch war er zu keinem Entschluß gelangt, auf welche

Digitized by Google

Art er sich seiner schwierigen Aufgabe entledigen sollte, als der Wagen bereits vor dem Gebäude des Theaters hielt.

„Nun, so mag denn mein guter Stern mich leiten," dachte er, indem er eintrat und sich zunächst ein Billet an der Kasse löste. Man konnte ihm nur noch einen Vorderplatz in einer Loge zunächst der Bühne geben, und er ließ sich auf seinem Sessel gerade in dem Augenblicke nieder, als der sinnbetäubende Zauber des Venusberges versank, um dem lieblichen, idyllischen Frieden der thüringischen Waldlandschaft am Fuße der Wartburg Platz zu machen. Sanfte Schalmeienklänge tönten aus dem Orchester und von einer felsigen Höhe herab klang weich und hell das Lied des Hirtenknaben.

Saldern hatte diesen Knaben trotz seines geschminkten Antlitzes und seiner dunklen Lockenperücke sofort erkannt. Die Entfernung war zu gering, als daß er sich über Ernas feine Züge hätte täuschen können, und selbst wenn er die Augen geschlossen hätte, würde ihre reine, süße Kinderstimme ihm volle Gewißheit gegeben haben, daß Baron v. Hofstetten ihm nur die volle Wahrheit berichtet.

Sie sang ihr Liedchen vollkommen fehlerfrei, aber mit sichtlicher Anstrengung und mit einer Starrheit der Haltung und der Mienen, die dem Publikum notwendig auffallen mußten. Ganz gegen den Schluß hin nur wandte sie mit einer Bewegung, die etwas Mechanisches hatte, den Kopf gegen den Zuschauerraum und blickte aus großen, unsäglich schwermütigen Augen in das Publikum hinein.

In der nächsten Sekunde verstummte plötzlich ihr Gesang, obwohl noch die letzten Takte des Liedes fehlten, und der schlanke Körper des schönen Hirtenknaben verschwand hinter dem gemalten Felsstück, auf das sich sein Knie bis dahin gestützt hatte. Eine unruhige Bewegung ging durch die Reihen der Hörer; aber der Kapellmeister wie der Regisseur hatten die Erfordernisse der Situation

Digitized by Google

rasch begriffen, und die Aufführung nahm ihren Fortgang, ohne daß es zu einer Störung gekommen wäre.

Saldern aber war in dem nämlichen Moment, da er Erna rücklings niedersinken sah, von seinem Sessel aufgesprungen und hatte, unbekümmert um die verwunderten Blicke seiner Umgebung, in stürmischer Hast die Loge verlassen. Die kleine eiserne Thür, die von dem Logengange aus zur Bühne führte, war unverschlossen, und niemand hinderte den stattlichen Offizier, sie zu durchschreiten. Er brauchte nur noch ein paar Schritte zu thun, um vor Erna zu stehen; denn hilfsbereite Hände hatten die Ohnmächtige bereits hinter die Kulissen getragen und ihr auf einem zusammengerollten Teppich ein provisorisches Lager bereitet. Leise atmend, mit zurückgesunkenem Kopf und geschlossenen Augen lag sie da, das künstlich aufgetragene grelle Rot auf ihren Wangen ließ die tiefe Blässe der feinen, durchsichtigen Haut nur noch mehr hervortreten, und so ganz hatte sie in diesem Augenblick das Aussehen einer Schwerkranken, daß Saldern, in seiner Herzensangst jede Rücksicht vergessend, neben ihr auf den Boden niederkniete und in den zärtlichsten Tönen der Liebe ihren Namen rief.

Und wenn kein anderer Laut der Außenwelt in die tiefe Nacht ihrer Bewußtlosigkeit hatte eindringen können, dieser eine fand den Weg zu ihrer Seele. Langsam, mit einem leisen Zittern, hoben sich ihre Lider, und ein glückseliges Lächeln erschien auf ihrem blassen Gesicht, als ihr Blick dem des Kapitäns begegnete.

„Ah, es war also doch kein Traum!“ sagte sie mit matter Stimme. „Du bist bei mir — du — du! O, nun ist alles gut — nun will ich gerne sterben.“

„Erna, meine teure, geliebte Erna!“ rief er zwischen Jubel und Bangen aus. „Nein, nicht sterben sollst du, du sollst leben — für mich und für unser Glück.“

Digitized by Google

Ihr süßes Geheimnis hatte sie ihm ja offenbart, und tausendmal mehr noch als ihre Lippen hatte der seelenvolle, zärtliche, hingebende Blick ihrer Augen ihm verraten. Freilich nur für einen flüchtigen Moment, denn während seiner Erwiderung schon war sie aufs neue ohnmächtig geworden, und Saldern rief voller Angst nach einem Arzt.

„Es bedarf keines Arztes, glauben Sie mir das, mein Herr," klang da neben ihm eine ruhige Mädchenstimme. „Fräulein Walden ist meine Freundin, und da ich selbst sie für ihre Rolle angekleidet habe, weiß ich, in welcher Erregung sie sich schon vor ihrem Auftreten befand. Ihre Ohnmacht ist nur eine natürliche Folge davon — keine Krankheit. Und wenn Sie mir behilflich sein wollen, sie über die paar Stufen dort in unsere Garderobe zu tragen, so verspreche ich Ihnen, daß ich sie ohne allen ärztlichen Beistand innerhalb einer Viertelstunde völlig wiederherstellen werde."

Wohl waren viele Hände bereit, der Ohnmächtigen diesen Dienst zu erweisen, Saldern gestattete jetzt aber keinem anderen mehr, sie anzurühren. Wie ein Kind hob er die schlanke Gestalt auf seine Arme und trug sie die kleine steile Treppe empor in das Zimmer, das Rosa Bernheim ihm bezeichnete.

„Lassen Sie mich jetzt getrost mit ihr allein," sagte die Sängerin, „und warten Sie hier am Fuß der Treppe. Denn ich kann doch wohl annehmen, daß es Ihre Absicht ist, meine Freundin nachher nach Hause zu geleiten."

Saldern gehorchte, aber die halbe Stunde, die er da wartend auf dem Garderobengange verbrachte, war die längste halbe Stunde seines ganzen Lebens. Und als sich endlich die Thür da oben öffnete, als die feine, dunkel gekleidete Mädchengestalt, die ihm so über alle Maßen teuer war, über ihm auf den Stufen erschien, da hatte er mit einemmal alle die schönen Worte vergessen, mit denen

Digitized by Google

er sie hatte begrüßen wollen, um ihr von vornherein alle Beschämung und alle peinliche Verlegenheit zu ersparen. Nichts als ihren Namen vermochte er auszurufen, und dann — dann vermochte er zu ihrer Begrüßung und Aufklärung nichts anderes zu thun, als daß er sie in seine Arme nahm und ihrem widerstandslos hinsinkenden Köpfchen eine sichere Ruhestätte an seiner treuen Brust bereitete.

— — — — — — — — — — — —

Auf der Heimfahrt gab es des Fragens und des Erzählens nicht allzu viel. Ihre Herzen waren noch zu voll von der jungen Glückseligkeit, als daß ihnen die Worte leicht hätten von den Lippen fließen sollen. Nur so viel erfuhr Saldern, daß Erna durch Rosa Bernheim, die sie bei ihrer früheren, gemeinsamen Gesanglehrerin kennen gelernt hatte, zu ihrer heimlichen Thätigkeit auf den Brettern veranlaßt worden war, nachdem sich alle anderen Versuche, ihre geringen Einkünfte ohne Vorwissen des Vaters zu verbessern, als fruchtlos erwiesen hatten.

„Ich war entschlossen, daß dieser Abend der letzte meiner Bühnenlaufbahn sein sollte," fügte sie hinzu, „aber als ich dich im Zuschauerraum erblickte, da hatte ich mit einemmal die Empfindung, daß er nun auch gewiß der letzte meines Lebens sei, und ich hielt die Nacht, die plötzlich über mich hereinbrach, für die Nacht des Todes. Ach, und als ich dich dann über mich geneigt sah — mit diesem liebevollen, zärtlichen, besorgten Gesicht — o, es war so schön, so unbeschreiblich schön, daß ich in jenem Augenblick wahrhaftig mit tausend Freuden gestorben wäre!"

Statt aller Antwort zog er sie wieder an sich und bedeckte ihr weiches Blondhaar mit seinen Küssen.

Da schrak sie plötzlich in seinem Arm zusammen und sah ganz verstört zu ihm auf. „Aber nun wirst du deinen Abschied nehmen müssen, und ich habe dir nun doch deine Zukunft zerstört! O, wie konnte ich das nur so ganz vergessen!"

Digitized by Google

Fester als zuvor umschlang sie sein Arm, und auf seinen bärtigen Lippen lag ein heiteres Lächeln. „Man wird mich um unseres Herzensbündnisses willen schwerlich zwingen, meinen Abschied zu nehmen," sagte er mit der fröhlichen Zuversicht eines über sein Schicksal völlig beruhigten Mannes. „Aber wenn es selbst der Fall wäre, kannst du denn nicht an deinem eigenen Empfinden ermessen, meine Liebe, wie wenig mir das bedeuten würde neben dem Glück, dich mein eigen nennen zu können?"

Da küßte sie ihn auf den Mund; denn an der überschwenglichen Wonne ihres eigenen Herzens fühlte sie, daß er damit nur seine innerste Ueberzeugung ausgesprochen hatte, und in seligem Schweigen legten sie den Rest ihrer Fahrt zurück.

Digitized by Google

Der Photograph in den Lüften.

Schilderung nach eigenen Erlebniſſen. Von **M. F.**

Mit 10 nach den Originalphotographien angefertigten Illuſtrationen und einer Karte.

(Nachdruck verboten.)

Eine Ballonreiſe macht ſich für den Zuſchauer ziemlich nüchtern. Der Aufſtieg von irgend einem Vergnügungsplatze der Großſtadt aus, ein Niedergang mitten auf dem Lande unter erſtaunten Bauern, und des Abends eine Heimfahrt mit der Bahn — all das giebt kein beſonders feſſelndes Bild. Wenn man aber ſelbſt im Ballon ſitzt, iſt das anders, da findet ſich des Intereſſanten die Fülle, und wenn man nun gar noch Amateurphotograph iſt und von der Gondel aus Aufnahmen machen kann, ſo lohnt es ſich ſchon, ſeine Fahrt dem Leſer in Wort und Bild vorzuführen.

Wir — mein Freund B. und ich — hatten uns eine ganz beſtimmte Aufgabe geſtellt. Es war eine Art Luftwettrennen, das wir vorhatten, eine Probe der Schnelligkeit und der Ausdauer, und unſere Rennbahn war die pfadloſe Luftwüſte, unſere Triebkraft die Winde und unſere Zeugen die Sterne am Firmament.

Dazu kamen noch andere aufregende Elemente. Nicht

Digitized by Google

Die beiden Reisenden (Herr B. und Herr F.).

den Nachmittag eines Sommertages hatten wir zu unserer Reise gewählt, nicht Sonnenschein und Lerchensang sollten

Digitized by Google

uns himmelwärts locken; unser Aufstieg in das stille Reich der Luft geschah vielmehr in einer Novembernacht. Dieser Umstand schien auch auf die Männer, welche die Seile des Ballons hielten, Eindruck zu machen. Statt lustig den Bewegungen des gasgefüllten Ballons zu folgen, hielten sie die Seile ruhig und krampfhaft fest, ernsthafte Blicke zu dem schwarzen Ungeheuer hinaufsendend, dem sich das

Eine Photographie des Wolkenmeeres.

Unheimliche der umgebenden Finsternis mitzuteilen schien, und das uns jetzt, wie jene augenscheinlich glaubten, ins Verderben führen sollte. Aengstliche Zuschauer gruppierten sich ringsum und flüsterten miteinander, und es brauchte keinen Gedankenleser, um zu wissen, daß sich ihr Gespräch auf unsere Unternehmung und deren Gefahren bezog, wobei sie wohl darüber einig waren, daß sie zu Hause eine bessere Nachtherberge hätten, als wir in unserem Korb. Ein kalter Wind blies, und frostig fiel der Regen nieder. Ueber uns eine endlose schwarze Wüste, eine Welt der

Digitized by Google

Abgeschiedenheit und Stille, bevölkert von Windelfen und schattenhaften Geistern. Einzig und allein das unerschütterliche Vertrauen in die Tüchtigkeit meines Begleiters, des wohlbekannten Luftschiffers Herrn B., verlieh unserer Reise eine Aussicht auf Erfolg.

Wenige Minuten vor zehn Uhr fuhren wir von dem Pariser Vorort La Villette auf. Wir hatten zwar ursprünglich eine frühere Stunde angesetzt und wollten den Einbruch

Wolkenmeer, von oben gesehen.

der Nacht nicht abwarten; allein die Bedingungen waren zu ungünstig. Mit dem Schlag zehn Uhr schwebten wir über den Lichtern von Paris. Das Zusammenfließen der Flammenlinien unter uns und die stetige Verminderung des Getöses der Stadt waren die deutlichsten Beweise dafür, daß, wenn auch die Abfahrt kein rasches Emporschnellen war, wir immerhin unaufhaltsam uns von der Erde entfernten. Unmerklich trieb der Ballon nach oben, wie wenn seine dunkle Masse an den Flügeln eines riesigen Nachtvogels hinge. In einer Höhe von 300 Meter gestaltete sich der Blick auf die Stadt zu einem ebenso prächtigen, als seltsamen. Die Hauptstraßen mit ihren glänzenden Lichtreihen waren deutlich erkennbar, bis sie

Digitized by Google

allmählich zusammenschrumpften und ein großes Flammenmeer bildeten. Mit dem sich nun erhebenden stärkeren Winde nahm auch der Flug des Ballons ein rascheres

Blick auf die Felder aus einer Höhe von 300 Meter.

Tempo an, und bald erschien die große Stadt nur noch als ein Pünktchen in dem großen Nachtgewölbe, so unscheinbar wie das Licht eines Glühwürmchens.

Obgleich die noch über uns schwebenden Wolken den

Digitized by Google

Mond verfinsterten, wurde die Luft doch klarer und trockener; die Atmosphäre gewann eine erfrischende Kühle. Ein übermütiges Erhabenheitsgefühl durchschauerte uns, das überwältigende Gefühl des Geheimnisvollen und Abenteuerlichen. Einsam und allein durchfuhren wir die Schichten

Blick aus der Gondel auf die Erde aus einer Höhe von 1600 Meter.

der Wolken. Nicht die Gestalt, noch der Schrei eines Vogels, des Herrschers der Lüfte, bekundete das Vorhandensein tierischen Lebens. Alles war dazu angethan, den Sinn mit seltsamen Vorstellungen und das Ohr mit wirren Melodien zu erfüllen.

Niemand folgte uns nach. Wir aber verfolgten ein Ziel und das hieß: vierundzwanzig Stunden Aufenthalt

Digitized by Google

in der oberen Luftregion, bis die Erde sich einmal um ihre Achse gedreht hat. Unsere Absicht war, den bekannten Luftschiffer Tissandier zu schlagen, und dazu mußten wir vierundzwanzig Stunden aushalten. Auch wollten wir es ihm hinsichtlich des zurückgelegten Weges zuvorthun. Hatte er 560 Kilometer durchfahren, so hofften wir es weiter zu bringen. Mit einer Geschwindigkeit von 50 Kilometer

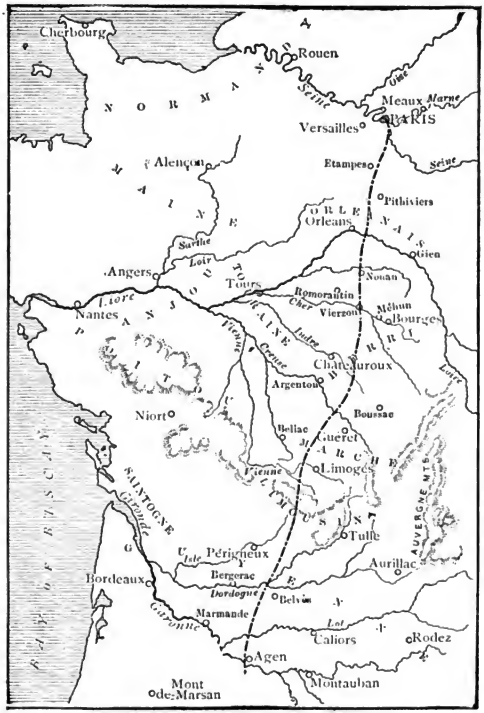
Blick auf die Erde aus einer Höhe von 2400 Meter.

in der Stunde stürmten wir durch die Nacht, ohne daß wir es so recht eigentlich merkten, denn es fehlte uns jeder Anhaltspunkt zur Schätzung unserer Schnelligkeit, und soweit körperliche Empfindungen maßgebend sind, standen wir stille. Die Luft wurde immer reiner. Eine heitere Ruhe lagerte auf dem Antlitz der Natur. Die fieberhafte Aufregung eines Wettkampfes, bei dem der Gegner den Gegner vor Augen hat, erhitzte uns nicht. Wir waren allein — das war der Gedanke, der jetzt am meisten Macht über uns hatte — allein in dem unermeßlichen Raume

Digitized by Google

rings um uns her. Aber wir hatten ein Ziel vor uns; ein Ziel, das wir zu erreichen willens waren.

Ein sonderbares Echo drang von der Erde herauf in



Der Weg des Ballons: Fahrtlinie 608 Kilometer, Durchschnittsgeschwindigkeit per Stunde 35 Kilometer.

unsere Stille. Längst waren wir an Corbeil vorüber, und finster breitete sich unter uns der Wald von Orleans, mit schwarzen Schatten die dunkle Erde zeichnend. Gefahr

Digitized by Google

lauerte in seinem undurchdringlichen Dickicht, Gefahr für uns, so sicher wir uns auch fühlten. Denn plötzlich sahen wir eine rötliche Flamme aufblitzen, auf welche ein scharfer Knall folgte. Der Gedanke, dieses Schießen auf uns zu beziehen, erschien lächerlich; allein das Pfeifen einer Kugel bewies, daß wir doch der Erde nicht zu ferne waren, um nicht einen einsamen Waldhüter zu dem Versuch zu veranlassen, uns eine Kugel nachzusenden. Wir hatten uns in der That bemüht, den Ballon für mehrere Stunden in einer Höhe von etwa 300 bis 400 Meter zu erhalten. Für was für einen Raubvogel hielt er uns wohl?

Während wir uns über die Ursachen dieses Angriffs unsere Gedanken machten, zuckte ein zweites Flämmchen empor, und eine zweite Kugel ließ sich vernehmen. Das war nun ein schlechter Spaß, so lustig er auch für den sein mochte, der seinen Zerstörungstrieb unter dem Schutze des Waldes befriedigte. Die Nacht hatte sich bedeutend erhellt, und ohne Zweifel war der Ballonriese vom Walde aus leicht zu erkennen, während wir unsererseits kaum die schwankenden Schatten der Bäume wahrnehmen konnten. Glücklicherweise trafen die Kugeln den Ballon nicht, der majestätisch weiter schwebte, wie wenn sich ihm die erhabene, ruhige Würde der Sternenwelt mitgeteilt hätte.

Die ersten Stunden nach Mitternacht schwammen wir in einem Meere hellen Lichtes, nachdem die Wolken, die bisher den Mond verhüllt hatten, verschwunden waren. Klar spiegelte sich die Silberscheibe im Wasser der Loire wieder und in den Binnenseen, welche die Ueberschwemmung auf den Wiesen gebildet hatte. Die Kälte nahm zu, und mit ihr überkam uns eine Schläfrigkeit, der wir uns nur mit Mühe erwehrten. Wir hatten uns mit verschiedenen Erfrischungsmitteln versehen, als Wein, Kaffee, Brot und Fleisch. Für das erste und das letzte fehlte uns jeder Appetit; dagegen setzten uns starke Dosen Kaffee in

Digitized by Google

den Stand, die Neigung zum Schlafe zu überwinden, während ein Stückchen Brot unseren Hunger stillte. Behaglicher hätten wir uns auch befunden, wenn wir trocken gewesen wären: unsere Kleider waren jedoch triefend naß, und nothwendigerweise hatte sich die Feuchtigkeit der Luft

Der Anker.

auch dem Ballon mitgeteilt. Wir mußten — und das konnte für das Endergebnis unserer Luftreise bedenklich werden — einen beträchtlichen Teil unseres Ballastes auswerfen, um die Wirkungen dieser schweren Niederschläge abzuschwächen.

Bei Tagesanbruch erkannten wir, welch ermutigende Fortschritte wir gemacht hatten. Aber ach, unser Ballast war aufs Aeußerste zusammengeschmolzen. Den während der Nacht unausgesetzt zu Papier gebrachten Notizen und Beobachtungen konnten wir nun vieles beifügen, das sich uns aus den Wahrnehmungen an der Landschaft ergab,

Digitized by Google

über die wir jetzt hinsteuerten. Die Landleute waren uns für die Feststellung der Oertlichkeiten keine sonderliche Hilfe. Wir waren zwar dem Boden nahe genug, um ihre Stimmen zu vernehmen; indessen entweder konnten die unserigen sie nicht erreichen, oder aber sie verstanden nicht, was wir sagten. Schließlich fanden wir heraus, daß wir über dem Departement Indre schwebten. Einem schnell

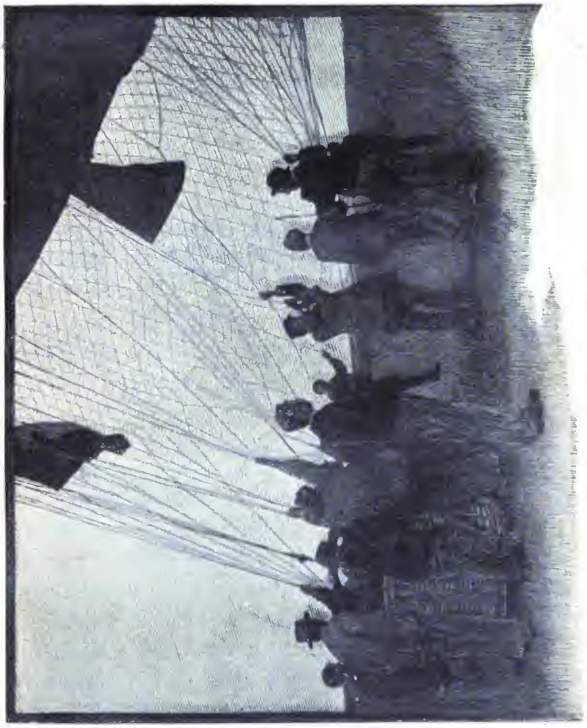
Die Landung.

vorübergehenden Regenschauer verdankten wir die interessante Entdeckung, daß der Regen nicht, wie man bisher glaubte, durch die Vereinigung zweier Wolkenschichten entsteht, sondern daß hierzu eine einzige genügt.

Wir begannen jetzt wieder langsam zu steigen, bis wir nach etwa drei Stunden eine Höhe von ungefähr 3350 Meter erreicht hatten. Das Reich der Wolken hatten wir nun unter uns; die wunderbare Pracht und Mannigfaltigkeit dieses Anblicks fesselte unsere Aufmerksamkeit. Jetzt

Digitized by Google

war der Augenblick gekommen, um den photographiſchen Apparat in Wirkſamkeit treten zu laſſen. Die Photographie vermag uns die mancherlei merkwürdigen, flüchtigen Wolken-



Die Bergung des Ballons.

bilder der oberen Luftregionen zu übermitteln. Es iſt, als ob man durch ein ſcharfes Fernrohr auf die öden und erſtorbenen Trümmer eines zerſtörten Planeten hinabſähe. Unregelmäßige Gruppen von Wölkchen breiteten ſich unter uns aus, bald in breiten Flächen, bald hügelartig, durch-

Digitized by Google

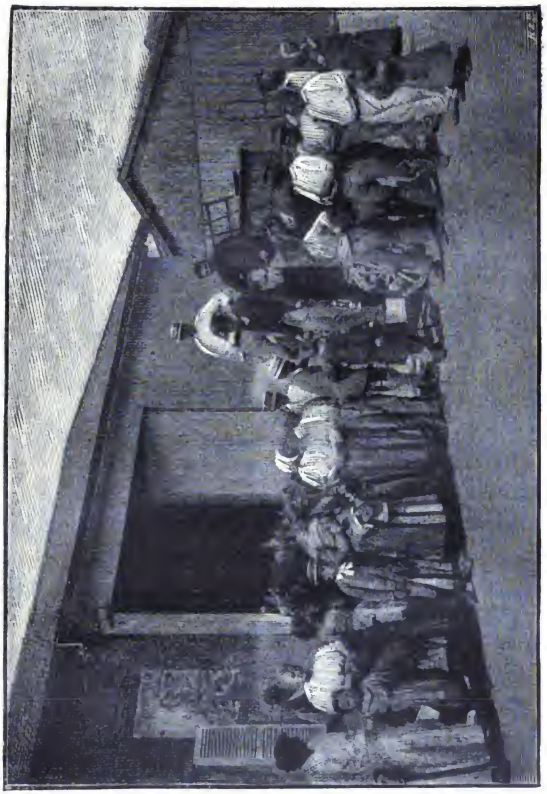
brochen oder zugespitzt, wie wenn irgend ein Vulkan hier thätig gewesen wäre. Einige Momentaufnahmen zeigten uns ein Gewoge von Hügeln und Einsenkungen, das an das rhythmische Steigen und Fallen des Meeres erinnerte; andere wieder abgerissene Massen, ähnlich den zerklüfteten Formen einer Felsenküste. Gerade diese außerordentliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ist es, was der Ballonfahrt ihren eigentümlichen Reiz verleiht. Hier oben treten vor die Kamera neue Welten und neue Wunder der Schöpfung. Die Fremdartigkeit dieses Anblicks ist in der That derart, daß man schwere Mühe hat, den Wahn zu überwinden, man habe festen Boden unter sich. Man begreift kaum, daß man jetzt auf die Wolken hinabsieht. Der Luftreisende muß sich fortwährend vergegenwärtigen, daß er nicht mehr das Los der kriechenden Erdenwesen mit ihrem beschränkten Horizonte teilt, sondern daß er neue Mittel besitzt, sich den Anblick der Erde von einem freien Standpunkte aus zu ermöglichen.

Dieses Bestreben, den Gefühlen eine neue Richtung zu geben, kam zum Ausdruck in einer gewissen freudigen Geringschätzung des buntscheckigen Fetzenwerks, das der Planet zu unseren Füßen darstellte. Von einer solchen Höhe (etwa 1000 Meter) aus macht die Kamera aus der Welt ein armseliges, verschwommenes Allerlei, schattenhaft und bedeutungslos. In geringer Entfernung, in Höhe von 300 Meter, dagegen erschien die Erde als eine ausgedehnte Fläche voll schmaler, bunter Streifen, gleich den Beeten eines Blumengartens. Noch wirksamer ist eine andere, in zartem Silberglanze und traumgleicher Verschwommenheit erscheinende, in einer Höhe von 2400 Meter über der Erde gemachte photographische Aufnahme. Hier hat sich das Flickwerk vollständig aufgelöst in eine trübe, milchige Lache mit vereinzelt dunklen Punkten, wie die Milchstraße, wenn man sie mit einem Taschenfernglase betrachtet. Etwa

Digitized by Google

in der Mitte zwischen dem Ballon und der Erde schwebte eine flockige Masse von Wölkchen.

Erst als wir sachte wieder zu sinken begannen, fiel



Ankunft im Dorfe Layrac.

uns ein, daß wir eine Wettfahrt machten, was wir über der Betrachtung unseres dunklen Planeten ganz vergessen hatten. Wo befanden wir uns? Beim Beginn unserer

Digitized by Google

Reise konnten wir noch Corbeil, Orleans und Vierzon entdecken, aber von den zahllosen Städten und Dörfern, über welche wir in den langen Stunden unserer Nachtreise dahinfuhren, hatten wir keine Ahnung.

Allmählich näherten wir uns wieder der Erde, und eifrig suchten unsere Blicke nach einem erkennbaren Merkmal unter uns. Wir trieben zwar immer noch in gleicher Richtung weiter, jedoch in sehr gemäßigtem Tempo. Unser physischer Zustand begann unangenehm zu werden. Hände und Füße waren vor Kälte unempfindlich geworden; dazu kam eine anhaltende Schläfrigkeit. Glücklicherweise hatten wir noch etwas Kaffee übrig; als wir gerade uns am höchsten befanden, flog der Kork, den wir in die halbvolle Flasche gesteckt hatten, heraus wie ein Champagnerpfropfen. Wir hatten sehr erregten Puls; Herr B. zählte 96, ich sogar 100 Schläge in der Minute. Indessen hatte sich unser ein Wonnegefühl bemächtigt, das jede Regung des Mißbehagens niederzwang. Fast unmerkbar glitten wir abwärts und befanden uns nach vier Stunden stetigen Fallens immer noch in einer Höhe von 1350 Meter. Und doch war eine längere Fortsetzung unserer Fahrt unmöglich, da unser Ballast erschöpft war. Unsere Landung also, so sehr wir sie auch bedauerten, war unausweichbar, obwohl noch mehrere Stunden zu einer vollen Tagesreise fehlten.

Was den zurückgelegten Weg betraf, so hatten wir hier mehr Hoffnung. Zwar wußten wir noch immer nicht, wo wir uns befanden; aber wir waren erstaunlich vorwärts gekommen und hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß wir weiter südlich gelangt waren, als andere Luftschiffer in der gleichen Zeit. Zu unserer großen Freude ward dies endlich zur Gewißheit erhoben, als wir Villeneuve erkannten, und diesem ersten Zeichen alsbald die Garonne als Bestätigung folgte. Jetzt hatten sich unsere Hoffnungen mehr als erfüllt; wir befanden uns dicht an

Digitized by Google

den Pyrenäen, 600 Kilometer von unserem Ausgangspunkte. Im Bewußtsein dieser Thatsache sahen wir unserer nun unvermeidlichen Landung mit größerem Gleichmut entgegen. Immer rascher ging es abwärts, denn unser Ballast war jetzt vollständig aufgebraucht, und als wir über Layrac schwebten, hielten wir nur noch eine Höhe von 200 Meter über dem Boden. Wir ließen die Schleppseile herab, Herr B. warf den Anker aus, und dieser hielt alsbald unser Fahrzeug fest.

Eine ins Einzelne gehende Beschreibung der nun folgenden Manipulationen würde den Leser langweilen. Die Landung geschah unter den gewöhnlichen Schwierigkeiten, wie sie einerseits die Aufregung, andererseits die Unbeholfenheit derer mit sich brachte, auf deren Hilfe wir uns verlassen mußten. Nachdem wir jedoch die herbeieilenden Bauern dahin gebracht, Hand anzulegen und von ihrer Hast, womit sie den Ballon weiterziehen wollten, während wir noch in der Gondel saßen, abzulassen, ging die Bergung des Ballons gut von statten. Am meisten Hilfe hatten wir bei unserem letzten Geschäfte, bei dem Zusammenpacken des Ballons und seiner Ueberführung nach der Station Layrac, die drei Kilometer entfernt lag. Ein Haufen Arbeiter ließ alles stehen und begleitete uns im Triumph bis zum Orte, dessen Bewohner wohl noch lange von diesem Durchzuge reden werden.

Es war nahe an vier Uhr, als wir den Fuß wieder auf die Erde setzten, und wir hatten somit fast achtzehn Stunden in der Luft geschwebt. In dieser Zeit waren wir von der Hauptstadt Frankreichs bis zum äußersten Süden des Landes gefahren: Agen hieß der Ort, wo wir landeten. Ueber sechs bedeutende Flüsse, von der Seine angefangen bis zur Garonne, waren wir weggeflogen.

Digitized by Google

Der Schenkwirtssohn von Roncole.

Biographische Skizze von **Alexander Ritter.**

Mit 4 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Von den berühmten italienischen Opernkomponisten unseres Jahrhunderts schuf Rossini im ganzen 19 Jahre, Bellini 10 und Donizetti 26 Jahre lang für das Theater. Giuseppe Verdi dagegen konnte bereits im Jahre 1889 seine goldene Hochzeit mit der Bühne feiern, denn seine erste Oper wurde 1839 in Mailand aufgeführt. Dieses Erstlingswerk, betitelt „Oberto Conte di San Bonifazio", soll im Anschluß an die in den Oktober 1897 fallende 85. Wiederkehr des Geburtstags des greisen Maestro von einer eigens zu diesem Zwecke zusammengestellten Operntruppe auf verschiedenen Bühnen Italiens und Deutschlands zur Aufführung gebracht werden.

Diese Feier bietet uns den Anlaß, nachstehend einen Rückblick auf den Lebenslauf, und zwar ganz besonders auf die ersten Anfänge des Meisters zu werfen, der sich durch eigene Kraft aus den ärmlichsten Verhältnissen zu so stolzer Höhe emporgerungen hat.

Giuseppe Verdi ist 1813 — also im gleichen Jahre mit Richard Wagner — in dem Dörfchen Roncole

Digitized by Google

am Fuß des nördlichen Apennin, bei dem Städtchen Buſſeto im ehemaligen Herzogtum Parma, geboren. Als ſeinen Geburtstag gab er noch jüngſt auf die Anfrage eines Freundes den 9. Oktober an, und dies Datum findet man

Giuſeppe Verdi.

auch in den meiſten Nachſchlagewerken verzeichnet. Dagegen ſteht im Zivilſtandsregiſter von Buſſeto von der Hand des als Standesbeamter fungierenden damaligen Vizebürgermeiſters der 10. Oktober eingetragen.

Die Eltern, deren beſcheidenes Häuschen noch heute dicht neben der Kirche von Roncole ſteht, hatten ein kleines

Digitized by Google

Wirtshaus, verbunden mit einem Kramhandel, von dessen Erträgnis sie sich redlich und kümmerlich nährten. Der kleine Giuseppe, den die Mutter liebevoll erzog, war ein braves, schüchternes und folgsames Kind. Von jeher offenbarte er eine leidenschaftliche Vorliebe für die Musik: herumziehende Musikanten versetzten ihn durch ihre Weisen in Entzücken, und als er zum erstenmal die Töne der Kirchenorgel vernahm, geriet er in förmliche Ekstase. Das brachte die Eltern auf den Gedanken, daß der Knabe vielleicht später einmal den Platz des alten Organisten werde erlangen können, um auch seinerseits zum Unterhalt der Familie beizusteuern, die sich inzwischen noch um ein Töchterchen vermehrt hatte, das aber schon einige Jahre nachher starb.

So kam der Knabe denn zu dem Organisten in die Lehre, und gleichzeitig erstand der Vater für ihn ein wurmstichiges altes Spinett, auf dem Giuseppe mit leidenschaftlichem Eifer herumklimperte. Unter seinen kräftigen Griffen ging der armselige Kasten aber in die Brüche, und nun eilte der Kleine voll Verzweiflung nach Busseto um Hilfe. Daß sein Bemühen nicht ohne Erfolg geblieben, beweist eine Inschrift, die noch immer jenes Instrument ziert, das sich jetzt in dem Verdi gehörigen Landhause von Sant' Agata bei Busseto befindet. Sie lautet:

„Von mir, Stefano Cavaletti, wurde neu verfertigt dieser Mechanismus und frisch belebert; ich fügte auch das Pedal hinzu, welches ich herschenkte, wie ich auch unentgeltlich obgenannten Mechanismus machte. Indem ich den guten Willen sehe, den der Knabe Giuseppe Verdi zeigt, dieses Instrument spielen zu lernen, genügt mir dies, vollständig zufriedengestellt zu sein. Im Jahre des Herrn 1821."

Nach drei Jahren bereits hatte der Knabe solche Fortschritte gemacht, daß er als Stellvertreter des Organisten verwendet werden konnte, was ihn mit Stolz erfüllte. Der Vater wünschte ihm aber eine bessere Erziehung angedeihen

Digitized by Google

zu lassen, als er in dem heimatlichen Dörfchen erhalten konnte. Deswegen brachte er ihn nach Busseto, damit er dort die Schule besuche und seine musikalischen Studien weiterführe. Dort wohnte ein Freund des alten Verdi, ein biederer Schuhflicker, der ihn gegen eine Entschädigung

Die Kirche in Roncole.

von dreißig Centesimi in Kost und Quartier aufnahm. Giuseppe lernte fleißig, stellte aber trotzdem seine Funktionen als Organist in Roncole nicht ein. An allen Sonn- und Festtagen eilte er in der Morgenfrühe zu Fuß heim, um bei dem Gottesdienste auf der alten Orgel zu spielen, die sich noch in dem ländlichen Gotteshause befindet. Er bekam dafür sechsunddreißig Lire, die nach einem Jahre auf

Digitized by Google

vierzig erhöht wurden; dies Einkommen stieg durch die Extrahonorare bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen auf etwa hundert Lire im Jahre, wozu dann noch der Ertrag einer Naturalieneinsammlung kam, die er zur Zeit der Getreide- und Maisernte für sich machen durfte.

Bei einem dieser Dienstgänge von Busseto nach Roncole geriet der kleine Organist sogar in Lebensgefahr. Zu Weihnachten sollte er bei der Frühmesse die Orgel spielen und mußte sich zu dem Zweck auf den Weg machen, als es noch stockdunkel war. In der Finsternis geriet er in einen tiefen Wassergraben, aus dem er, vor Kälte erstarrt, sich vergeblich herauszuarbeiten suchte. Glücklicherweise vernahm eine des Weges kommende Bäuerin sein Gewimmer, eilte herbei und zog ihn heraus, sonst wäre er rettungslos zu Grunde gegangen.

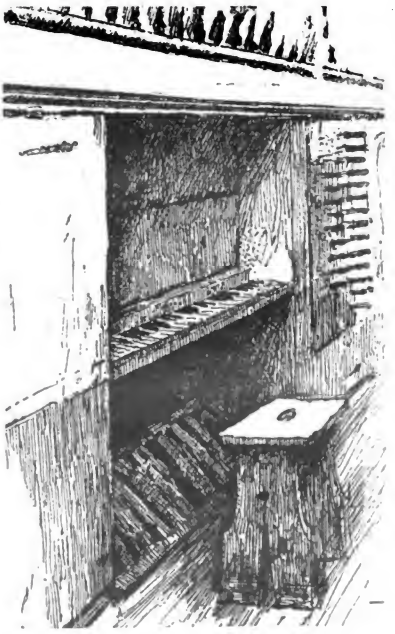
Nachdem zwei Jahre verflossen waren, erhielt er eine kleine Anstellung im Geschäfte des Kaufmanns und Likörfabrikanten Antonio Barezzi in Busseto, von dem der alte Verdi schon seit Jahren seine Waren bezog. Damit vollzog sich eine Wendung in dem Leben des Jünglings, die für seine Zukunft entscheidend werden sollte. Barezzi war nämlich ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, selbst ausübender Dilettant und Vorsitzender der „Philharmonischen Gesellschaft" des Städtchens und hatte kaum den Eifer und die Begabung Giuseppes für die Tonkunst erkannt, als er auch ein lebhaftes Interesse für ihn faßte und fortan der eifrigste und thätigste Förderer des Wirtssohnes von Roncole wurde.

Mit wahrem Entzücken wohnte dieser den Aufführungen der Gesellschaft bei, die unter der Leitung des Kapellmeisters und Organisten an der Kathedrale, Giovanni Provesi, in einem Saale des Barezzischen Hauses stattfanden. Dieser tüchtige Musiker gewann ihn ebenfalls lieb und erteilte ihm Unterricht im Klavier- und Orgelspiel, wie in der

Digitized by Google

Kompositionslehre; bald durfte Giuseppe den alten Herrn sogar mitunter am Dirigentenpult und an der Orgel vertreten, auch Kompositionen des jungen Genies brachten die Philharmoniker zur Aufführung.

Barezzi hatte große Freude über diese glänzenden Fortschritte seines Schützlings, für welchen das aus der Heimat mitgebrachte armselige Spinett natürlich längst nicht mehr genügen konnte, weshalb ihm der wohlwollende Kaufherr einen schönen Wiener Flügel in seinem Hause zur freien Verfügung gestellt hatte. An diesem Flügel übte aber auch das älteste Töchterchen Barezzis, die anmutige Margherita, mit der Giuseppe häufig vierhändig spielte. Gott Amor scheint dabei, wie das öfters vorkommt, mitunter die Notenblätter umgewendet zu haben: die Herzen der beiden jungen Leute fanden sich, und Vater Barezzi gab nachher Verdi sein Kind zur Frau. Vorläufig beschloß er aber im Einvernehmen mit Provesi, daß er nach Mailand, dem



Die alte Orgel in Roncole.

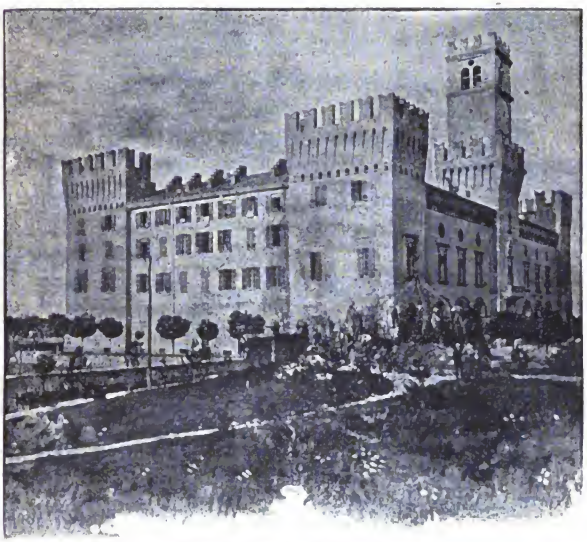
Digitized by Google

musikalischen Mittelpunkte Oberitaliens, gehen solle, um sich auf dem dortigen Konservatorium in der nun zum Lebensberuf erkorenen Tonkunst weiter zu vervollkommnen. Er erwirkte seinem jungen Freunde ein Stipendium von der Stadtgemeinde, legte das Fehlende aus eigenen Mitteln zu und empfahl ihn außerdem an einen befreundeten Gymnasiallehrer in Mailand, der ihn in seinem Hause aufnahm. Der Stadt, in der jetzt das stattliche Teatro Verdi seinen Namen trägt, hat sich der berühmt und reich gewordene Meister dadurch erkenntlich gezeigt, daß er den bereits vorhandenen Stipendien für unbemittelte Jünglinge einen neuen Stiftungsplatz mit jährlich tausend Lire hinzufügte.

Nach seiner Ankunft in Mailand hatte Verdi natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich der Prüfungskommission des Konservatoriums vorzustellen, dessen Direktor damals Francesco Basily war. Er wurde auch als Komponist wie als Klavierspieler einem Examen unterzogen, man hielt es aber — nach Verdis eigener Angabe — nicht einmal für nötig, ihm einen offiziellen Bescheid über das Ergebnis zukommen zu lassen, weshalb er auf den Rat eines Musikers, an den ihn Provesi empfohlen hatte, von dem Konservatorium absah und bei dem Komponisten Vincenzo Lavigna, Kapellmeister des Scalatheaters, Unterricht nahm. Auch bei ihm machte Verdi rapide Fortschritte; außerdem dirigierte er 1834 mit so großem Erfolge eine Aufführung der Haydnschen Schöpfung durch eine Mailänder Dilettantengesellschaft, die „Società filodrammatica“, daß eine Wiederholung in dem großen Saale des Adelskasinos, in Gegenwart des österreichischen Statthalters, Erzherzogs Rainer und seiner Gemahlin, sowie der ganzen vornehmen Gesellschaft der Stadt stattfinden mußte. Es ist interessant, daß auch Rossini diesem Oratorium des deutschen Meisters, das er als neunzehnjähriger Jüngling in Bologna dirigierte, seinen ersten größeren Erfolg zu danken hatte.

Digitized by Google

Masini, der eigentliche Leiter jener Gesellschaft und zugleich des Teatro Filodrammatico, hatte bei dieser Gelegenheit eine so günstige Meinung von dem jungen Musiker gewonnen, daß er ihm vorschlug, für jenes Theater eine Oper zu schreiben. Er gab ihm auch ein Textbuch, aus



Das Teatro Verdi in Busseto.

dem nachher, nachdem der Dichter Solera es zum Teil umgestaltet hatte, der „Oberto di San Bonifacio" wurde. Verdi ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, vollendete die Komposition aber in Busseto, wo seine Freunde ihm nach Provesis Tode die Stelle eines städtischen Kapellmeisters und Leiters der „Philharmonischen Gesellschaft" verschafft hatten. Er blieb dort drei Jahre, führte seine geliebte Margherita zum Altar und siedelte dann mit ihr

Digitized by Google

und den beiden Kindern, die sie ihm inzwischen geschenkt hatte, wieder nach Mailand über.

Die fertige Partitur der Oper, deren Stimmen er selbst ausgeschrieben hatte, brachte er mit, denn er hatte seine ganze Hoffnung auf das Theater gesetzt und war fest überzeugt, daß er es als dramatischer Komponist zu etwas bringen werde. Die Folge hat allerdings gezeigt, daß Verdi sich über die Richtung seiner Begabung nicht getäuscht hatte, allein es sollte ihm gewaltig schwer werden, die ersten Stufen der Ruhmesleiter zu erklimmen.

Zunächst war, als die kleine Familie in Mailand eintraf, Masini gar nicht mehr Theaterdirektor, konnte somit auch keine Oper Verdis zur Aufführung bringen. Er versprach jedoch dem Komponisten, sich dafür zu verwenden, daß man sein Erstlingswerk in der Scala bei der jährlich wiederkehrenden Vorstellung zum Besten des „Pio Istituto", einer wohlthätigen Stiftung, gäbe. Er hielt Wort und hatte in der That Erfolg. Schon hatten die Proben begonnen, als die Sache dadurch ins Wasser fiel, daß der Tenor Moriani, der die Hauptrolle singen sollte, schwer erkrankte. Entmutigt wollte Verdi schon nach Busseto zurückkehren, als plötzlich ein Bote erschien, um den Komponisten zu dem Impresario der Scala, Bartolomeo Morelli, zu holen.

Dieser hatte hinter den Kulissen eine Unterhaltung zwischen der Sängerin Strepponi, die später Verdis zweite Gattin werden sollte und noch heute seine treue Lebensgefährtin ist, und dem Baryton Ronconi angehört. Beide hatten die zwei anderen Hauptrollen im „Oberto" zugeteilt bekommen, und die Primadonna äußerte sich ganz entzückt über die Musik dieses Erstlingswerkes eines ganz unbekannten Tonsetzers, worin ihr Ronconi beipflichtete. Morelli selbst verstand nicht das Mindeste von Musik, aber er besaß in geschäftlichen Angelegenheiten, wie man zu sagen

Digitized by Google

pflegt, eine sehr feine Nase und witterte nun in dem Neuling ein Talent, das zu fördern sich lohnen werde. Er sagte dem freudig überraschten Komponisten, daß er es wagen wolle, sein Werk aufzuführen, und stellte nur die Bedingung, daß Verdi, wenn die Oper Erfolg habe und es ihm gelänge, die Partitur zu verkaufen, den Erlös mit ihm teilen müsse.

„Oberto di San Bonifacio" wurde am 17. November 1839 zum erstenmal gegeben und beifällig aufgenommen, so daß der Verleger Giovanni Ricordi sich bereit erklärte, das Eigentumsrecht für zweitausend österreichische Gulden zu erwerben. Dies Ergebnis erschien dem Tondichter als ein sehr günstiges, er ahnte damals noch nicht, daß man ihm später einmal für eine Partitur (die der „Aïda") hunderttausend Franken bewilligen werde.

Sofort schloß nun Morelli mit dem hoffnungsreichen Komponisten einen neuen Vertrag, durch den sich Verdi verpflichtete, ihm in Zwischenräumen von je acht Monaten drei neue Opern zu schreiben, die in der Scala oder auf der Wiener Hofoper, welche der Impresario gleichfalls gepachtet hatte, aufgeführt werden sollten. Er machte sich anheischig, Verdi für jede viertausend Gulden zu zahlen; der Erlös der Partituren sollte zwischen ihnen geteilt werden.

Verdi unterzeichnete den Kontrakt und bekam zunächst ein Textbuch von Rossi, „Il Proscritto" (Der Geächtete), das er in Musik setzen sollte. Es gefiel ihm nicht besonders, und er zögerte daher, sich an die Arbeit zu machen, als ihm Morelli Anfang 1840 mitteilte, daß er für den Herbst unbedingt eine komische Oper brauche. Er wolle ihm zunächst ein Textbuch zu einer solchen besorgen, und Verdi könne ja dann den „Geächteten" später komponieren. Der Impresario brachte ihm nun mehrere Dichtungen von Romani, von denen ihm jedoch keine einzige zusagte. Unter

Digitized by Google

dem fortwährenden Drängen Morellis entschied er sich endlich für jenes Libretto darunter, das ihm als das am wenigsten schlechte erschien. Es hieß „Il Finto Stanislao“ (Der falsche Stanislaus), ein Titel, der nachher in „Un giorno di regno“ (Ein Herrscher für einen Tag) umgeändert wurde.

Während Verdi an diesem Werke arbeitete, wurde er von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Binnen zwei Monaten verlor er seine beiden Kinder und seine geliebte Gattin durch den Tod und stand nun ganz allein da. In geradezu verzweifelter Gemütsverfassung mußte er die Komposition einer komischen Oper vollenden, die begreiflicherweise nicht sonderlich erheiternd wirken konnte, und da das Werk auch noch schlecht gegeben wurde, so kann man sich nicht wundern, daß es bei der ersten und einzigen Aufführung ein furchtbares Fiasko machte.

Noch ganz niedergebeugt durch den Verlust seiner Lieben, verbittert durch diesen Mißerfolg, nahm Verdi sich vor, nie mehr eine Oper zu schreiben, und ging Morelli an, ihn von den eingegangenen Verpflichtungen zu entbinden.

„Höre, Verdi,“ sagte ihm darauf der kluge Impresario, „ich kann dich natürlich nicht mit Gewalt zum Schreiben zwingen, aber mein Vertrauen zu dir ist unvermindert geblieben. Wer weiß, ob du eines Tages nicht doch wieder zur Feder greifen wirst! In dem Falle brauchst du mich nur zwei Monate vor dem Beginn einer Saison davon zu benachrichtigen, und ich verspreche dir, daß die Oper, welche du mir dann bringen wirst, aufgeführt werden soll.“ Er rechnete darauf, daß sich die Anziehungskraft der Bühne bei Verdi doch bald wieder geltend machen und seine trübe Stimmung besiegen werde, und er sollte sich auch nicht getäuscht haben.

Im Winter begegnete er eines Tages Verdi, faßte ihn unter den Arm und bat ihn, doch mit in sein Arbeitszimmer in der Scala zu kommen. Unterwegs erzählte er

Digitized by Google

ihm, daß er wegen einer neuen Oper in schwerer Verlegenheit sei. Er habe Otto Nicolai (den späteren Komponisten der „Lustigen Weiber von Windsor") damit beauftragt, ihm eine solche zu schreiben, und habe ihm auch ein prachtvolles Libretto von Solera verschafft, der starrköpfige Deutsche wolle jedoch nichts davon wissen.

„Da kann ich dir aus der Verlegenheit helfen," entgegnete Verdi. „Du hast ja für mich den „Geächteten" schreiben lassen, von dem ich noch keine Note komponiert habe. Ich stelle ihn dir gern zur Verfügung."

Morelli ging mit Freuden darauf ein; Nicolai komponierte auch dieses Textbuch, die Oper fiel jedoch in der Scala vollständig durch. Das von Nicolai zurückgewiesene Textbuch „Nabucco" (Nabuchodonosor) aber drängte der Impresario Verdi förmlich mit Gewalt auf, damit er es wenigstens lese und ihm seine Meinung darüber sage. Am anderen Tage erschien dieser wieder bei ihm und wollte es ihm zurückgeben.

„Nun," sagte Morelli, „ist es nicht schön?"

„Sehr schön."

„Nun, so setze es doch in Musik!"

„Du weißt ja, daß ich keine Oper mehr schreiben will."

„Ei, das wollen wir doch sehen. Ich sage dir, setze es in Musik!"

Damit steckte er es ihm in die Tasche seines Ueberziehers, schob ihn aus dem Zimmer und schloß die Thür hinter ihm ab.

Und Verdi komponierte in der That den „Nabucco", der am 9. März 1842 erstmals in der Scala aufgeführt wurde und einen beispiellosen Enthusiasmus erregte. Die italienischen Kritiker begrüßten das Werk geradezu als den Beginn einer neuen Aera; „Nabucco" machte aber auch den Namen des Komponisten im Auslande, namentlich in Deutschland, bekannt. „Mit diesem Werke begann in Wahr-

Digitized by Google

heit meine künstlerische Laufbahn," hat Verdi später seinem Verleger Ricordi erzählt, mit dem Hinzufügen: „Man darf aber nicht immer auf günstige Sterne vertrauen. Und die Erfahrung hat mir in der Folge die Richtigkeit unseres Sprichworts gezeigt: „Fidarsi è bene, ma non fidarsi è meglio" (Auf sich vertrauen ist gut, aber sich mißtrauen ist besser)."

Wohl fanden 1843 seine „Lombardi alla prima crociata" (Die Lombarden im ersten Kreuzzuge) eine noch begeistertere Aufnahme, und sein nächstes Werk „Ernani" (1844) ging über alle Opernbühnen des In- und Auslandes. Zwischen diese Opern und den nächsten großen Erfolg des „Rigoletto" (1851) fielen dagegen nicht weniger als elf Opern, die alle mehr oder weniger abgelehnt wurden. Gleich dem „Rigoletto" riß auch der „Troubadour" (1853) sofort überall die Hörer hin, während „La Traviata" (1853) in Italien zuerst keinen rechten Boden fand und sich erst nach und nach die Gunst der Hörer erringen mußte. Ein gleiches Schicksal widerfuhr in der Heimat des Komponisten auch der „Aïda" (1871), die doch vielleicht als die Krone all seiner Schöpfungen anzusehen ist. Von den übrigen, vor der letzteren geschriebenen Opern des Meisters verdient nur noch „Un ballo in maschera" (Der Maskenball) (1859), der seine dramatische Gestaltungskraft in echt nationaler Ursprünglichkeit offenbart, besondere Erwähnung.

Nach der „Aïda" kam sechzehn Jahre lang keine Oper von Verdi mehr auf die Bühne. Wohl schuf er das schöne „Requiem zum Andenken Alessandro Manzonis" (1874), aber als Opernkomponist schien er auf seinen Lorbeeren ruhen zu wollen, wie das einst Rossini nach seinem „Wilhelm Tell" — freilich in viel jüngeren Jahren — gethan hatte. Dann aber tauchten seit dem Ende der siebziger Jahre immer bestimmter die Nachrichten auf, der greise Maestro arbeite auf seinem stillen Landsitze Sant' Agata

Digitized by Google

an einem neuen dramatischen Tonwerke, und in der That erblickte am 5. Februar 1887 „Othello", die Schöpfung des Vierundsiebzigjährigen, das Bühnenlicht, der dann 1893 noch sein „Falstaff" gefolgt ist; zu beiden hat der auch als Komponist bekannte Arrigo Boito ihm die Texte nach Shakespeare gedichtet.

Oberflächliche Beurteiler haben wohl die Behauptung aufgestellt, daß Verdi in seinen letzten Werken, von der „Aïda" angefangen, „wagnerisch" geworden sei. Das Richtige trifft offenbar Heinrich Ehrlich, wenn er sagt, daß darin keine Scene ohne Einfluß Wagnerscher Musik vorhanden sei, und doch kein Ton erklinge, der an diese erinnere. „Dieses Ineinanderfließen des Recitativs und der Arien, diese dialogisierende Behandlung der Duette, diese rein dramatische Scenenfolge ohne irgend einen Abschluß und dann das Zuspitzen der Charakteristik jeder einzelnen Phrase, dieses offenbare Streben nach Tonfärbung im Orchester, alles das ist nicht denkbar ohne den sozusagen imponderablen, aber unleugbaren Einfluß der Wagnerschen Musikdramen, ohne die nach entferntesten Zonen wirkende Ausstrahlung seiner Ideen. Doch, nochmals sei es stark betont: in Verdis Melodien ist nichts, was nicht ihm gehörte, was wagnerisch genannt werden dürfte."

Was Verdi gleich bei seinem ersten Auftreten von seinen Vorgängern Rossini, Bellini und Donizetti unterschied, war sein starkes dramatisches Talent und eine gewisse Kraftgenialität; dabei besaß er eine scharfe, aber oft gewaltsame Rhythmik und einen großen melodischen Reichtum, der ihn indessen nicht hinderte, häufig trivial zu werden. Seine künstlerische Entwickelung zeigt uns nun das fortwährende Streben nach Beseitigung jener Mängel, nach Milderung, Abrundung der Rhythmen, nach Veredelung seiner Kraft und vornehmer Gestaltung der Melodien neben der immer mehr hervortretenden bewußten dramatischen Tendenz,

Digitized by Google

kurzum eine in der Muſikgeſchichte vielleicht einzig daſtehende künſtleriſche Läuterung, die Achtung gebietet und Teilnahme einflößt.

Nicht minder ſympathiſch iſt der Komponiſt aber auch als Menſch. Der Sohn des kleinen Schenkwirts von Roncole, der zu Reichtum, Ruhm und Ehren gelangt iſt, hat ſich die ihm von jeher eigene Schlichtheit und Einfachheit des Weſens und ſeine Beſcheidenheit, die ihn allezeit zum Todfeinde aller Reklame machte, bewahrt. Es giebt in Italien ſeit Garibaldis Tode keinen volkstümlicheren Mann als Verdi, und ſein Vaterland darf mit Fug und Recht ſtolz ſein auf dieſen genialen Sohn.

Digitized by Google

Ein Spaziergang durch Kopenhagen.

Städtebild von **W. Kersten.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Dänemark, Kopenhagen, zugleich der erste Handels- und Industrieplatz des Landes, dehnt sich in freundlicher Lage auf den Inseln Seeland und Amager an dem hier 30 Kilometer breiten Sunde und an einem schmalen Seearm, dem Kalvebodstrand, aus, der die beiden Eilande trennt und den schönen, auch zur Station der Kriegsflotte dienenden Hafen bildet.

Die um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandene Stadt, deren dänischer Name Kjöbenhavn, das ist Kaufmannshafen, lautet, bedeckt einen Flächenraum von über zwanzig Quadratkilometer und zählt mit den Vorstädten 408,000 Einwohner. Diese allmählich mit der Stadt verwachsenen und wirtschaftlich mit ihr ein Ganzes bildenden Vorstädte sind im Westen Frederiksberg, Uttersley im Nordwesten und Sundbyerne oder Sundbyöster auf der Insel Amager.

Die Residenz ist zugleich Mittelpunkt der dänischen, überhaupt der nordischen Wissenschaft und Kunst und der Sitz vieler Gesellschaften und Vereine, die auf jenen Gebieten zum Teil mit großem Erfolg wirken. Sie besitzt

Digitized by Google

mehrere Sammlungen ersten Ranges, und den Fremden erfreut der rege Verkehr in ihren Straßen und auf ihren Quais, wie er der Bedeutung der Stadt als hervorragender Handelsplatz entspricht.

Unter den Straßen sind die Oestergade, die Kjöbmagergade, Vimmelskaftet, die Frederiksberggade und Vesterbropassage die belebtesten, die Amaliegade und die Bredgade die schönsten. Der Kongens Nytorv oder Neue Königsmarkt, der schönste und größte Platz, bildet den Mittelpunkt der Stadt und ist durch die bleierne Statue Christians V. geschmückt. An diesem Platz liegen das königliche Nationaltheater mit den Statuen der Dichter Holberg und Oehlenschläger, das seit 1754 als Kunstakademie dienende Schloß Charlottenborg, die Gebäude der Nordischen Telegraphengesellschaft u. a.

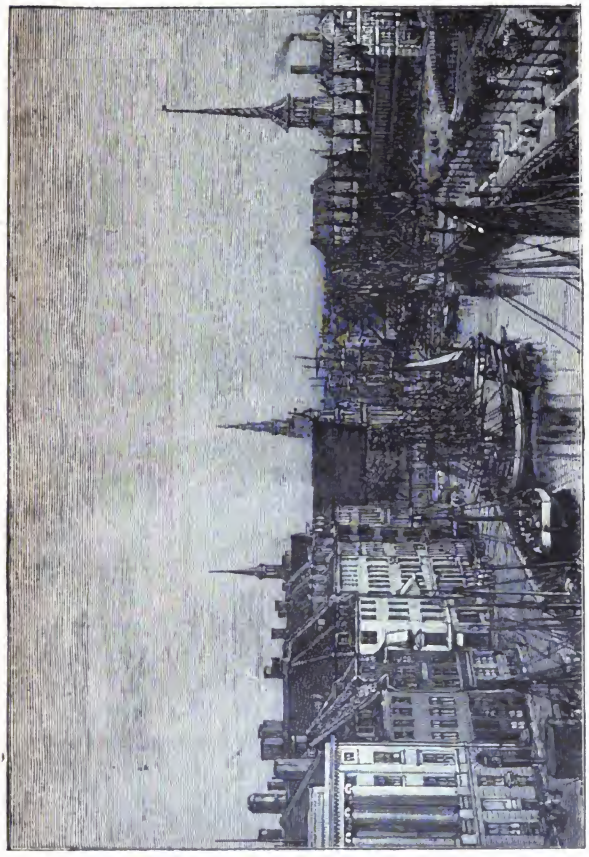
Bei der über den Holmenskanal führenden Brücke erhebt sich die unter Christian IV. erbaute und neuerdings restaurierte Holmenskirche, das Pantheon der dänischen Marine, in der die Seehelden Niels Juel und Peter Tordenskjold beigesetzt sind. Ein Standbild des letzteren steht westlich vor der Kirche.

Ueberschreitet man die Brücke, so gelangt man zu der früheren königlichen Residenz, Schloß Christiansborg auf Slotsholmen. Nach dem Brande von 1794 durch Hansen im italienisch-französischen Stil aufgeführt, wurde der stolze Bau in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober 1884 abermals von einer Feuersbrunst bis auf die Mauern verzehrt. Nur die Schloßkirche und der Marstall in Nebengebäuden blieben erhalten; die Gemäldegalerie wurde gerettet. Vor der Ruine erhebt sich die 1873 errichtete Reiterstatue Friedrichs VII., der 1848 seinem Volke aus freien Stücken eine Verfassung verlieh.

Oestlich vom Schloß Christiansborg, am Hafen, liegt der Holmenskirche gegenüber die 1619 bis 1640 im nieder-

Digitized by Google

ländiſchen Renaiſſanceſtil erbaute und neuerdings reſtaurierte Börſe mit einem 47 Meter hohen Turm. Sehenswert



Holmenskanal.

iſt der große Börſenſaal mit einem Standbild Chriſtians IV. in Erzguß von Thorwaldſen.

Digitized by Google

Hinter der Börse führt eine mächtige Zugbrücke, die mittels hydraulischer Kraft geöffnet und geschlossen wird und den größten Seeschiffen den Durchgang gestattet, über den Meeresarm, der die Insel Amager von der Insel Seeland trennt. Ueber die Häuser in dem jenseitigen Stadtteile Christianshavn ragt der 95 Meter hohe schlanke Turm der Erlöserkirche empor, um den sich außen eine durch eine Brustwehr geschützte Spiraltreppe bis zu der Kuppelspitze emporzieht, welche das Bildnis des Erlösers ziert. 397 Stufen zählt dieser schwindelige Aufstieg; wie die Kopenhagener behaupten, verläßt kein Engländer ihre Stadt, bevor er jenen nicht unternommen. Die Aussicht, welche man oben genießt, reicht bis nach Schweden hinüber. Die schöne Kirche wurde unter Friedrich III. 1694 erbaut, doch der Turm erst 1749 vollendet. Die Statue des Erlösers in Gethsemane, umgeben von Engeln, in weißem Marmor, bildet den Altar.

Nordwestlich neben Schloß Christiansborg erhebt sich das weltberühmte Thorwaldsenmuseum, ein etwas düsterer Bau im Stil pompejanischer und etruskischer Grabbauten, 1839 bis 1848 nach Plänen des Architekten Bindesböll aufgeführt. Er bildet ein Viereck von 70 Meter Länge, 40 Meter Breite und 15 Meter Höhe. Das Museum birgt nicht allein die Werke dieses größten nordischen Künstlers, teils in Marmor, teils als Gipsmodelle oder Entwürfe, sondern auch in dem mittleren offenen Hofe sein Grab. Bertel (Albert) Thorwaldsen verschied am 24. März 1844 in Kopenhagen. Außerdem sind im Museum seine Sammlungen von Altertümern und Kunstgegenständen untergebracht, die der Künstler dem Staate vermachte.

In dem imposanten Vestibule, das die ganze Vorderseite des Museums einnimmt, befinden sich die Modelle zu zahlreichen Denkmälern, die nach ihnen gegossen worden

Digitized by Google

ſind. Auf unſerem Bilde S. 211 ſehen wir an der Wand, deren Fries mit dem Triumphzug Alexanders zu Babylon (Original im Vatikan) geſchmückt iſt, das Monument des Papſtes Pius VII., welches ſich im Petersdom zu Rom befindet; zu beiden Seiten die Figuren der Weisheit und Stärke. Daneben Gutenbergs Statue (Original in Mainz) und links vor der Wand die Reiterſtatue des Kurfürſten Maximilian I. von Bayern (Original in München). — Auf die Einzelheiten der reichen Sammlung können wir aus räumlichen Rückſichten weiter nicht eingehen; es ſei nur noch Thorwaldſens von ihm ſelbſt ge-

Die Börſe.

Digitized by Google

meißelte Statue erwähnt, die sich in einem Zimmer der unteren Etage des Museums befindet und wegen ihrer Porträtähnlichkeit gerühmt wird. Es berührt den Fremden äußerst angenehm, wahrzunehmen, mit welchem Verständnis und welcher Teilnahme sich, namentlich an Sonn- und Festtagen, Bauern und Arbeiter von Zimmer zu Zimmer bewegen. Der Sinn für Schönheit und den Wert der Kunst ist hier in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen.

Eine Sehenswürdigkeit von Kopenhagen ist auch das angebliche Haus der unglücklichen Dyveke (Täubchen) von Amsterdam, der Geliebten König Christians II. von Dänemark, die 1517 plötzlich, wahrscheinlich an Gift, starb. Der Baustil dieses Hauses scheint auf eine spätere Zeit zu deuten, auch behaupten neuere Forscher, daß Dyvekes Haus fünf Häuser weiter davon sich befinde. Im Volksmunde aber bleibt das Haus Nr. 4 auf dem Amagermarkt nach wie vor „Dyvekes Haus".

Nicht fern von diesem Hause liegt das „lateinische Viertel" von Kopenhagen, in dem sich die meisten der mit der Universität (gestiftet 1479) verbundenen Institute zusammendrängen. Die Universität selbst befindet sich an dem Frue Plads, der nördlich von der durch Thorwaldsens herrliche Marmorbildwerke berühmten Frauenkirche liegt.

Bei dem Bombardement der Stadt durch die Engländer vom 2. bis 5. September 1807 ging auch das alte Gebäude der Hochschule in Flammen auf. Das jetzige ist in den Jahren 1831 bis 1836 nach Plänen von Malling aufgeführt worden.

An der Krystalgade liegen das Mineralogische Museum und das im Rundbogenstil erbaute Zoologische Museum, sowie die eine Seite der Universitätsbibliothek, welche über 200,000 Bände und 4000 Handschriften hat. An dieser Straße liegt ferner die „Regung" (domus regia), in dem

Digitized by Google

120 Alumnen Wohnung, Holz und eine gewisse jährliche Unterstützung bekommen; auch der Dichter Hans Christian Andersen (gestorben am 6. August 1875 in Kopenhagen) gehörte während seiner Studienzeit dieser von Christian IV. gestifteten Anstalt an. Die Kryptalgade führt gerade auf die Trinitatiskirche zu, deren 15 Meter starker, 36 Meter hoher Turm, der sogenannte Runde Turm, wegen seiner herrlichen Aussicht auf die Stadt mit ihrer ganzen Umgegend, den Sund und die ferne schwedische Küste (Malmö) viel besucht

Die Erlöserkirche.

wird. Im Inneren führt ein mit Ziegelsteinen gepflasterter breiter Schneckenweg hinauf, den auch Peter der Große

Digitized by Google

bei einem Besuche in Kopenhagen emporgeritten sein soll. Oben befand sich früher das Observatorium.

Westlich trennt die breite Voldgade oder Wallstraße die Altstadt Kopenhagens von dem neuen, an Stelle der ehemaligen Festungswälle entstandenen Stadtteil. An dieser Straße befindet sich der Eingang zum Schlosse Rosenborg, einem von Christian IV. 1604 begonnenen Renaissancebau mit Giebeln und Türmen, deren höchster 100 Meter erreicht. Das Schloß war der Lieblingssitz dieses Monarchen und auch später noch (bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts) vielfach Frühjahrs- oder Herbstresidenz der dänischen Könige. Diese pflegten ihre Schmucksachen in Gold, Silber und Edelstein, ihre Luxus- und Paradewaffen, kostbaren Krönungs- und Ordenstrachten, Uniformen u. s. w. darin aufzubewahren. Die Sammlung dieser Gegenstände hat man in neuerer Zeit aus anderen königlichen Schlössern ergänzt und sie dann chronologisch geordnet. Sie bietet jetzt in den stilgemäß wiederhergestellten Räumen, zusammen mit den alten Möbeln und Kaminen, ein höchst anziehendes kultur- und kunstgeschichtliches Bild der letztvergangenen Jahrhunderte.

Auf der Ostseite grenzt an das Schloß der Rosenborggarten, ein großer, schöner Park, der ursprünglich im französischen Geschmack angelegt war, später aber in dem freieren englischen Stil umgestaltet wurde. Er ist jetzt ein Haupttummel- und Spielplatz der Kopenhagener Kinderwelt und enthält eine Trinkanstalt und zwei Cafés. An der Nordseite hat man Andersen, der so wunderbare Märchen für große und kleine Kinder gedichtet hat, 1880 ein Bronzedenkmal errichtet. Er ist in einem Lehnstuhl sitzend dargestellt und scheint eines seiner Märchen vorzutragen. Kurz vor seinem Tode war es dem bekanntlich aus ganz ärmlichen Verhältnissen emporgestiegenen Dichter noch vergönnt, das Modell zu diesem Denkmal zu sehen, das —

Digitized by Google

nach ſeinem eigenen Ausſpruch — ein neues Blatt in dem „Märchen ſeines Lebens“ bildete.

Veſtibule im Thorwaldſenmuſeum.

An der Weſtſeite der Oeſtervoldgade liegt auf der Anhöhe der früheren Roſenborgſtation die Sternwarte, vor deren

Digitized by Google

Eingang sich ein Bronzestandbild des dänischen Astronomen Tycho de Brahe (1546—1601) erhebt. Reizende Promenaden bietet der anstoßende Botanische Garten, neben dem das neue Kunstmuseum für Gemälde, Skulpturen u. s. w. aufgeführt worden ist.

Westlich davon befindet sich der umfangreiche Bau des großen Kommunehospitals, in dessen Nähe zahlreiche neue Straßenzüge entstanden sind. Südwestlich vom Botanischen Garten dehnt sich der Oerstedpark fast bis zum Bahnhof hin; er umschließt ein Denkmal des Naturforschers Hans Christian Oersted.

Das aristokratische Viertel der Residenz liegt nordöstlich vom Kongens Nytorv und westlich vom Rosenborgpark; Fürstlichkeiten, Gesandte und der höhere Adel wohnen vorzugsweise in der Bredgade, am St. Annaplads und namentlich in der Amaliegade. In einem Eckhause der Bredgade ist die Moltkesche Gemäldesammlung untergebracht, die ausgezeichnete Niederländer enthält. Dann kommt man an der prachtvollen Marmorkirche vorbei, die 1749 bis 1767 begonnen, aber erst in allerneuester Zeit auf Kosten eines Privatmannes, des Etatsrats Tietgen, ausgebaut worden ist. Sehenswert ist auch die in der Bredgade gelegene russische Alexander-Newsky-Kapelle mit goldenen Kuppeln und das Anthropologische Museum in derselben Straße. Neben dem letztgenannten Gebäude liegt die Chirurgische Akademie.

Die mit der Bredgade parallel in nordöstlicher Richtung sich hinziehende Amaliegade wird durch den achteckigen Friedrichsplatz unterbrochen, den vier ganz gleichgebaute Paläste im Rokokostil einschließen, während sich in seiner Mitte ein bronzenes Reiterdenkmal Friedrichs V. von dem Franzosen Saly erhebt. Jene vier Gebäude bilden zusammen das Schloß Amalieborg, das gegenwärtig von dem Königspaar, dem Kronprinzenpaar und dem Minister

Digitized by Google

Thorwaldsens Statue.

Digitized by Google

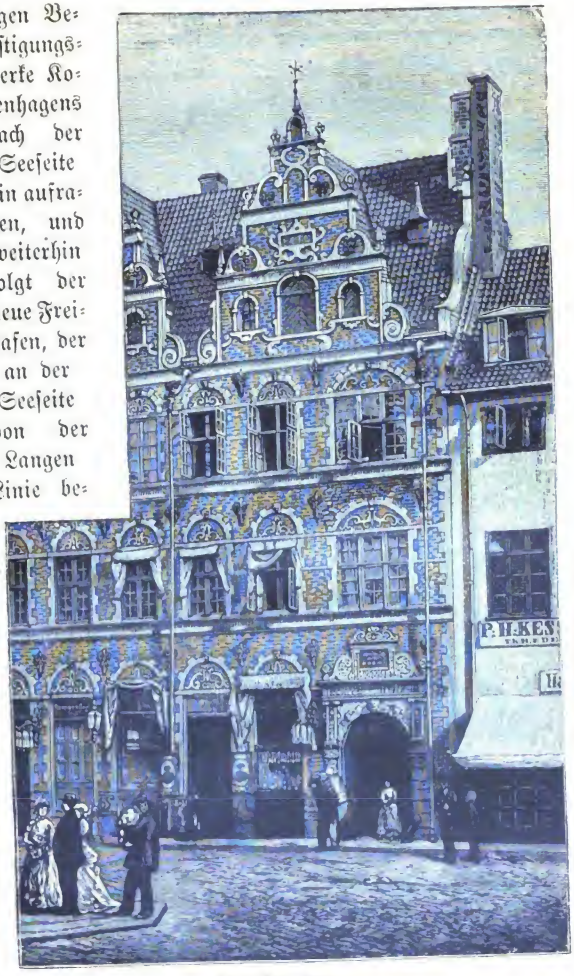
der auswärtigen Angelegenheiten bewohnt wird. Ein sehr schöner Stadtteil ist das südliche Viertel um den Halmtorv und die Vesterbropassage, wo das neue Rathaus erbaut werden soll; hier liegen das Kunstindustriemuseum und die Glyptothek, welche die der Stadt geschenkten, bisher in Ny-Carlsberg aufbewahrten Sammlungen aufnehmen soll. Hier ist auch das von allen Fremden besuchte großartige Vergnügungsetablissement Tivoli mit Theater, Konzerten, Zirkus, Panoramen u. s. w.

Im Südwesten schließt sich an die Vorstadt Frederiksberg der Frederiksbergpark, zu dem die lange Frederiksbergallee führt, an der vielbesuchte Vergnügungsgärten zu beiden Seiten liegen. Am Südende des Parks erhebt sich das unter Friedrich IV. (gest. 1730) im italienischen Stil erbaute Schloß Frederiksberg, das jetzt als Kriegsschule benutzt wird; es ist auf einem Hügel erbaut, von dessen schattiger Terrasse man einen schönen Blick auf Kopenhagen hat. Westlich davon liegt der Zoologische Garten und südlich von der hinter dem Schloß vorbeiführenden Landstraße nach Roeskilde der prächtige Park Soendermarken mit dem großen Wasserleitungsbassin für die Hauptstadt.

Ein Spazierweg, wie ihn schöner und genußreicher vielleicht keine andere Großstadt aufzuweisen hat, ist die berühmte Lange Linie, die sich von der Esplanade der Citadelle (Gröningen genannt) in nördlicher Richtung an der Seeseite hinzieht. Von dieser Promenade aus, die ein Lieblingsort und Stolz der Kopenhagener ist, schweift das Auge mit Entzücken über den stets von zahlreichen Schiffen belebten Sund. Bei der sogenannten Zollbude (Toldbod), die aber in Wirklichkeit das Hauptzollamt ist, und dem daneben gelegenen Meteorologischen Institut eröffnet sich der Ausblick über den Hafen mit seinem regen Verkehr, von dem der Kriegshafen eigentlich nur eine besondere Abteilung bildet. Dahinter sieht man die mäch-

Digitized by Google

tigen Befestigungswerke Kopenhagens nach der Seeseite hin aufragen, und weiterhin folgt der neue Freihafen, der an der Seeseite von der Langen Linie be-



Dyvekes Haus.

Digitized by Google

grenzt wird. Die Besorgnis, der deutsche Kaiser Wilhelms-kanal möge einen beträchtlichen Teil des bisherigen Schiffs-verkehrs von Kopenhagen abziehen, hat die Ausführung

Krystalgade in Kopenhagen.

dieses großartigen und kostspieligen Unternehmens veran-laßt: im Jahre 1891 nahmen die dänischen Kammern das von der Regierung vorgelegte Freihafengesetz an, und gleich darauf begann die Ausführung des Werkes, das infolge

Digitized by Google

besonders energischer Förderung schon ein Jahr vor der Eröffnung des Nordostseekanals fertig dastand.

Gleich hinter dem kleinen Lusthafen beginnt das Frei-

Schloß Rosenborg.

hafengebiet, das von einem doppelten hohen Eisengitter umgeben wird; nur ein schmaler Raum trennt diese Gitter, in dem fortwährend Wächter ihre Runden machen, um jedem Schmuggel vorzubeugen. Der ganze Hafen ist in

Digitized by Google

mehrere Bassins geteilt, die selbst Schiffen von größtem Tiefgang die Benutzung gestatten; die Einfahrt führt direkt von der offenen See in den Hafen und wird durch einen riesigen Wellenbrecher gesichert. Das Hauptbassin nimmt gemeinsam mit dem sich anschließenden Mittelbassin eine Fläche von mehr als 20 Hektar ein. Eine Landzunge, die sich vom Ende des Hauptbassins ungefähr bis zur Mitte erstreckt, teilt das mächtige Wasserbecken in ein östliches und ein westliches Bassin. Auf der Landzunge liegen große Schuppen und an ihrem Ende der zehn Stockwerke hohe Silospeicher. Seine Einrichtungen ermöglichen es, einen großen, mit Getreide beladenen Dampfer binnen 24 Stunden zu löschen, wozu sonst beinahe acht Tage erforderlich sind.

Die Lange Linie führt durch den vorhin erwähnten Lusthafen für in- und ausländische Segelboote, dann steigt der Weg allmählich an bis zu der etwa 12 Meter über dem Wasser liegenden asphaltierten erhöhten Langen Linie, die an einer Stelle über das Dach eines darunter liegenden Magazins führt. Zuletzt senkt sich die Promenade wieder, um dann beim Leuchtfeuer, das den während der Dunkelheit ankommenden Schiffen den Weg in den Freihafen weist, ihren Abschluß zu finden.

Digitized by Google

Der Ruf.

Aus dem Tagebuch eines alten Corpsstudenten.

Von **Robert Misch.**

(Nachdruck verboten.)

München, 15. Juli 1872.

Als ich gestern über den Theaterplatz ging, wurde ich plötzlich angerufen: „Du, Gengenbach — Leibbursch!“ Ueberrascht wendete ich mich zu dem Rufenden. Es war mein „Leibfuchs“ Bergmann im vollen Schmuck unserer gemeinschaftlichen Farben.

„Nun, Leibfuchs, wohin wandelst du?“ fragte ich etwas herablassend.

„Auf die Kneipe.“

„Du Glücklicher, dir lacht noch der Frühschoppen. Wir Alten, die wir vor dem Examen stehen, müssen büffeln,“ sagte ich bedauernd, denn ich ging gerade ins Kolleg.

Dabei faßte ich ihn, der mich um mehr als Hauptes-länge überragte, vertraulich unter den Arm, da ich ihn gern leiden mochte. Es schmeichelte ihm sichtlich, dies Zeichen herablassender Vertraulichkeit von seiten des früheren Corps-seniors, eines so alten, berühmten Burschen und Schlägers, wie ich es bin.

„Hast du nicht heute nachmittag Zeit?“ fragte er in bittendem Ton.

Digitized by Google

„Wozu?“

„Ich soll heute bei der Schandhitze meine vierte Partie schlagen. Hoffentlich ist es wenigstens meine Rezeptionspartie.“

„Du *sollst*?“ rief ich verweisend. „Du willst wohl sagen, du *darfst*! Das muß eine Freude, ein Vergnügen für dich sein, Fuchs, und wenn's Pech und Schwefel regnet. Und ob's deine Rezeptionspartie wird, ob du bereits heute der großen Ehre gewürdigt wirst, Bursche zu werden, das bestimmen die Corpsburschen, und ein blutiger Fuchs hat sich aller Redensarten darüber zu enthalten. Daß du dir die frommen Wünsche und ausschweifenden Hoffnungen nicht abgewöhnen kannst!“

Bergmann ist ein hübscher, flotter und eleganter Junge, das ist nicht zu leugnen. Er ist immer guter Laune, kann einen guten Spaß und einen guten Stiefel vertragen und war daher bisher sehr beliebt im Corps. Und auch ich hatte ihn stets sehr gern, trotzdem ich in letzter Zeit als Inaktiver wenig mit ihm zusammenkam.

Aber von jeher war es mein wohl erwogener und durch die Erfahrung erprobter Grundsatz: Füchse müssen streng behandelt werden, sonst schlagen sie über die Stränge.

Mit väterlichem Wohlwollen erkundigte ich mich dann noch, wer sein Gegenpaukant wäre.

„Der Schneider von den Teutonen, der so scheußlich schlägt und mit seiner Holzerei schon zwei Thüringerfüchse abgestochen hat.“

„Na, den wirst du dir doch nicht 'rankommen lassen!“ entgegnete ich mahnend. „Vor allem ruhig stehen, tadellos fechten, das erwarte ich von dir, Leibfuchs!“

„Möchtest du nicht hinkommen und mir sekundieren?“ bat er wieder.

„Hinkommen und zuschauen, das will ich. Aber sekundieren — nee, mein Lieber — das wäre dein Unglück, das

Digitized by Google

habe ich schon wieder verlernt, wenn ich's überhaupt jemals recht gekonnt habe."

Dann ging ich meiner Wege, während er siegesbewußt, sich im stillen wohl schon auf das dreifarbige Corpsburschenband freuend, dem Frühschoppenlokal zuwanderte. . . .

Richtig ging ich alter Paukfimpel aus Interesse für Bergmann am Nachmittag ins Corpscafé, obwohl ich mir täglich vornahm, meine Zeit nicht mehr in der Kneipe oder auf Mensuren zu verbummeln. Dem Leibfuchs zuliebe machte ich einmal eine Ausnahme. Mit freudigem Zuruf und herzlichem Händeschütteln wurde ich von meinen Corpsbrüdern empfangen.

Von zwei bis drei Uhr nachmittags ist bei uns Rhenanen offizielles Corpscafé. Hier werden alle wichtigen und unwichtigen Aktionen unseres Staates im kleinen festgesetzt und besprochen. Man trinkt seinen Kaffee und spielt seinen Skat oder Ramsch, bis die Mensuren anfangen.

Um drei Uhr leeren sich dann schnell die Tische. Gruppenweise begaben wir uns heute in die Teutonenkneipe, wo auf der rechten Wandseite wir, die Rhenanen, auf der linken die Teutonen Posto faßten. Verheißungs- und liebevoll hat hier schon unser Corpsbruder Kirchner, ein medizinkundiger Inaktiver im siebenten Semester, den man gemeiniglich den geheimen Sanitätsrat nennt, seine Flickbude am Fenster aufgeschlagen und wartet jetzt, mit seiner langen, weißen Schürze angethan, die goldene Brille auf der Nase, bis man seiner ärztlichen Hilfe bedarf.

Nebenan auf langem Tisch hat der Corpsdiener das Paukzeug ausgebreitet. An der Wand lehnen sechs haarscharf geschliffene Mensurspeere, teils neu, teils schon mit zerschlagenem Korb und zerfetzten Farben. Paukbrillen, Kettenhandschuhe, seidene Halsbinden, Armbandagen, Herzmütze und Paukhose liegen wohlgeordnet in Reih und Glied da.

Nun konnte endlich die Fuchsenschlacht beginnen. Vier

Digitized by Google

„Brandfüchse“ sollen heute ihrem Corpskonvent zeigen, ob sie würdig sind, das dreifarbige Burschenband zu tragen, ob man zu ihnen das Vertrauen haben könne, daß sie mit blanker Wehr das makellose Schild ihres Corps rein erhalten werden.

Bergmann sollte anfangen. Als er bandagiert wurde, trat ich nochmals zu ihm heran und flüsterte ihm leise zu: „Sei kalt wie eine Hundenase, Leibfuchs, schlage schneidig jeden Gang an, erwidere jeden Hieb und kontrolliere nach jedem Gang deine Stellung! Schön stehen und schneidig schlagen: das ist doch wahrhaftig nicht viel verlangt!“

Eine infernalische Hitze lag übrigens über dem Raum; alles qualmte und plauderte miteinander. Endlich konnte es losgehen. Die Paukanten standen sich mit den Speeren gegenüber; der Unparteiische, ein Hanseate, malte seitwärts in der Mitte stehend die beiden Zirkel der beteiligten Corps auf seine Visitenkarte.

Unser Sekundant rief nach der üblichen Vorstellung der Paukanten und Sekundanten das stereotype „Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für die Korona!“

„Silentium für die Korona!“ war die Antwort.

„Es steigt eine Partie Konvenienz. Zehn Minuten Rhenania contra Teutonia!“

„Wir sind's!“

„Wir auch!“

„Auf die Mensur! — Auslage! — Los!“

Die Speere blitzten in der Luft und rasselten mit Wucht gegeneinander. Der Gegenpaukant hatte gleich nach dem letzten Kommando eine unschöne Haltung angenommen; er legte sich nach der linken Seite über und schlug seine Hiebe aus der Kniebeuge mit größter Kraft gegen die Terzseite von Bergmann. Das war häßlich anzusehen; das kommt von der schlechten Fechtmethode. Die Leute wissen eben nicht, was schön fechten heißt.

Digitized by Google

Ein Gang folgte dem andern; es kam nichts heraus. Bergmann hielt sich bisher recht wacker. Im nächsten Gang aber — ich traute meinen Augen nicht — zuckte er plötzlich mit dem Kopf; er hatte in aller Form auf einen unparierten Hieb reagiert. Der Konsenior verwarnte ihn. Der Gegner hatte nun seine Achillesferse entdeckt, traf ihn wieder, und Bergmann fuhr wieder mit dem Kopf nach hinten. Jetzt fing mir aber das Blut zu kochen an.

„Das ist ja gemeine Kneiferei, ganz gemeine Feigheit!" flüsterte ich meinen Corpsbrüdern leise zu. „Wie hat er denn auf den vorigen Mensuren gefochten?"

„Ja, die zweite Mensur wurde getadelt," entgegnete mir der Konsenior. „Aber die dritte war gut."

„Nun hört aber alles auf!" rief ich wütend.

Bergmann setzte eben in einem weiteren Gange seinem Thun die Krone auf, indem er wieder mit dem Kopf verschwunden war, um Pause bat und auf einem Stuhle förmlich zusammenknickte, wie es alle Kneifer machen. Die Teutonen lächelten höhnisch.

Na, dachte ich mir, da braucht man zu seiner Rezeptionsmensur nicht zu gratulieren. Mir war das Interesse für Bergmann und der Appetit für den Rest des Tages gründlich vergangen.

„Wißt ihr was," sagte ich leise zu dem empörten Senior, „den Bergmann, den schmeißt nur gleich, womöglich noch heute, 'raus, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Für solche Feiglinge ist im Corps kein Platz."

„Wird pünktlich besorgt!" erwiderte er. „Hoffentlich werden die anderen Partien besser."

Ich hatte genug für heute und ging. Ja, ja, es ist doch eine eigene Sache ums Fechten, das heißt ums anständige Fechten. Alle Narben sind nicht ruhmvoll. Aber von dem Bergmann hätte ich das wirklich nicht erwartet. Pfui Teufel! Der wird aber froh sein, daß er nicht mehr fechten muß; es

Digitized by Google

scheint ihm furchtbar fatal zu sein. Kein Mut — kein echter, wahrer Mut in dem Kerl! —

Am selben Abend führte mich mein Weg ins Café B. Wer saß da im seidenen Mensurkäppchen? Mein Exleibfuchs Bergmann, aber ohne den geliebten Farbenschmuck. Er unterhielt sich lebhaft und heiter mit dem hübschen, schwarzen Reserl. Was wird er dem Mädel wohl alles vorgelogen haben wegen der plötzlichen Abwesenheit der Farben? Als er mich sah, drehte er sich verlegen ab, um mich nicht grüßen zu müssen.

Die Reserl kam schnell auf mich zu und sagte: „Da drüben sitzt Ihr Corpsbruder Bergmann."

„Mir sehr gleichgültig! Der wird jetzt noch öfters allein sitzen. Trösten Sie ihn nur, den Ritter ohne Furcht und Tadel!"

Ich machte Kehrt und ging schnell wieder hinaus. Nein, ich will ihn nicht wiedersehen; er existiert einfach nicht mehr für mich. Hoffentlich schlägt er nach den Ferien, die ja vor der Thür stehen, seine Zelte anderswo auf. Hier ist er ja doch unmöglich. Wie hatte ich mich in dem Menschen getäuscht! Und sicherlich wird aus dem Kerl auch nichts Rechtes werden. Ein Mensch, der es nicht einmal fertig bringt, auf der Mensur mit der blanken Waffe in der Hand, ohne zu zucken und zu zagen, die Ehre seines Corps zu verfechten, der hat keinen Mut und keinen Charakter; der wird auch seinem Stande einmal keine Ehre machen, denn er hat keine moralische Widerstandskraft. Wenn's einen Krieg giebt, der wird schön laufen! Wenn das nicht unwiderleglich wahr ist, dann hätte ja die ganze Mensurenpaukerei keinen höheren moralischen Wert. Und den hat sie doch: sie stählt den Mut und den Charakter!

Digitized by Google

Westerland, Insel Sylt, 25. Juli 1896.

Wie doch das Leben einen zuweilen äfft, als wollte es sagen: „Schäm dich, du dummer Kerl!“ In sieben Jahren, so behaupten die Gelehrten, baut sich der Körper physisch vollkommen neu auf. Na, viel länger braucht man wahrhaftig nicht dazu, um auch seine Ansichten vollständig zu verändern und zu wechseln.

Wie grasgrün ist man doch noch in den schönen Jahren, in denen man sich studierenshalber in einer Universitätsstadt aufhält, in denen man meist sehr viel Bier trinkt und paukt, und wenn man gerade Zeit übrig hat, vielleicht auch einige Kollegien besucht! Wie grasgrün ist man, und was für große Worte macht man über seine Läppereien!

Und nun zur Sache! Das Leben hat mir heute wieder einmal zugerufen: „Schäm dich, du dummer Kerl!“ Hier sitze ich und schreibe wieder in mein Tagebuch — wie immer, wenn mir was Besonderes passiert; und um ein Haar hätte ich überhaupt nie wieder eine Feder in die Hand nehmen können.

Schon gestern hatte mich der Bademeister gewarnt, ich solle doch nicht so weit hinausschwimmen. Es wehte ziemlich stark aus Nordwest. Heute morgen war es noch viel schlimmer. Doch bisher war es mir immer geglückt, wieder an den Strand zurückzukommen, warum sollte es heute nicht auch gehen? Mein Mut, auf den ich mir immer so viel eingebildet hatte, verleitete mich und — na, kurz, es ging heute nicht. Weiß der Himmel, lag es am Wind oder woran sonst: es warf und zog mich förmlich gewaltsam vom Strande weg, so sehr ich auch kämpfte.

Die Kräfte hätten vielleicht noch 'ne Weile vorgehalten, aber die Nerven! ... Als ich merkte, daß ich nicht mehr zurück könne, da durchrieselte mich ein kalter Schauer, dann lief mir das Blut siedend durch die Adern, mein Herz fing stürmisch zu klopfen an, ein Schleier legte sich mir vor die

Digitized by Google

Augen. Die Angst, die rasende Angst! Ein kurzer Kampf, ein Matterwerden — das Wasser schoß mir in den Mund. Daß ich um Hilfe gerufen habe, erfuhr ich erst später. Jetzt ist's zu Ende, dachte ich noch, und mein ganzes Leben zog blitzgleich im Geiste vor mir vorüber. Und dann kam eine grüne Finsternis und dann . . . dann fühlte ich plötzlich, daß mich etwas vorwärts stieß. Ich wollte mich instinktiv an dies Etwas klammern, aber es ließ sich nicht fangen, es stieß mich nur immer vorwärts, immer vorwärts, von hinten her. Als ich das merkte, kamen mir das halb entschwundene Bewußtsein und auch der Mut wieder.

Es hilft dir jemand, dachte ich mir. Das gab mir neue Kräfte; ich arbeitete mechanisch, instinktiv mit Händen und Füßen, und das rätselhafte Etwas half mir vorwärts. Und plötzlich war eine Stange da, an die ich mich klammerte, und ein Boot, in das man mich zog. Erleichtert sank ich darin nieder, und dann gurgelte und spie ich sehr viel Wasser aus. . . .

Einige Minuten später fühlte ich den Strand unter mir, sah sehr viele Menschen um mich stehen und wurde halbbetäubt in eine Kabine geführt, wo mir der Bademeister einen tüchtigen Schnaps gab.

Als ich mein volles Bewußtsein wieder erlangt hatte, war natürlich meine erste Frage nach meinem Lebensretter.

Der Bademeister kannte ihn nicht, versprach aber, Erkundigungen einzuziehen. Ehe er noch wiederkam, streckte sich ein mir unbekannter Kopf in meine Kabine, und eine Stimme rief: „Es wird Sie interessieren, wer Ihr Lebensretter ist, mein Herr. Es ist der Geheimrat Professor Bergmann aus München."

„Der berühmte Arzt und Naturforscher?" rief ich erstaunt.

„Derselbe!"

Digitized by Google

Eine halbe Stunde später stand ich vor ihm und drückte ihm mit einigen warmen Dankesworten die Hand.

„Sie haben Ihr berühmtes Leben zwar an ein ganz unberührtes gewagt, Herr Geheimrat; aber Sie haben einen Familienvater seiner Frau und seinen Kindern erhalten. Ich bin der Amtsrichter Gengenbach aus G."

Er wehrte höflich den Dank ab. Wir kamen dann in ein Gespräch und spazierten dabei in der Nähe des Kurhauses auf und ab.

„Da habe ich mir immer eingebildet, ich sei ein ganz leidlicher Schwimmer," sagte ich; „aber Sie, Herr Geheimrat, sind doch mein Meister. Wie haben Sie das nur fertig bekommen, gegen diesen Wogendrang, gegen den ich nicht allein ankämpfen konnte, noch eine zweite Person in den Hafen zu bugsieren?"

Der große Mann — auch in physischer Beziehung groß — lächelte flüchtig, während er mit der Rechten auf sich zeigte und dann mich ansah. Ich verstand. Gegen diesen Riesen mit dem kolossal entwickelten Brustkasten war ich allerdings ein Schwächling.

„Nicht bloß das, Herr Amtsrichter," sagte er lächelnd, „Sie waren auch ermüdet und hatten Ihre Kräfte total verbraucht. Man sagte mir, daß Sie schon über eine Viertelstunde im Wasser seien. Ich kam eben frisch von der Ankleidezelle. Und dann die Angst . . ."

Ich muß wohl etwas verlegen ausgeschaut haben, denn er fuhr mit einem gütigen Lächeln schnell fort: „Na, das ist doch menschlich! Den Mutigsten überkommt plötzlich die Todesangst . . . die Nerven parieren nicht immer."

„Da sprechen Sie jedenfalls nicht aus eigener Erfahrung, Herr Geheimrat! Wenn man sich wie Sie in die indischen Pest- und Cholerahöhlen hineingewagt hat, aus bloßem Forschertrieb und Pflichtgefühl —"

„Wie können Sie das vergleichen? Dazu gehört ja ein

Digitized by Google

gewisser moralischer Mut — aber so ein Moment der Todesangst! ... Das hängt, wie gesagt, bloß mit den Nerven zusammen. Nun ja, ich habe mich in die schmutzigsten Pesthöhlen gewagt, ich bin heute ohne Zögern hinausgeschwommen; aber weder hier noch dort dachte ich überhaupt an die Gefahr, weil ich mich auf meine Gesundheit, auf meine Kräfte und Vorsichtsmaßregeln verlassen konnte. Ob mir aber bei einem Duell nicht plötzlich die Nerven versagen würden, ob ich nicht zusammenknicken würde vor Angst, das weiß ich doch nicht recht. So einem offenen Todesrachen gegenüberzustehen, das ist nicht jedermanns Sache; und meine Nerven sind auch keine Stricke."

Als ich einige zweifelnde Worte dazwischenwarf, fuhr er lächelnd fort: „Wollen Sie es glauben, Herr Amtsrichter, daß ich aus meinem Corps habe austreten müssen, weil ich auf der Mensur gekniffen habe? Sie wissen doch als alter Student, was das bedeutet? Ich hatte meine Nerven nicht recht in der Gewalt und zuckte zuweilen zusammen. Da mußte ich 'raus. Das war übrigens ein großes Glück für mich; ich wäre sonst wahrscheinlich verbummelt. Auf dem besten Wege war ich dazu. Als aber die Rhenanen nichts mehr von mir wissen wollten, ging ich nach Wien, trat dort nach solchen Erfahrungen natürlich in keine Verbindung mehr ein, sondern arbeitete fleißig und machte ein glänzendes Examen. — Aber was haben Sie denn?"

„Herr Geheimrat, Sie — Sie waren bei den Rhenanen in München?" stammelte ich verlegen, während es mich bald kalt, bald heiß überlief.

„Jawohl, aber nur als Fuchs!"

„Dann — dann war ich ja Ihr Leibbursch. — Erinnern Sie sich nicht mehr an den früheren Rhenanensenior Gengenbach mit dem großen, roten Schmiß, den jetzt freilich der Bart zudeckt?"

Digitized by Google

Der berühmte Gelehrte sah mich groß und ernst an. Ich dachte schon, er würde mir den Rücken kehren. Aber dann lachte er plötzlich auf, so herzlich und anhaltend, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen, ergriff meine beiden Hände und drückte sie warm.

„Sie sind der Gengenbach? Seien Sie mir herzlich gegrüßt, alter Jugendfreund aus schönen, vergangenen Tagen!" Und der bedeutende Mann faßte mich armes Amtsrichterlein unter den Arm, so daß ich ganz stolz darauf war, und führte mich ins Kurhaus. Bald saßen wir vor einer Flasche Rüdesheimer, und ich mußte ihm erzählen, wie es mir im Leben ergangen war.

Zu Hause habe ich jene Episode aus dem Jahre 1872 wieder durchgelesen und dazu den Kopf geschüttelt und mir immer wieder gesagt: „Schäm dich, du dummer Kerl!"

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der Alkalde mit den abgeschnittenen Ohren. — Im Jahre 1550, fünf Jahre nachdem Potosi, die hochgelegene bolivianische Minenstadt (Südamerika), gegründet worden war, führte daselbst Diego de Esquivel als Alkalde (ungefähr unser Schultheiß) ein strenges willkürliches Regiment. Dieser habsüchtige, launenhafte Herr, dem man nachsagte, daß er es für reichen Lohn mit dem Rechte nicht genau nehme, hatte sein Herz an eine junge Dame verloren. Die Auserkorene seines Herzens fühlte aber nicht für ihn, sondern liebte Cristobal de Aguero, einen jungen Offizier, der dem Alkalden zuvorgekommen war und sich dadurch seinen bitteren Haß zugezogen hatte.

Eines Abends entspann sich ein arger Streit in einer der zahlreichen Spielhöllen, die sich in der Straße Quintu Mayu aufgethan hatten. Ein furchtbarer Lärm entstand, ein wildes Schreien, untermischt mit vielen Flüchen, erhob sich, die Wache erschien und mit ihr der Alkalde Diego de Esquivel in feierlicher Amtstracht. Rasch stob die Gesellschaft auseinander, nur zwei Spieler blieben in der Gewalt der Häscher, die im stillen die Flucht der übrigen begünstigt hatten. Am folgenden Tage beim Verhör erkannte der Alkalde mit boshafter Schadenfreude, daß ihm Cristobal de Aguero, sein Nebenbuhler, ins Garn gelaufen war. Lakonisch sprach der Gestrenge den beiden Gefangenen das Urteil: „Hundert Pesos Strafe oder fünfzig Hiebe!" Der Gefährte Cristobals wußte die Summe aufzutreiben. Cristobal selbst aber erklärte sich außer stande zur Zahlung. Als darauf der Richter Anstalten für die Züchtigung treffen ließ, wies der Gefangene

Digitized by Google

auf seine adelige Geburt und den hohen Rang seines Vaters hin, die durch eine so gemeine Strafe geschändet würden. Doch vergeblich; endlich erklärte der Soldat in zorniger Wallung: „Wenn Ihr diese feige Strafe vollziehen laßt, so schwöre ich, mich an Euren Ohren zu rächen.“ Der Alkalde achtete der Drohung nicht: unter Lachen gab er den Befehl, dem Offizier fünfzig vollwichtige Hiebe aufzuzählen. Ohne einen Klagelaut auszustoßen, ließ Cristobal die Schläge über sich ergehen. Beim Abschied aber rief er dem Schergen, der ihn gezüchtigt hatte, mit lauter Stimme zu: „Sage dem Alkalden, von heute ab gehören seine Ohren mir, ich leihe sie ihm noch ein Jahr, er möge sie als meinen teuersten Schatz hüten.“

Am folgenden Tage erschien Cristobal vor seinem Regimentskommandeur und bat um seine Entlassung. „Der König,“ erklärte er, „braucht Männer von Ehre, und die habe ich verloren.“ Vergebens suchte der Oberst seine Bedenken zu zerstreuen, er mußte den schwergekränkten jungen Mann verabschieden. Der Vorgang war indes geheim geblieben, denn der Alkalde hatte streng verboten, etwas über die verhängte Strafe verlauten zu lassen. So vergingen drei Monate, als Don Diego nach Lima berufen wurde, um eine Erbschaft anzutreten. Am Vorabende seiner Reise, als er einen Spaziergang vor den Thoren Potosis machte, trat ein Verlarvter zu ihm mit den Worten: „Morgen verreist Ihr, Herr Bürgermeister?“

„Was geht es dich an, Unverschämter!“ erwiderte der Angeredete.

„Sehr viel,“ entgegnete die Maske; „denn ich habe auf Eure Ohren acht zu geben,“ und verlor sich in eine Gasse, indem sie den Alkalden in unbequemen Ahnungen zurückließ. In aller Frühe machte sich am folgenden Tag Don Diego nach Lima über Cuzco auf den Weg. Nach seiner Ankunft in der alten Residenz der Inkas suchte er einen Freund auf, als er aber um eine Ecke bog, legte sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter. Ueberrascht kehrte sich Don Diego um und erkannte zu seiner noch größeren Ueberraschung Cristobal. „Erschreckt nicht,“ rief der verhaßte Nebenbuhler, „zu meiner Beruhigung sehe ich, daß Eure Ohren noch auf dem richtigen Fleck sitzen.“ In tiefer Be-

Digitized by Google

stürzung ließ er den Alkalden stehen. Dieselbe Scene wiederholte sich in Ayacucho. Endlich erreichte der Alkalde in unbehaglicher Stimmung die Hauptstadt von Peru. Wiederum stieß er bei seinem ersten Ausgang auf seinen Verfolger, der einen stummen, aber beredten Blick auf seine Ohren warf. Auf allen Wegen und Stegen wußte Cristobal den Alkalden zu treffen; es gab kein Mittel, ihm auszuweichen. Don Diego war allmählich in immer größere Aufregung geraten und zitterte bei dem kleinsten Geräusch wie Espenlaub. Weder sein Reichtum, noch die Ehren, die ihm die höchsten Gesellschaftskreise erwiesen, vermochten seine Furcht einzuschläfern: das Bild seines beharrlichen Feindes schwand zu keiner Stunde, weder bei Tage, noch bei Nacht, aus seinen Gedanken.

So kam endlich der Jahrestag der Prügelscene heran. Don Diego ließ die Thüren seiner Wohnung fest verschließen und bewachen. Im Gefühle seiner Sicherheit begann er Urkunden durchzusehen und Briefe zu schreiben. Aber plötzlich flog sein Fenster auf — und eine Gestalt schwang sich in sein Gemach. Sprachlos vor Entsetzen wurde der Arme auf seinem Stuhle festgebunden und durch einen Knebel am Schreien verhindert. Dann erklärte der Eindringling: „Herr Alkalde, heute ist das Jahr um; ich bin gekommen, um Eure Ohren zu holen!" Schnell zog er ein scharfes Messer hervor und schnitt mit raschem Griffe die Ohren des Alkalden ab.

Der Vizekönig setzte eine Belohnung auf die Ergreifung des kecken Jünglings, allein Cristobal entkam glücklich nach Spanien. Dort suchte er um eine Audienz bei Kaiser Karl V. nach, erhielt sie und machte den Kaiser zum Richter seiner Sache. Er erlangte nicht nur Verzeihung, sondern auch noch als Genugthuung eine Hauptmannsstelle in einem Regiment, das nach Mexiko ging. Aber Don Diego überlebte die ihm angethane Schmach nur einen Monat. Er starb weniger an den Folgen seiner Wunden, als an dem Fluche der Lächerlichkeit, „der Alkalde ohne Ohren" zu heißen. D–l.

Neue Erfindungen: Petroleumschnellkocher. — Allgemein verbreitet und besonders bei Junggesellen in Gebrauch sind die praktischen Spiritusschnellkocher, auf denen man in wenigen

Digitized by Google

Minuten Wasser zur Herstellung von Kaffee, Thee u. s. w. zum Sieden bringen kann. Diese Apparate führen infolge ihrer eigenartigen Konstruktion dem Brennmaterial sehr viel atmosphärische Luft zu, wodurch eine sehr heftige Verbrennung und dementsprechende Wärmeentwickelung entsteht. Nun ist neuerdings auch ein derartiger Petroleumschnellkocher erfunden worden, der alle Vorzüge eines solchen Apparates mit Sicherheit und Billigkeit verbindet, und nicht nur für Junggesellen, sondern auch für

Petroleumschnellkocher.

Küche und Restaurant äußerst nützlich sein dürfte. Auf diesem Apparate (der Erfinder ist ein Schwede und die Fabrikation findet in Stockholm statt) verbrennt das Petroleum nicht als Oel mittels eines Dochtes, sondern es wird durch geeignete Vorrichtungen in den gasförmigen Zustand übergeführt und giebt dann eine sehr große und heiße blaue Flamme ohne Rauch oder üblen Geruch. Ein weiterer Vorzug des Petroleumschnellkochers ist, daß darauf eine bedeutende Menge Wasser, nämlich 2 Liter, in weniger als 4 Minuten zum Sieden gebracht werden kann, während der Petroleumverbrauch in der Stunde nur etwa 4 Deziliter beträgt. Das Bassin hat für einen Oelvorrat Raum, der

Digitized by Google

sieben Stunden ausreicht. Der neue Apparat ist auch in den großen deutschen Geschäften überall käuflich und dürfte bald weite Verbreitung erlangen, besonders da, wo man Gasherde nicht anbringen kann. Seine Leistungsfähigkeit ist, wie gesagt, nicht auf das Haus beschränkt, auch Restaurants, Cafés und Konditoreien werden sich seiner mit größtem Vorteil bedienen.

Eine bedenkliche Huldigung. — Napoleon I. benutzte die alte Heerstraße, welche von Frankfurt a. M. nach Leipzig führt, sehr oft zu Truppendurchmärschen, so daß die an derselben gelegenen Städte und Dörfer unter der steten Unruhe des Kriegszustandes und nicht selten auch unter starken Kontributionen und Fouragierungen zu leiden hatten, welche mit doppelter Härte durchgeführt wurden, wo sich die Einwohner der französischen Gewaltherrschaft abgeneigt zeigten. Es war daher eine Erfordernis der Klugheit, dem Welteroberer, wenn er einmal in eigener Person einen solchen Ort passierte, Beweise von Huldigung und Ergebenheit darzubringen.

Im Jahre 1806 wurden die Bewohner des Kreisstädtchens Hünfeld durch die Nachricht in Aufregung versetzt, daß der Kaiser in kurzem durch die Stadt kommen werde, um sich zu der im östlichen Deutschland befindlichen Armee zu begeben. Man rüstete sich daher eifrig, ihm einen würdigen Empfang zu bereiten, zu welchem unbedingt auch etwas Musik gehörte. Man berief daher in Eile alle einheimischen und benachbarten Musiker zusammen, welche den Gewaltigen mit ihren besten Leistungen begrüßen sollten. Leider jedoch stellte sich bei der Probe heraus, daß die Erschienenen, welche keineswegs vollendete Meister ihrer Kunst waren, überhaupt nur ein Stück in befriedigendem Einklang zu spielen vermochten. Der Vortrag mußte also auf dieses beschränkt werden. Als nun der Kaiser, den man sogleich an der kleinen gedrungenen Statur, dem berühmten kleinen Hut und dem einfachen grauen Mantel erkannte, im Wagen heranfuhr, den General Rapp zur Seite, begann die Musik nach der Ansprache des Bürgermeisters ihr Stück zu spielen. Napoleon betrachtete sich belustigt die improvisierte Kapelle mit ihren schlechten Instrumenten, doch gefiel ihm die Melodie, und er fragte daher den General Rapp, welcher ein Deutscher aus dem Elsaß war, ob er den Text

Digitized by Google

derſelben kenne. Der General kämpfte mit einem Heiterkeitsausbruche und ſuchte der Antwort auszuweichen, was jedoch Napoleon, welcher bekanntlich ſehr hartnäckig war, veranlaßte, nur noch beſtimmter zu fragen. „Sire," entgegnete nun Rapp, „entſchuldigen Sie die guten Leute, die es nicht beſſer verſtehen und ſich nichts Schlimmes dabei denken! Sie ſpielen den Text:

‚Du biſt der beſte Bruder auch noch nicht,
Wer dich ſieht und kennt, der kauft dich nicht!'" ꝛc.

Nun begann auch Napoleon, was ſelten geſchah, herzlich zu lachen, und ſein Geſichtsausdruck war ein ſehr heiterer, als er unter Hurrarufen der Bevölkerung von dannen fuhr. R. v. B.

Zahlungsmittel im Kongoſtaate. — Der hauptſächlichſte Handelsplatz im Kongoſtaate iſt Leopoldville am Unterlaufe des Kongofluſſes. Nach dieſem Orte bringen wöchentlich zweimal drei- bis viertauſend Eingeborene ihre Produkte, die ſie gegen Schießpulver und buntfarbige Zeuge austauſchen. Das einzige dort gebrauchte Geld bilden lange Meſſingſtäbe, Mitatos genannt, welche in Stücke von acht Zoll Länge geſchnitten werden.

In dem Orte Bananapoint verhandelt man an die Eingeborenen: rote Taſchentücher, Tuche, Glasperlen, Säbel, alte Seidenhüte, farbige Regenſchirme, billige Meſſer, Feuerſteingewehre, Schießpulver, Meſſingſtäbe, Töpfer- und Zinnwaren, alte Uniformröcke, Rum, billige Uhren und kölniſches Waſſer. Der Normalwertmeſſer ſind hier Stücke Zeug, wie es zu Taſchentüchern gebraucht wird. Jedes dieſer Stücke iſt vierundzwanzig Fuß lang, drei Fuß breit und hat einen Wert von ungefähr zwei Mark. Hat der Händler von einem Eingeborenen Produkte eingehandelt, ſo giebt er dieſem Karten, von denen jede einen Nennwert darſtellt gleich dem Werte jenes Zeugſtückes. Bringen die Karawanen dann die Waren, ſo geht der Eingeborene in den Laden und tauſcht gegen die Karten ſo viel Artikel ein, als der Wert der Karten beſagt. Gemünztes Geld nehmen die Eingeborenen nur in ganz außergewöhnlichen Fällen an, ſie ſind demſelben gegenüber mißtrauiſch und halten es für wertlos. Aus dieſer Ueberzeugung erwachſen für die weißen Händler, welche den Eingeborenen für deren Produkte jene Zeugſtücke verabfolgen, enorme Vorteile, da ſie ſolch ein auf zwei Mark bewertetes Stück

Digitized by Google

bei der Landung im Kongogebiete nicht einmal die Hälfte, die Zollgebühren eingerechnet, zu stehen kommt.

Die Geldumlaufsmittel am Leopoldsee bilden kleine weiße oder blaue, runde Perlen, ferner kleine muschelfarbige Stücke und Streifen aus Baumwollenzeug, große und kleine Glocken, Messingstäbe, Zinnteller und Spiegel.

Ein für eine Steinschloßflinte bestimmter Feuerstein ist in Ilimi Lusambo neun Pfund Gummi wert. Der Ort ist ein gegen das Vordringen der Araber errichteter staatlicher Posten und bildet den Warenstapelplatz für einen Distrikt mit strebsamer, fleißiger und zahlreicher Bevölkerung. Als Wertmesser hat man dort noch Kupferkreuze, Muschelgeld, Tuche und die unvermeidlichen Messingstäbe. Die Nahrungsmittel sind in jenem Bezirk lächerlich billig. Für einen Eierbecher voll blauer Glasperlen, die etwas größer sind als ein Stecknadelkopf, kann man Lebensmittel für eine ganze Woche kaufen. Kaffee und Baumwolle wachsen wild. Manche Eingeborenen haben viele Stücke Vieh; in den Besitz einer Kuh kann man sich schon für eine Steinschloßflinte setzen, die an der Küste etwa zehn Mark kostet. Die Araber, welche sich in jenem Distrikt mit der einheimischen Bevölkerung vermischt haben, üben einen guten Einfluß auf diese aus. Die Eingeborenen sind dort außergewöhnlich reinlich, im Gegensatz zu den sonstigen Wilden des Kongostaates.

In Kassonga, wo wöchentlich zweimal ein großer Markt abgehalten wird, bilden Madibas, quadratförmige Stücke Zeugs aus gewebten Palmfasern, die gangbare Münze. Die Stücke werden zu Kleidern zusammengeflickt und bilden Teile derselben, bis man sie als Geld zu verausgaben hat. Um sechs solcher Münzen kann man sich Nahrungsmittel für eine Woche kaufen. Mit Madibas und eisernen Hacken bezahlen die Eingeborenen in dem Orte Nangive ihre Schulden. Nangive ist zugleich das afrikanische Zentrum für Salz. Letzteres bildet dort eigentlich den Normalwertmesser, und für Salz kann man daselbst alles mögliche einkaufen. Elfenbein handelt man für Messingstäbe und Madibas ein. Gold und Silber sind den Eingeborenen unbekannt. Bis jetzt sind alle Versuche, sie an diese Edelmetalle zu gewöhnen, vergeblich geblieben. v. B.

Digitized by Google

Ein glücklicher Barbier. — Der englische Staatsmann Lascelles bewarb sich um einen Sitz im Unterhaus und setzte alle Hebel in Bewegung, um den Sieg über seinen Gegenkandidaten davonzutragen. Eines Tages erfuhr er, daß ein Barbier, Namens Arkwright, der in einem Keller wohnte und seine Kunden für einen Penny rasierte, seine Stimme noch nicht abgegeben hatte. Lascelles ging zu dem Manne und ließ sich von ihm rasieren; dann sagte er dem Barbier, wer er wäre, und gab ihm eine Zehnpfundnote. Der Barbier steckte das Geld ruhig in die Tasche, bedankte sich und sagte lächelnd: „Sir Thomas, Ihr Gegenkandidat, hat sich heute morgen zweimal rasieren lassen."

Lascelles ging an den Spiegel, rieb sein Kinn und meinte nachdenklich, indem er sich wieder in seinen Stuhl setzte: „Ja, ja, Sie haben recht, Sie können mich noch 'mal nachrasieren."

Arkwright nahm wieder sein Messer und fuhr Lascelles über das Gesicht, der ihm nun zwei weitere Zehnpfundnoten überreichte.

„Jetzt, mein Herr," rief der Barbier in fröhlichem Tone, „ist mein Glück gemacht, ich brauchte fünfzig Pfund, und die habe ich jetzt beisammen."

Lascelles verließ den Barbierladen, Arkwright stimmte für ihn, und Lascelles wurde mit geringer Majorität gewählt.

Einige Jahre waren vergangen; Lascelles war Earl von Harwood geworden, als eines Tages vor seinem Hause eine glänzende Equipage hielt. Derselben entstieg ein Herr, der sich als Mister Arkwright anmelden ließ. Der Lord empfing ihn, erklärte dem Fremden aber, er habe nicht das Vergnügen, ihn zu kennen.

„Erinnern Sie sich nicht," fragte der Fremde, „eines Mannes, dem Sie einst für dreimaliges Rasieren dreißig Pfund bezahlten?"

„Dessen erinnere ich mich sehr wohl," versetzte der Lord.

„Nun denn," fuhr Arkwright fort, „dieser Mann bin ich, und das Geld, das Sie mir für meine Dienste gaben, ermöglichte es mir, im Verein mit dem, was mir Ihr Gegner zahlte, meine Spinnmaschine, an der ich seit Jahren arbeitete, herstellen zu lassen. Ich bin durch Sie zum Millionär geworden und betrachte Sie, Mylord, als meinen größten Wohlthäter." L—n.

Digitized by Google

Der Rat des Königs. — Der Weg von Trier nach Hermeskeil im sogenannten Hochwalde war zur Zeit des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms IV. so schlecht, daß weder Fuhrwerk noch Fußgänger denselben bei schlechtem Wetter passieren konnten. Alle Klagen und Gesuche bei den nächstzuständigen Behörden, eine Verbesserung dieser Straße herbeizuführen, blieben erfolg- und fruchtlos. Als nun der König bald nach seiner Krönung das Land bereiste, berührte er auch Trier, und eine Deputation dortiger Bürger überreichte ihm eine Bittschrift, worin das Eingreifen des Staatsoberhaupts in der Angelegenheit dringend nachgesucht wurde. Der König hielt darauf, womöglich jede Bittschrift sofort zu lesen und einen augenblicklichen, wenn auch nur vorläufigen, mündlichen Bescheid zu geben. So geschah es auch hier. Nach Durchlesung der Beschwerdeschrift antwortete er in seiner originell-witzigen Weise den Deputationsmitgliedern folgendes:

„Meine Herren! Ich kann in dieser Sache leider selbst nichts thun — aber einen guten Rat kann ich Ihnen erteilen. In nächster Woche bereist der Herr Oberpräsident seine Provinz; fahren Sie Seine Excellenz diesen Weg und werfen Sie den Wagen um, so wird der Weg in einem halben Jahr gemacht sein — werfen Sie aber zweimal um, so ist der Weg in zwei Monaten fertig!" C. T.

Interessantes Naturschauspiel. — Alljährlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche bietet sich im maritimen Lauf der Seine ein Naturschauspiel von seltener Großartigkeit dar, welches stets viele Besucher nach dem an der Seine gelegenen, etwa 45 Kilometer von Havre entfernten Orte Caudebec lockt. Das Aufsteigen der Flut des Meeres in dem Strome erfolgt dann unter Bildung einer mächtigen, als „Mascaret" bekannten Wellenerscheinung, die aus mehreren aufeinander folgenden Wellen in zunehmender Höhe besteht und sich dort bildet, wo die den Fluß hinaufsteigende Meeresflut und die sich nach dem Meere hinwälzende Ebbeströmung des Flusses einander begegnen. Mehr oder minder wiederholt sich diese Erscheinung täglich, je nach der Stärke des Flutwechsels im Meere. Die Höhe und Geschwindigkeit der Mascaretwellen wächst mit der Stärke des Flutwechsels

Digitized by Google

und ist daher am bedeutendsten zur Zeit der Springfluten bei Frühlings- und Herbstanfang. Während der geringste Flutwechsel bei Havre etwa 3½ Meter beträgt, erreicht er nach dem Neumond oder Vollmond um die Tag- und Nachtgleiche 7½ bis 8 Meter. Alsdann steigt der Mascaret in 4 bis 6 Meter Höhe mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes die Seine hinauf und staut die Flut zurück, was den Fluß dann noch längere Zeit nach dem Vorüberziehen der Mascaretwellen in brodelnder Aufregung erscheinen läßt. Von ferne sieht man den Wasserberg herangerollt kommen und die schaumspritzenden Wellen sich an jedem Hindernis der Ufer hoch aufbäumen. Auf flachen Stellen brandet der Mascaret heftig, weshalb die Schiffe tiefe Stellen des Flusses aufsuchen, um seinen Vorübergang abzuwarten, oder noch besser sich in schützende Buchten zurückziehen. C. T.

Folgen des Schreckes. — Der alte Prediger Witte, dessen Sohn Karl seiner Zeit durch seine seltene Gelehrsamkeit Aufsehen machte (derselbe erhielt, 14 Jahre alt, die Doktorwürde, er starb 1883), kam auf den sonderbaren Einfall, sich bei Lebzeiten auf einem Berliner Kirchhofe ein Denkmal setzen zu lassen, in dessen Nähe er sich oft aufhielt, um zu hören, was die Leute über ihn sprachen. Einst besuchte ein Bekannter Wittes, der längere Zeit von Berlin abwesend gewesen war, jenen Kirchhof, fand auch das Denkmal mit Wittes Namen und war etwas betroffen über den vermeintlichen Tod desselben. Plötzlich aber klopft ihm jemand auf die Schulter, und als er sich umwendet, steht Witte ihm gegenüber, worüber er so heftig erschrak, daß er am nächsten Tage starb. —dn—

Die geschenkten Sitzungen. — Der preußische Staatsmann Wilhelm v. Humboldt, ein Bruder des berühmten Naturforschers, hatte von seinem Aeußeren eine so schlechte Meinung, daß er es nicht nur vermied, sich im Spiegel zu betrachten, sondern auch, allerdings lachend, zu sagen pflegte, sein Gesicht sei nicht wert, der Nachwelt erhalten zu werden. In der That wollte er keinem Maler sitzen und ging von diesem Grundsatze auch dann nicht ab, als er auf dem Tableau verewigt werden sollte, welches der frühere Hofmaler Napoleons I. Isabey im Auftrage

Digitized by Google

der Bourbonen von den Teilnehmern am Wiener Kongresse zu malen hatte.

„Was wollen Sie?“ sprach er zu dem Künstler, der ihm den Wahn der Häßlichkeit zu benehmen suchte. „Jeder Mensch hat irgend eine Ansicht, an der er zähe festhält. Es ist daher umsonst, mich von der Meinung abzubringen, daß meine Züge nicht wert sind, verewigt zu werden. Und zahlen soll ich auch noch dafür? Die Natur würde mich auslachen, wenn ich auch nur einen Sou für mein Bildnis ausgäbe.“

„Wohlan denn,“ versetzte der geistreiche Franzose, „so haben Sie die Güte, mir einige Sitzungen zu — schenken.“

Das wirkte. Humboldt saß dem Maler so oft er wollte und rühmte sich später, als das Tableau fertig war, der einzige zu sein, der für sein Porträt nichts bezahlte. „Freilich,“ fügte er scherzend hinzu, „mußte ich mir aus diesem Grunde gefallen lassen, daß mich der Maler, aus Aerger über das entgangene Honorar, vollkommen ähnlich machte.“ R. M.

Gelegte Eier. — Pestalozzi, der berühmte Pädagog, liebte im Gespräch leichte Scherze jeder Art, auch Wortspiele pflegte er gern anzubringen und knüpfte sie überall an. Als sich einst einer seiner Zöglinge mit seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen brüstete, fragte ihn der Alte mit ernstem Gesicht: „Warum legen die Hennen ihre Eier?“

Der Zögling wollte eine lange Auseinandersetzung beginnen, der Alte aber unterbrach ihn: „Bitte recht sehr um Verzeihung — weil sie rund sind, sonst könnten sie sie stellen.“ D—l.

UNIV. OF MICHIGAN.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buch- und Kolportagehandlung zu beziehen:

Unser Bismarck.

Von

C. W. Allers und Hans Kraemer.

Gedächtnis-Ausgabe.

Inhalt: 296 Seiten Text mit über 180 Illustrationen in ein- und mehrfarbigem Kunstdruck, darunter 22 Extra-Kunstblätter.

Elegant gebunden Preis 12 Mark.

(Auch in 20 vierzehntägigen Lieferungen zum Preise von je 50 Pfennig zu beziehen.)

Ein würdiges Denkmal der Erinnerung an den großen Toten, um das Andenken an dessen das Jahrhundert überragende Heldengestalt und die große Zeit, welche das Gepräge seiner gewaltigen Persönlichkeit trägt, uns und den kommenden Generationen in Wort und Bild dauernd festzuhalten. Von allen Bildern des Altreichskanzlers, so schreibt ein Verehrer desselben, dürfen die Allersschen den größten Anspruch auf lebendige Aehnlichkeit machen. Der von Hans Kraemer so schön geschriebene Text erzählt uns, bald anmutig plaudernd, bald erhebend und begeisternd, aus alten und jungen Tagen des eisernen Kanzlers. Das Werk schildert uns den Fürsten gemütvoll im intimen Kreise seiner Familie und seiner Freunde und gestattet manchen Einblick in Intimitäten, mit denen bekannt zu werden sich sonst keine Gelegenheit bietet.

Probelieferungen in allen Buch- und Kolportagehandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als Reiselektüre empfohlen!

Georg Hartwig:

Die Generalstochter. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Die goldene Gans. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Alpenrose. Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Wilhelmine von Hillern:

Am Kreuz. Oberammergauer Passionsroman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 10.—, elegant gebunden M. 12.—

Balduin Möllhausen:

Die beiden Yachten. Roman. 3 Bände.
Preis broschiert M. 10.—

Der Spion. Roman. 3 Bde. Preis broschiert M. 10.—

Die Söldlinge. Roman. 3 Bde. Preis broschiert M. 10.—

Der Fährmann am Kanadian. Roman. 3 Bände.
Preis broschiert M. 10.—

Welche von Beiden? Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Fedor von Zobeltitz:

Die Armutsprobe. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1093

Union Deutsche V
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Allen Freunden schwäbischen Humors

empfehlen wir die mit großem Beifall aufgenommenen Bücher von

Wilhelm Schrader:

Damm alte Gäwele.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich.

Zweite Auflage.
Elegant broschiert Preis 2 Mark.

*

Aus 'em scheine Hohelohe.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich.

Zweite Auflage.
Elegant broschiert Preis 2 Mark.

Diese beiden Bändchen werden für jeden Kenner schwäbischen Dialektes und schwäbischer Eigentümlichkeiten eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung bilden. — Wilhelm Schrader ist ein geborener Humorist und zugleich ein geborener Hohenloher, der seine Heimat über alles liebt, und dieser doppelten Eigenschaft ihres Verfassers verdanken diese Geschichten jene drollige Wirkung, welche dieselben in weitesten Kreisen Eingang finden ließ. — Wir können die beiden Bände jedermann zur Anschaffung bestens empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die oben bezeichnete Verlagshandlung.

Filmed by Prese

Digitized by Google